


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





Memoiren

des

königlich preußischen Generals der Infanterie

Ludwig von Reiche.

Herausgegeben von seinem Neffen

Louis von Weltzien,
großherzöglich oldenburgischem Hauptmann und Brigademajor.

Erster Theil.
Von 1775 bis 1814.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Sr. königlichen Hoheit

dem

Prinzen von Preussen

in

tiefster Ehrfurcht

allerunterthänigst gewidmet

von

dem Herausgeber.



Vorwort.

Aus dem Nachlasse meines am 18. Mai 1855 zu Berlin verstorbenen Onkels, des königlich preußischen Generals der Infanterie a. D. von Reiche, sind mir dessen Memoiren zur Veröffentlichung zugekommen. Mein Onkel schrieb dieselben in den seinem Rücktritte aus dem activen Dienste zunächst folgenden Jahren von 1842—45. Außer seinem vortrefflichen Gedächtnisse dienten ihm als Anhalt frühere Aufzeichnungen und vorzugsweise eine Menge ausführlicher Briefe, welche er in ununterbrochener Folge von 1788 an, wo er das älterliche Haus verließ, um als Junker in die preußische Armee zu treten, bis zum Jahre 1819, wo er als Chef des Generalstabs vom Zieten'schen Armeecorps aus Frankreich zurückkehrte, an seinen Vater geschrieben hatte. Ueber den Zweck seiner Memoiren spricht sich der Verstorbene selbst folgendermaßen aus:

„Die Muße, die mir der Rücktritt aus dem Dienste gewährt, glaube ich nicht besser anwenden zu können,

als wenn ich in mein vergangenes Leben zurückblicke und Dasjenige daraus aufzeichne, was für meine Angehörigen und Freunde, denen diese Blätter als ein Vermächtniß nach meinem Tode zunächst gewidmet sind, von Interesse sein könnte.

„Wenngleich es danach meine Absicht ist, mich möglichst nur auf Dasjenige zu beschränken, was mich persönlich mehr oder weniger berührt, so werde ich doch nicht vermeiden können, mitunter mich über das Allgemeine auszulassen, da ohne solches meine Einzelnheiten ohne Verbindung und Verständniß bleiben müßten.“ — —

Mit reiferm Alter — wo die Briefe an den Vater ihm reicheren Stoff lieferten — und mit Erweiterung des dienstlichen Wirkungskreises nimmt das „Auslassen über das Allgemeine“ progressiv zu bis zum Jahre 1819, wo die Memoiren eigentlich abschließen und nur noch eine Uebersicht über die Veränderungen der dienstlichen Stellung des Autors folgt.

Am Schlusse seiner Arbeit sagt mein Onkel:

„. . . . Ob in späterer Zeit, wenn die handelnden Personen jener Epoche das Erdenleben verlassen haben, Auszüge daraus einer größern Veröffentlichung werth geachtet werden, muß ich dahingestellt sein lassen.“ — — —

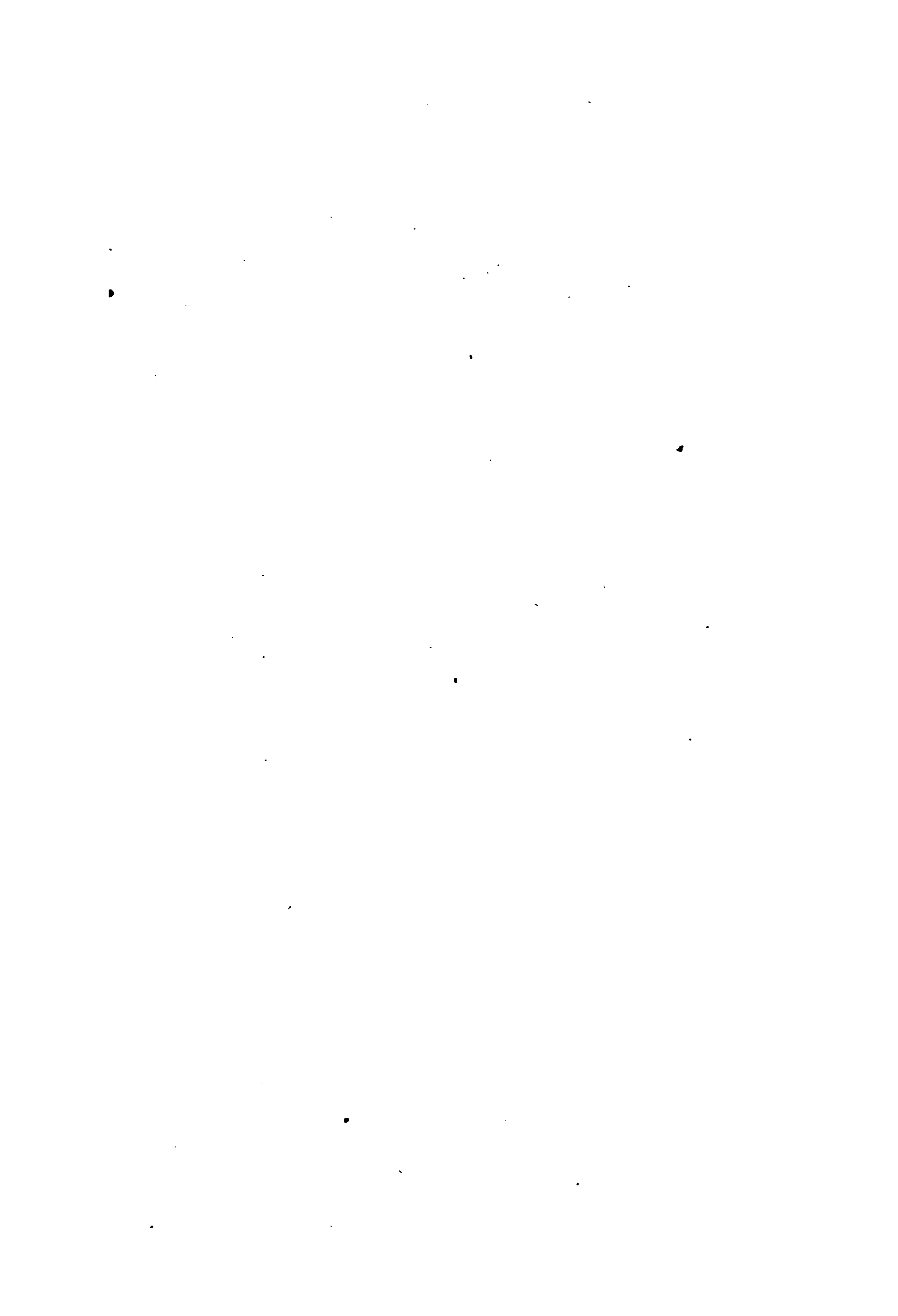
Da ich nun überzeugt bin, daß nicht allein Auszüge, sondern die Memoiren selbst von allgemeinerm Interesse sein werden, so gebe ich hier statt Bruchstücke das

Ganze bis auf geringe Kürzungen und unwesentliche rein formelle Aenderungen.

Sollte der Leser in einer oder der andern Stelle schon früher Gelesenes wiederfinden und darin eine Wiederholung sehen, so bemerke ich, daß die Memoiren bereits von meinem Onkel einzelnen Autoren zur Benutzung geliehen worden sind, andererseits manche Auffassung und Mittheilung, welche gleichfalls nichts Neues enthält, doch als aus des Verfassers eigener Auffassung und Erfahrung hervorgehend, mir zu werthvoll erscheinen mußte, als daß ich sie hätte wegstreichen mögen.

Oldenburg, im December 1856.

Der Herausgeber.



Inhalt.

Erster Theil von 1775—1814.

Erster Abschnitt.

Meine Lebens- und Dienstverhältnisse von 1775—1805.

Zweiter Abschnitt.

Preußens Prüfungszeit und Fall. 1805—12.

Erster Abschnitt.

Meine Lebens- und Dienstverhältnisse von 1775—1805.

Meine Lebensjahre bis zum Eintritt in den Dienst, 1788.

Nach Ausweis meines Taufscheins wurde ich am 4. October 1775 zu Nienburg an der Weser im Hannöverschen, wo mein Vater als Hofrath und Landsyndicus der Hoya'schen Landschaft, zur Zeit der Fremdherrschaft als Tribunals-Präsident, seinen Wohnsitz hatte, geboren. Ich erhielt die Vornamen August Friedrich Ludwig Karl. Mein Vater war zweimal verheirathet. Von den vier Kindern erster Ehe war ich unter den drei Söhnen der jüngste. In der ganzen Ehe folgten noch zwei Söhne und vier Töchter, die erst nach meinem Austritt aus dem väterlichen Hause geboren wurden. Meine Mutter verlor ich, als ich erst 10 Jahr alt war.

Die vielfachen Amtsgeschäfte meines Vaters, zu welchen noch juristische Nebenarbeiten zur Vergrößerung des Einkommens, behufs Ernährung einer immer zahlreicher werdenden Familie, hinzukamen, raubte ihm die Zeit, sich mit der Erziehung und weiteren Ausbildung seiner Kinder speciell zu befassen. Da nun meine Mutter sehr kränklich war, und der Vater gegen öffentliche Schulen ein Vorurtheil hatte, so veranlaßte ihn dieses, uns Kindern einen Hofmeister zu halten.

Um seine Zöglinge unter beständiger Aufsicht zu haben, ertheilte uns der Hofmeister seinen Unterricht gemeinschaftlich. Dies

hatte für mich, als jüngstgeborenen, großen Nachtheil, indem ich, um soviel später eingetreten, gegen meine Geschwister sehr zurückblieb, zumal er sich mit diesen vorzugsweise beschäftigte, wobei er meinen ältesten Bruder, der ungemein leicht auffaßte und überhaupt sehr befähigt war, besonders auszeichnete.

Daß es mir an Lernbegierde gefehlt hätte, kann ich nicht sagen, auch war ich nicht ungelehrig, doch als ich mich immer mehr zurückgesetzt sah, so verlor ich endlich den Muth und gab mir keine Mühe mehr. Der Hofmeister führte über mich beim Vater wiederholte Klage, was diesen veranlaßte, sich von meinen Kenntnissen selbst zu überzeugen, zu welchem Behufe eine Prüfung mit mir in seiner Gegenwart stattfand, der auch der Superintendent des Orts, ein ehrwürdiger Prälat und Freund meines Vaters, beiwohnte. Zufällig beantwortete ich die an mich gerichteten Fragen nicht schlecht, sodaß der Superintendent ausrief: „I, der weiß ja Alles!“ Mein Vater war über den Ausfall der Prüfung zufrieden, weniger mein Hofmeister, der sich dem Vorwurfe unbegründeter Klagen bloßgestellt sah [1]. Für mich wäre es vielleicht besser gewesen, wenn mich der Zufall weniger begünstigt hätte, denn von Stunde an bekümmerte sich der Hofmeister nicht weiter um mich. Dieses erzeugte in mir eine Abneigung gegen den Hofmeister, von dem ich mich ungerecht behandelt glaubte, und legte ohne Zweifel den Grund zu jener übertriebenen Empfindlichkeit und Reizbarkeit, die mir im Leben viele schlaflose Nächte bereitet haben; vielleicht ward jedoch auch dadurch mein Gefühl für Recht und Gerechtigkeit gestärkt.

Um nicht ohne Beschäftigung zu bleiben, fing ich allerlei Liebhabereien an. Ich legte Sammlungen von Wappen, Schmetterlingen, Mineralien, Muscheln und Holzarten an, wobei ich durch Schenkungen hannöverscher Offiziere, die dergleichen aus Gibraltar, Minorka und Ostindien [2] mitgebracht hatten, unterstützt wurde. Ich fing an Wappen zu stechen, wozu ich die In-

---

[1] Mein Vater hat diese Geschichte noch in seinem hohen Alter oft und gern erzählt.

[2] Von 1775—1784 befanden sich fünf Bataillone Hannoveraner in Gibraltar und auf der Insel Minorka; von 1783—1791 und 1792 zwei Regimenter in Ostindien. Aus letzterem Lande kamen im Verlaufe dieser Zeit einzelne Offiziere ꝛc. nach dem Vaterlande zurück.

strumente aus Nägeln selbst verfertigte, und machte allerlei künstliche Drathgeflechte, sowie ich auch Gefallen am Zeichnen fand. Ich gewann Geschmack an solchen Dingen, was auf meine spätere Laufbahn nicht ohne Einfluß geblieben ist. Die Bekanntschaft mit den Offizieren, die mich wegen meiner Anstelligkeit liebgewonnen hatten, trug das ihrige mit dazu bei.

Erinnerungen aus meinen früheren Jahren sind mir stets gegenwärtig geblieben. So denke ich noch immer mit Vergnügen an die Besuche zurück, die der Vater mit uns nach Rehburg, einem hannöverschen Amte und Badeorte, wo ein Herr von Grävemeyer, ein Verwandter von uns, die erste Beamtenstelle bekleidete, fast alljährlich zu machen pflegte. Von dem Zwange des Stubensitzens und der Grammatik befreit, waren wir Herren unserer Zeit, und ermangelten nicht, uns im Freien recht tüchtig zu tummeln. Dieser von Grävemeyer war ein humoristischer Mann, der sich viel mit uns Jungen abgab und den wir recht liebgewonnen hatten.

Bei dieser Gelegenheit wurden viele Ausflüge in die Umgegend gemacht, unter denen einer der interessantesten die am 8. April 1787 unternommene Wasserfahrt auf dem Steinhuder-Meere nach der sehenswürdigen kleinen Festung Wilhelmsstein war, die der bekannte Graf Wilhelm von Bückeburg von 1762—65 auf einer künstlichen Insel mitten in diesem Meere hatte erbauen lassen [1]. Um diese Insel zu schaffen, mußten die Bauern

[1] Sechzig Jahre nachher, am 26. Juli 1847, wiederholte ich diesen Besuch, der mir viel Vergnügen gewährte.

Die Festung fand ich in ganz gutem Zustande, überhaupt in allen Stücken wohl unterhalten und mit einer zureichenden Anzahl Geschütz und Waffen versehen, darunter auch mehre aus frühern Zeitaltern; die Geschütze jedoch größtentheils ohne Affütage.

Das Fort besteht aus einem vierseitigen tenaillirten und casemattirten Kernwerke von 60 Schritt Polygonseite, mit einem 12—15 Fuß hohen massiven Revetement, welches durch casemattirte Flankenbatterien, jede zu 1 Geschütz, rasant bestrichen wird. Außer diesen Batterien befinden sich in den Souterrains die Rüstkammer und andere Localien zur Aufbewahrung des Proviants und der übrigen zur Vertheidigung nöthigen Gegenstände.

Über den Souterrains befinden sich die Wohnungen für den Commandanten und die Offiziere der Besatzung, sämmtlich in bewohnbarem Zustande.

Das Kernwerk ist umgeben mit einem geräumigen bedeckten Wege, dessen Trace viel Aehnlichkeit mit der Montalembert'schen Constructionsweise bei

aus der Umgegend Steine zusammenfahren, die dann auf Kähnen an Ort und Stelle gebracht und versenkt wurden. Der Wilhelmsstein hatte einen Commandanten und eine kleine Besatzung bückeburgischer Truppen.

Im Verwahrsam des Commandanten befanden sich noch einige von den kleinen goldenen Kanonen, die der Graf Wilhelm, der als Feldmarschall in portugiesischen Diensten stand, von dem Könige von Portugal zum Geschenk erhalten hatte [1].

Im Jahre 1787 wurde der Wilhelmsstein von den Hessen belagert, in Folge von Ansprüchen, die Kurhessen nach Ableben des damaligen Grafen von Bückeburg auf den Besitz des bückeburgischen Antheils der Grafschaft Schaumburg zu haben vermeinte. Indessen war die Einschließung nicht vollständig, da sie auf der hannöverschen Seite unterbrochen blieb. Unter diesen Verhältnissen konnte auch eine Aushungerung nicht erfolgen, vielmehr wurde die Festung von dort aus mit Lebensmitteln versehen, die bei Nacht, auf ein vom Ufer aus als Signal angezündetes Feuer, abgeholt wurden. Der Commandant [2] hatte alle Aufforderungen zur Übergabe stolz abgewiesen, und erwarb sich dadurch in dortiger Gegend einen ruhmvollen Namen. Man verglich Wilhelmsstein mit Gibraltar, dessen glorreiche Vertheidigung damals noch in frischem Andenken stand.

Umwandlung der bastionirten Fronten in tenaillirte hat. Eine Nachahmung kann von Seiten des Grafen von Bückeburg hierbei nicht stattgefunden haben, da die Montalembert'schen Ideen erst über 12 Jahre später ans Licht traten.

In den Waffenplätzen des bedeckten Weges, sowol in den ausspringenden als in den einwärtsgehenden Winkeln desselben, sind massive Gebäude zu Wohnungen und zur Unterbringung der Besatzung angelegt, die auch zu Vertheidigungszwecken nutzbar gemacht werden können.

Auch ist ein Sicherheitshafen für die Schiffsfahrzeuge der Festung angebracht, sodaß an Alles gedacht ist, was bei einer solchen Anlage nur verlangt werden kann.

[1] Dergleichen Kanonen sollen sechs Stück vorhanden gewesen sein. Bei meinem letzten Besuche wurde mir nur eine derselben gezeigt; eine zweite sollte auch noch da sein, die übrigen aber sollen nach und nach eingeschmolzen worden sein. Das Rohr des Kanons hat die Länge von ungefähr 1 Fuß und ist ganz proportionirt gearbeitet. Die Laffette ist von schwarzem Ebenholze und die Beschläge sind von Silber, Alles sehr sauber und vollständig.

[2] Ein Hauptmann Windt.

Trotz dieser sogenannten Belagerung durften wir mit Genehmigung des Commandanten, der unser Führer war, das Innere des Wilhelmssteins in Augenschein nehmen. Alles hatte dort ein kriegerisches Ansehen, und die alten Soldaten, meist Invaliden, sahen nicht wenig grimmig hinein. Es war dieses die erste quasi kriegerische Expedition die mir vorkam, ohne daß jedoch ein Blutvergießen dabei stattfand.

Auf der Rückfahrt überraschte uns ein Sturm, der mir den Hut in die Wellen jagte, und uns nach dem von den Hessen besetzten Ufer verschlug. Uns wurde bei dieser Gelegenheit himmelangst, und schon wähnten wir uns als Gefangene weggeschleppt und noch schlimmeres. Wir wurden nach Hagenburg vor den hessischen commandirenden Offizier, der hier sein Quartier hatte, geführt. Nach einem scharfen Examen durften wir unsere Fahrt nach Rehburg fortsetzen.

Bei dieser Gelegenheit sah ich die ersten hessischen Soldaten, lauter hochstämmige Menschen mit martialischen Gesichtern, als wollten sie uns spießen. So ernsthaft mir das ganze Abenteuer vorkam, so konnte ich meine Neugierde doch nicht unterdrücken über die schwarzen Lappen, die die Soldaten unter der Nase sitzen hatten, die wie rundgeschnittene Pechpflaster aussahen. Wie ich hörte, daß das preußische Schnurrbärte seien, konnte ich mich des Lachens nicht erwehren und mein Staunen bei diesem komischen Anblicke nahm kein Ende. Damals ahnte ich noch nicht, daß ich mit diesen gekleisterten und gewichsten Schnurrbärten aus erster Hand in nähere Berührung kommen sollte.

Ebenfalls steht auch heute noch lebendig vor meinen Augen, als im Spätjahre 1784 die hannöverschen Truppen aus Gibraltar zurückkehrten, die an der heldenmüthigen Vertheidigung dieser berühmten, seitdem für unüberwindlich gehaltenen Festung unter dem tapfern englischen General Elliot ruhmwürdig theilgenommen hatten. Ihr Einzug glich einem Triumphzuge. An ihrer Spitze trugen weißgekleidete junge Mädchen einen Lorberkranz, der noch jetzt zum Andenken an die Waffenthat [1], worauf die

---

[1] Namentlich zeichneten sich die Hannoveraner bei einem Ausfalle, der den 26. November 1782 gegen die Belagerer mit 2000 Mann unternommen wurde, vorzüglich aus. Die bei dieser Belagerung in Anwendung gebrach-

Hannoveraner noch heute stolz sein können, in der Kirche zu Nienburg, neben dem Altare an der Wand befestigt, sich befindet. Die Truppen brachten ganze Stücke Kanonenmetall von den eroberten spanischen und französischen Geschützen mit, die theils als Trophäen aufbewahrt, theils zu nutzbaren Gegenständen, Leuchtern u. dergl. verarbeitet wurden, von welchen sich noch heute einige in unserer Familie befinden.

Als Auszeichnung erhielten die aus Gibraltar zurückgekehrten Truppen auf dem Unterärmel des Rocks ein Band, auf welchem der Name „Gibraltar" eingewirkt war, und die Grenadiere außerdem an den Bärenmützen, der damaligen Kopfbedeckung derselben, ein messingenes Schild in Bandform mit gleicher Inschrift. Orden und Medaillen, heutzutage in Unmassen vorhanden, kannte man bei den Hannoveranern damals noch nicht.

Dieses Ereigniß machte einen großen Eindruck auf mich, und ich empfand seitdem eine große Neigung für den Kriegerstand. Als hannöversche Truppen und Ersatzmannschaften im Jahre 1786 sich in Nienburg zur Einschiffung auf der Weser sammelten, um zu ihrer Bestimmung, nach Ostindien, abzugehen, fühlte ich sehr großes Verlangen, mich ihnen anzuschließen. Bei meinem damaligen noch sehr jugendlichen Alter mußte dies natürlich unterbleiben, was mich tief betrübte. Ein gleiches war der Fall bei meinem ältesten Bruder; denn wir fühlten uns glücklich in dem Gedanken, Soldat zu werden. Das Schicksal fügte es, daß unsere beiderseitigen Wünsche in Erfüllung gehen sollten. Als nämlich mein ältester Bruder so weit war, daß für seine künftige Bestimmung ein Beschluß gefaßt werden mußte, und mein Vater solches seiner freien Wahl überlassen wollte, kam zufällig Besuch von einem preußischen Hauptmann von Schönowsky von dem Regimente aus Minden, ein alter Bekannter meines Vaters. Sein Wort entschied! Der alte Degen wußte alle dagegen aufgestellten Bedenken meines Vaters zu beschwichtigen, und er malte den Kriegerstand mit so glänzenden Farben aus, daß alle fernern Einwendungen fortan nutzlos waren. Es hätte keine Schwierigkeiten gehabt, meinen Bruder in dem hannöverschen Dienste an-

---

ten schwimmenden Batterien und deren Zerstörung durch glühende Kugeln haben ihr Andenken bis heute erhalten.

zubringen, allein der preußische Hauptmann wollte keinen andern Dienst gelten lassen als den preußischen, den einzigen, wo Glück und schnelles Fortkommen zu erwarten stehe. Ein kräftiger Handschlag machte die Sache fest. Mein Vater, von jeher ein eifriger Preußenfreund, willigte nun auch ein, umsomehr als unser Hauptmann es übernahm, den Bruder unterzubringen, entweder bei dem Regimente, damals Woldeck, bei welchem er selbst stand, oder, wenn hier keine Stelle offen sein sollte, bei dem Regimente des Generals Eckartsberg, seines früheren Commandeurs, zu Wesel. Es erfolgte letzteres, worauf mein Bruder auch bald zu seiner neuen Bestimmung abging.

1788—91.

Mein Eintritt in den preußischen Dienst.

Das Beispiel meines Bruders wirkte mächtig auf mich ein, und da seine Briefe an den Vater auch sehr freudig lauteten, so stieg in mir der Wunsch, ihm bald zu folgen, auf das Höchste. Der Vater, einsehend, daß es mir mit dem Soldatwerden Ernst war, trat mir bei, umsomehr, als es damals als ein Gewinn betrachtet wurde, recht früh einzutreten, um desto schneller emporzukommen [1].

Mein Vater wünschte, daß ich mit meinem ältesten Bruder womöglich an einem Orte vereinigt werden möchte, wozu Wesel, indem dort drei Regimenter, außer Eckartsberg noch Eichmann und Gaudi, in Garnison standen, angemessene Gelegenheit darzubieten schien. Mein Bruder schlug für mich das Regiment Eichmann vor, weil dasselbe die meisten alten Offiziere hatte und

[1] Wer Connexionen hatte, ließ seine Söhne oft, wenn sie kaum 10 Jahre alt waren, bei einem Regimente einschreiben, von welchem Tage ab ihre Anciennetät gerechnet wurde, in welcher sie dann schon fortavancirten und sogar zu Offizieren befördert wurden, während sie noch in die Schule gingen. Hierin lag allerdings ein großer Mißbrauch, und wenn auch für den Eintritt kein Alter speciell vorgeschrieben war, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß Niemand auf Beförderung hätte Anspruch machen sollen, der den Fahneneid noch nicht geleistet hatte und seinen Dienst noch nicht verrichten konnte.

deshalb ein schnelles Avancement verspäche; die Zahl der Offizier-Aspiranten bei demselben auch nicht größer sei, als bei den andern beiden Regimentern.

Bei diesen nicht ungünstig scheinenden Auspicien ging das Gesuch meines Vaters zu meiner Annahme an den General Eichmann ab, welches mein Bruder persönlich überreichen mußte. Dasselbe wurde wohlwollend aufgenommen, und da der Punkt wegen der Zulage und der demnächstigen Beschaffung der Offizier-Equipage kein Bedenken machte, so durfte einer erwünschten Entscheidung meines Schicksals baldigst entgegengesehen werden. Diese ließ auch nicht lange auf sich warten, denn bereits unterm 8. November 1788 ging die Einwilligung des Generals Eichmann, mich zu seinem Regimente zu nehmen, ein, und bereitete mir, wie man sich leicht denken kann, eine große Freude. Sie machte sich unter anderem dadurch Luft, daß ich ausrief: „Gottlob, nun brauche ich kein Latein mehr zu lernen!" Nicht etwa, daß ich Unlust zum Lernen gehabt hätte, allein der Hofmeister, der mir seit jener Prüfung, deren ich erwähnte, nicht gewogen war, hatte mir seinen Unterricht, insbesondere aber das Lateinische, sehr zuwider gemacht.

Nunmehr wurden schleunigst Anstalten gemacht, bald nach Wesel abgehen zu können. Vor Allem sollte ich erst confirmirt werden. Da ich nicht viel über 13 Jahr zählte und erst mit dem 14. Jahre, den Landesgesetzen gemäß, die Confirmation zulässig war, so mußte das hieraus erwachsende Hinderniß zuvor aus dem Wege geräumt werden. Die erforderliche Dispensation wurde ertheilt, und ich wurde nach Verlauf von wenigen Wochen privatim confirmirt.

Bald darauf trat ich meine Reise auf der ordinären Post nach Wesel an; ein Bedienter meines Vaters begleitete mich. Nach einer höchst beschwerlichen Reise über Minden, Osnabrück und Münster traf ich Mitte December in Wesel ein. Nicht allein die strenge Kälte jenes Winters, sondern grundlose Wege, bei denen durch Wind und Schnee oft jede Spur verschwunden war, und das Stoßen und Umherwerfen in dem Marterkasten von Postwagen, der, wie einst der durch seinen Witz und Humor bekannt gewordene Kästner sagte, nur deshalb bedeckt war, damit man die Grimassen der Passagiere bei dem Stoßen und Rütteln des

Wagens nicht sehen solle, machten mir diese Reise unvergeßlich. Menschen in solche Wagen zu packen, schien mir ein an der Menschheit verübter Frevel! Oft flog mein Kopf mit solcher Gewalt an die Spriegel des Wagendeckels, daß ich glaubte er müßte auseinandergehen; glücklicherweise kam ich noch mit dicken Beulen davon. Mehre male liefen wir Gefahr, stecken zu bleiben, und ein mal mußten aus dem nächsten Dorfe Menschen geholt werden, die uns ausgruben, um nur weiter zu kommen. Auch hatten wir das Schicksal, mitten im tiefen Schnee umgeworfen zu werden, wobei ich, in einem großen Fußsack steckend, so unter die Wagenbänke zu liegen kam, daß ich mich nicht herauswickeln und mein Diener mich erst nicht finden konnte. Bei den verschneiten Wegen war uns ein preußischer Unteroffizier, der die Reise mitmachte, von großem Nutzen. Derselbe ging voraus, die Spur aufzusuchen und die Stellen anzuzeigen, wo gefahren werden konnte.

Bei alle diesem Ungemach verlor ich doch meine gute Laune nicht, was einen katholischen Pater, ebenfalls einer der Reisegefährten, nicht wenig amüsirte, der meinte, ich sei zum Soldaten geboren und würde gewiß noch einmal General werden. Daß er wahr prophezeihen würde, mag ihm so wenig in den Sinn gekommen sein wie mir!

Je näher dem Ziele, desto öder und trauriger wurde die Gegend, und was mein guter Unteroffizier mir von Wesel erzählte, stimmte mich zu ernsten Gedanken, und fast hätte ich den Schritt bereut, den ich nun nicht mehr zurückthun konnte. Endlich erreichten wir Wesel.

Bevor ich weiter berichte, habe ich noch Einiges von meiner Reise nachzuholen. In dieser Beziehung erwähne ich des ergreifenden Eindrucks, den ich in Minden bei dem Besuche des katholischen Gottesdienstes in dem dortigen prachtvollen Dome empfand. Mochte es die Neuheit und Eigenthümlichkeit des Gegenstandes machen, da ich außer der alten nienburger Stadtkirche und dem einfachen evangelischen Gottesdienste, noch nichts derart gesehen hatte, genug, ich fühlte mich von der Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes, bei erleuchteter Kirche, im Innersten ergriffen, besonders als der Priester mit Weihwasser durch die Menge ging und, sich rechts und links wendend, unter Bespren-

gung mit diesem Wasser, den Segen austheilte. Meine Sinne und Gefühle waren so mächtig erregt, daß ich damals gleich hätte katholisch werden können, und ich begreife sehr wohl, wie man sich von dem äußeren Pomp und den Ceremonien dieses Gottesdienstes kann hinreißen lassen, bis man einsehen gelernt, daß dies nur eine äußere Schale ist, die ihren Werth verliert, wenn man den köstlichen Kern kennen gelernt, und in das Wesen der christlichen Religion und in ihre Lehren und Wahrheiten erst tiefer eingedrungen ist. In Münster und Osnabrück ergötzte ich mich ebenfalls an den prachtvollen Kirchen, obgleich ich nicht leugne, daß ich mir alles dieses nach dem Maßstabe, den ich mir in Minden gebildet, großartiger gedacht hatte. An beiden Orten besuchte ich die Säle, in welchen der so berühmte Westfälische Friede abgeschlossen ward. Ich fand an beiden Orten noch die mit grünem Tuche belegten Tische, die Stühle, auf welchen die verschiedenen Abgeordneten gesessen hatten und die Bildnisse derselben an der Wand der Reihe nach aufgehängt. Die Namen dieser Abgeordneten notirte ich mir in meine Schreibtafel.

Einen sehr widrigen Eindruck machten mir in Münster die an dem Thurme der Lambertuskirche hängenden eisernen Käfige, in welchen der Wiedertäufer Knipperdolling und zwei andere Anführer dieser Religionssekte schmachteten und auf elende Weise umkommen mußten.

Eintreffen in Wesel.

Eine Festung gewährt an sich kein heiteres Bild, am wenigsten findet sich ein jugendliches Gemüth beim Eintritt in dieselbe durch die Mauern, Wälle, Gräben und Brücken, die man passiren muß, und durch die vielen Windungen, die man zu machen hat, angezogen. Doch war ich neugierig alles zu sehen, und steckte meinen Kopf, soweit ich es vermochte, durch die Seitenöffnung des Wagens, als ich bei der ersten Brücke einen Ständer bemerkte, an welchem mehre Portraits mit ihren darunter befindlichen Namen hingen. Nicht wenig wurde ich überrascht, als ich unter zweien derselben Namen bemerkte, die den landsmännischen Familien von Sch........ und von M........ angehörten. Charge und Regiment der Abgebil-

beten fehlten nicht. Mir kein besonderes Ehrendenkmal hier vorstellend, war mir die Bedeutung derselben doch noch dunkel, bis mein guter Unteroffizier mir die Augen öffnete [1]. Die Portraits von zwei Landsleuten am Galgen, als erstes Zusammentreffen bei dieser Gelegenheit mit bekannten Namen, war ein schlechter Empfang am Orte meiner Bestimmung und machte mir einen sehr unangenehmen Eindruck.

Wir fuhren durch das schöne Berliner Thor, ein Meisterwerk der Baukunst des berühmten Architekten Schlüter, der auch das sehenswürdige Zeughaus in Berlin und den Haupttheil des großen königlichen Schlosses daselbst gebaut hat, nach der Post, wo ich den Burschen meines Bruders traf, der mich nach dessen Wohnung brachte. Diese fand ich sehr wenig einladend und weit hinter der Beschreibung zurückstehend, die mein Bruder davon gemacht hatte, sowol was das Zimmer als auch was die Einrichtung desselben betraf. Meine Schlafstelle war auf dem Boden unterm Dache, welches so wenig dicht war, daß man den Tag durchscheinen sah. Ich war trostlos, und zu meinem Schreck sollte der Bursche meines Bruders mein Schlafkamerad sein. Ein alter häßlicher Kerl, mit einem Schnurrbarte, wie ich ihn bei den Hessen in Hagenburg sah, ein Ungar, der nach Taback und Branntwein roch, legte sich, nachdem er seinen Schnurrbart in die Höhe gekämmt und einen ledernen Riemen um die Oberlippe gebunden hatte, zu mir ins Bett.

Von der Reise sehr ermüdet, schlief ich endlich ein. Als ich am andern Morgen aufwachte sah ich bei dem Lichte, welches durch das Dach schien, auf dem Bette hin und wieder etwas blitzen, und wurde bald gewahr, daß es Schnee war, welchen der Wind während der Nacht durch die Dachfugen geweht hatte.

Alle Lust zum Soldatenstande war wie weggeweht, und gern hätte ich mich gleich wieder auf den Postwagen gesetzt und wäre, so sehr mir die Lust zum Reisen auch vergangen war, nach Nienburg zurückgefahren, doch konnte ich nichts ändern und mußte bleiben.

Als es 9 Uhr geschlagen hatte, führte mich mein Bruder

---

[1] Wenn Offiziere desertirten, so wurde ihr Bildniß an dem Galgen angeschlagen.

zum General. Ich übergab demselben das mitgebrachte Schreiben meines Vaters. Der alte ehrwürdige General, ein 78jähriger Greis, empfing mich sehr wohlwollend und herablassend, was meine anfängliche Befangenheit sehr vermindern half. Er meinte, daß ich noch sehr jung und klein sei, daher wol so bald noch keinen Dienst würde thun können. Meine Entgegnung hierauf, wie ich mich stark genug fühle, meinen Dienst sogleich antreten zu können und daß das preußische Commisbrod die von ihm gerühmte Kraft gewiß auch bei mir bewähren würde, schien ihm zu gefallen. Er nahm eine Liste zur Hand, zählte und sagte, daß ich zwölfter Junker sei, und er mich zur Grenadiercompagnie des Hauptmann Mogg setze, bei dem ich mich zu melden habe.

Der Hauptmann Mogg machte einen sonderbaren Eindruck auf mich; ein kleiner Mann, nicht viel größer als ich, eine Perrücke — keine Tour wie heutzutage — auf dem Kopfe, ein braunes, in der Nähe ganz runzeliges Gesicht, etwas auswärts gebogene Knie und mit einem Anzuge angethan, wie er in der preußischen Armee vor 100 Jahren getragen sein mochte. Der Degen stand beinahe horizontal hinten weg und ein spanisches Rohr, das ihm fast bis an die Schulter reichte, hielt er gravitätisch in seiner Rechten. Er beschied mich auf die Parade.

Diese fand auf dem sogenannten Plän, ein freier Platz zwischen der Stadt und der Citadelle (nach dem Kunstausdrucke Esplanade) statt, und bestand darin, daß die auf Wache ziehende Mannschaft (Wachparade) hier aufgestellt ward. Nachdem die Wachen abmarschirt waren, gruppirten sich die Offiziere und Unteroffiziere compagnieweise, wo dann die betreffenden Befehle erlassen und das weitere verfügt ward.

Hier war es nun, wo mich der Hauptmann den Offizieren der Compagnie und den Unteroffizieren vorstellte, und mich bei den Stabsoffizieren herumführte.

Bei der Compagnie befand sich bereits ein Junker angestellt, ein gewisser Osten-Sacken, der dem Anscheine nach schon einige Zeit gedient haben mochte. An diesen sollte ich mich halten und er sollte mein Mentor sein. Der Hauptmann gab mir mehre Verhaltungsbefehle und gute Lehren, bei welcher Gelegenheit er mich, wie auch den Junker Sacken, stets mit „Er“ ansprach. Als nun der Hauptmann uns entließ und Alles auseinanderging,

bat ich Sacken, in der Besorgniß den Weg zu Hause zu verfehlen, mich dahin zurechtzuweisen. Er ging darauf ein, nahm es aber sehr übel, daß ich ihn hierbei auch „Er" nannte, und verbat sich solches für die Folge sehr ernsthaft. Ich bat um Verzeihung, mit dem Hinzufügen, daß ich geglaubt habe, daß das Prädicat „Er" im preußischen Militär Sitte sei, und nur gegen diese nicht habe verstoßen wollen.

Infanterie-Uniform.

Ich sah mir die Uniform des Regiments, die ich nun auch bald tragen sollte, sehr genau an. Sie zeichnete sich durch rothe Aufklappen (Rabatten) und Aufschläge und blauen Kragen aus. Auf den Rabatten hatten die Offiziere sechs breite goldene Bandschleifen, desgleichen zwei auf den Aufschlägen und auf den Taschen, um den Hut eine schmale goldene Tresse. Die Unteroffiziere hatten statt der breiten Bandschleifen der Offiziere deren schmale, die auf den Taschen fehlten. Die Gemeinen hatten weiße, hinten zugespitzte, wollene Bandschleifen mit aufgenähten orangefarbenen Puscheln, der Zahl nach wie bei den Unteroffizieren. Die Rabatten waren zum Überknöpfen. Zur Kopfbedeckung trugen Unteroffiziere und Gemeine, wie bei der ganzen Infanterie, einen Hut, vorn und hinten mit aufgeschlagenen Krämpen, die niedergelassen werden konnten, um als Schirme gegen Sonne und Regen zu dienen, wozu sie jedoch praktisch nicht ganz geeignet waren. An den Seiten waren die Krämpen schmäler, nur ungefähr zwei Finger breit. Bei den Unteroffizieren waren die Hüte mit einer goldenen, und bei den Gemeinen mit einer weißen leinenen Borte eingefaßt. Vorn war bei den Musketieren der verschlungene Namenszug des Königs, und bei den Grenadieren eine flammende Granate, beides in Messing, angebracht. Die Grenadiere trugen außerdem einen Busch von weißem Zwirn, während die Musketiere statt dessen einen wollenen farbigen Buschel hatten. Die Unterkleider waren weiß, und die Halsbinde schwarz von wollenem Etamin [1]. Die Fußbekleidung bestand in

[1] Die von Friedrich II. errichteten Regimenter hatten fast alle schwarze Halsbinden, dagegen die meisten der übrigen rothe Halsbinden trugen. In diesem Falle waren die Halsbinden der Offiziere weiß.

Schuhen und schwarzen tuchenen Stiefeletten (Kamaschen). Das Seitengewehr wurde bei den Unteroffizieren und Gemeinen an einem ledernen Gehenke über der Weste um den Leib getragen, bei den Offizieren unter der Weste. Diese und die Unteroffiziere trugen Handschuhe von Leder, mit breiten steifen Stulpen zur Deckung des Handgelenkes.

Die Stoffe, aus welchen die Uniformstücke gefertigt, waren grob und lose gearbeitet, wenigstens in Vergleich mit den heutigen Bekleidungsstücken der Soldaten.

Die vorgeschriebene, von Friedrich Wilhelm II. eingeführte Bekleidung wurde im Vergleich mit der unter Friedrich II. als eine wahre Wohlthat betrachtet, und wegen ihres Schnittes und ihrer Vollständigkeit für zweckmäßig, bequem und der Gesundheit zuträglich gehalten. Auch lobte man die Kopfbekleidung, die man den spitzen blechernen Füsilier- und Grenadiermützen, wie das Regiment sie bis dahin getragen hatte, auch den kleinen dreieckigen Hüten, womit besonders die meisten der ältern Regimenter versehen waren, bei weitem vorzog. Die neuen zweikrämpigen Hüte wurden zwar, als nicht kleidsam genug, mitunter getadelt, doch sahen sie, wenn das Auge sich erst daran gewöhnt hatte, sehr gut aus.

In keiner Epoche war das Princip des Zweckmäßigen gewiß mehr vorherrschend, als unter Friedrich Wilhelm II., dem menschenfreundlichen, wahrhaft königlichen Herrn, den sein Volk aus wahrem Herzensgrunde „den Vielgeliebten" nannte. Er hatte die reine Absicht, sein Volk glücklich zu machen, und dieses verehrte ihn wie seinen Vater; leider entzogen ihm unverdiente Günstlinge, Maitressen, Mystiker und ein schweres Religionsedikt (bekannt unter dem Namen des Wöllner'schen) die Liebe seiner ihn sonst so verehrenden Unterthanen.

Man verzeihe mir diese Abschweifung!

Zu meiner Geschichte zurückkehrend, kann ich den Akt meiner Einkleidung nicht mit Stillschweigen übergehen, und gewiß ist es für einen hannöverschen Junker ein unvergeßliches Ereigniß, wenn er in einen preußischen Soldatenrock gesteckt wird. Als mein schönes lockiges Haar verschnitten, statt dessen an den Seiten steife, tütenförmige Locken angeklebt, und hinten ein langer falscher Zopf, Lunte genannt, eingebunden und der ganze

Kopf eingepudert war, und ich so metamorphosirt mich im Spiegel erblickte, habe ich bittere Thränen geweint. Nicht besser war mir zu Muthe, als ich das grobe Zeug, die Commismontirung, an den Leib bekam, und meine Beine in die engen Kamaschen einzwängen mußte. Da ich den Hals immer frei im offenen Halskragen getragen, wußte ich nicht wie mir geschah, als mir die steife scharfe Halsbinde angelegt wurde. Den Kopf rechts und links zu bewegen, war mir unmöglich. Ebenso wenig wußte ich mich mit dem spanischen Rohre in der Hand zu benehmen, welches Zeichen meiner Würde mitzunehmen ich oft unachtsamerweise vergaß.

Bedeutung der Junker und ihrer verschiedenen Abstufungen.

Es scheint hier nicht am unrechten Orte zu sein, über das Wesen eines damaligen preußischen Junkers Einiges mitzutheilen.

Junker war die allgemeine Benennung der Offiziers-Aspiranten bei den Truppen, was man bei andern Armeen Cadet nennt, nur mit dem Unterschiede, daß diese als Gemeine einhergehen, während der preußische Junker Unteroffizier war, der zwischen dem Sergeanten und dem Corporale rangirte, und zum Unterschiede von Letzterm Freicorporal hieß.

In der Compagnie that er die Dienste als Unteroffizier, außerdem war er aber bestimmt, in der Schlachtformation die Fahne zu tragen. In dieser Beziehung hieß er Fahnenjunker, gleichbedeutend mit Junker.

Wenn auch alle Fahnenjunker zum Tragen der Fahne bestimmt waren, so kam dieses doch zunächst den ältesten von ihnen zu, die als Auszeichnung und als höher im Range das Offiziers-Portepée am Seitengewehre trugen, und in Bezug hierauf Portepéefähnriche hießen und als solche förmliche Bestallungen (Patente) erhielten. Dadurch genossen sie den Vorzug, daß sie nur noch Fuchtel, d. h. Schläge mit der flachen Degenklinge bekommen konnten, wenn ihnen zuvor das Portepée abgenommen war, wozu der Chef oder Commandeur des Regiments seine Zustimmung geben mußte [1].

[1] Die anderen Junker, die nicht das Portepée trugen, konnten von jedem Offizier gefuchtelt werden.

Im Gegensatze zu den Portepéefähnrichen, die auch wol Säbelfähnriche genannt wurden, hießen die übrigen Junker, die nur die Unteroffiziertroddel am Seitengewehre trugen, Troddeljunker.

Die etatsmäßige Zahl Fahnenjunker bei einem Infanterieregimente war acht, so viele als es Musketiercompagnien gab. Ursprünglich war nämlich eine Compagnie ein selbständiger Körper und hatte ihre eigene Fahne, was ihr die Benennung Fähnlein gab.

Als mehre Compagnien in ein Bataillon zusammengezogen wurden, blieben sie in der früheren Bedeutung nicht mehr selbständig, und ihre Fahnen gingen als das gemeinschaftliche Panier, um welches sie sich als Bataillon zu schaaren hatten, an dieses über. Es war kein Grund vorhanden, die ganze Zahl der Fahnen bei den Bataillons beizubehalten, daher ein Regiment nur zwei davon behielt, und die übrigen abgeben mußte. Die Grenadiere, welche ursprünglich zum Werfen der Handgranaten gebraucht wurden und keine compacte Masse bildeten, sowie die leichten Truppen, die nicht geschlossen fochten, führten keine Fahnen.

Jetzt ist es anders, die Fahnen haben von ihrer ursprünglichen Bedeutung verloren und sind mehr als sonst ein Paradestück. Der Soldat muß zwar noch den Fahneneid leisten, d. h. er muß schwören, die Fahne als Panier der militairischen Ehre nicht zu verlassen und sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, doch die Fahne wird im Gefechte meist zurückgezogen und in Sicherheit gebracht, und kann sonach keine eigentliche Trophäe mehr sein. Auch haben jetzt die leichten Truppen, sogar die Artillerie, ihre Fahnen.

Als die Fahnen noch mehr als jetzt das Panier des Ruhms waren, wurden sie den Händen von Offizieren und jungen Edelleuten anvertraut, und zur Seite von zwei Feldwebeln begleitet und geschützt, jetzt genügen dazu gewöhnliche Unteroffiziere, und die Charge der Fahnenjunker hat ganz aufgehört.

Es ist bereits erwähnt, daß ich im Regimente der zwölfte Junker wurde. Die Junker waren: von Othegraven, von Rummel I., von Corbin, von Sikorsky, von Schlechtendal, von Wagenschütz, von Osten-Sacken, von Rummel II., von Rhyvenheim, von Schönholz,

von Siegroth und meine Wenigkeit. Es ist bemerkenswerth, daß drei davon sich bis zur Excellenz emporschwangen: Othegraven, Rummel I. und ich.

Mein Budget und Unterricht.

Damals wurde in Wesel nur nach dem sogenannten Cleveschen Gelde gerechnet. Dieses waren Thaler, Stüber, Fettmännchen und Füchse, letztere beide Kupfermünze. Nach preußischem Gelde, welches gleichfalls cursirte, hatte der Clevesche Thaler nur 20 gute Groschen, der Stüber 4 Pfennige oder 3 auf einen guten Groschen; das Fettmännchen 2 Pfennige und der Fuchs 1 Pfennig. Der preußische Thaler zu 24 guten Groschen hieß zum Unterschiede von dem Cleveschen Berliner Thaler, und wenn dieser gemeint war, mußte es immer dabei gesagt werden. Man hatte auch Dübbelchen, eine eigentlich holländische Münzsorte, wovon einer 2 Stüber galt [1].

Mein Diensteinkommen als Fahnenjunker betrug an Löhnung und Quartiergeld (Servis) monatlich 3 Thlr. 20 gGr. Preußisch Courant, oder 4 Thlr. 36 Stüber Clevisch. Alle fünf Tage war Löhnungstag [2].

Meine laufenden Ausgaben betrugen monatlich nach Cleveschem Gelde

		Thlr.		Stüber
für	Beköstigung . . .	3	Thlr.	20 Stüber,
=	Wohnung	2	=	26 =
=	Zulage an den Burschen	1	=	— =
=	Wäsche	—	=	45 =
=	Privatunterricht . .	2	=	— =
		9	Thlr.	56 Stüber.

oder im preußischen Gelde 8 Thlr. 1 gGr. 8 Pf., was mein Diensteinkommen um 4 Thlr. 5 gGr. 8 Pf. überstieg.

Um diesen Ausfall zu decken, auch noch anderweite zufällige Ausgaben bestreiten zu können, erhielten mein Bruder und ich von Hause monatlich drei Friedrichsd'or Zulage.

---

[1] Heutzutage kennt man in Wesel und in der dortigen Provinz das frühere Clevesche Geld kaum mehr dem Namen nach, selbst die Erinnerung daran hat sich bei der Menge verloren. Jetzt rechnet man dort, wie in der ganzen Monarchie, nur nach preußischem Gelde.

[2] Die Gemeinen bekamen fünf mal im Monat 18 und das sechste mal 15 Stüber; in preußischem Gelde zusammen 1 Thlr. 11 gGr. Die Auszahlung geschah bei versammeltem Bataillon und ward „Geldparade" genannt

Dessenungeachtet befand ich mich gewöhnlich in Geldverlegenheit und bat fast in jedem Briefe an meinem Vater um Nachschuß. Wenn ich auch in der Kunst, mit Geld umzugehen, noch wenig Fortschritte gemacht hatte, so lag doch der eigentliche Grund darin, daß mein Bruder viel Geld gebrauchte und ich bei der Theilung der Zulage sehr verkürzt wurde. Dabei hatte er mich so eingeschüchtert, daß ich nicht wagen durfte, etwas davon nach Hause zu schreiben. Doch hat er auf der andern Seite sehr wohlthätig auf mich eingewirkt, da er sehr fleißig war und sich vielfach nützlich beschäftigte, mir darin nicht allein als Beispiel voranging, sondern mich auch zum Lernen anhielt, dessen ich mich stets mit dem lebhaften Dankgefühl erinnert habe[1].

Der Privatunterricht, dessen ich bei der Nachweisung meiner

---

[1] Mein Bruder zeichnete sich schon damals als ein talentvoller und mit nicht geringen Geistesgaben ausgerüsteter Mensch aus. Noch im jugendlichen Alter suchte er den Umgang mit Gelehrten auf, und als ganz junger Offizier machte er sich schon durch schriftstellerische Arbeiten — einer Beschreibung von Baireuth und Umgegend — bemerkbar, sowie er sich auch bei seinem Regimente durch Unterrichten junger Offiziere und Junker, durch Erziehungsanstalten für Soldatenkinder, durch Errichtung einer Pensionsanstalt für Soldatenwittwen und andere wohlthätige Einrichtungen nützlich zu machen wußte.

Die Soldatensöhne erzog er neben ihrem Schulunterrichte zu ihrem künftigen Beruf, indem er sie uniformirte und exercirte, wodurch er die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III. auf sich zog, Höchstwelcher die junge Truppe bei gelegentlicher Anwesenheit in Baireuth sich vorstellen ließ.

Seinem Wunsche gemäß wurde mein Bruder noch vor 1806 im Civildienst angestellt und bei der damaligen baireutschen Kammer placirt. Bis dahin war er Adjutant bei seinem Chef, dem General von Unruh.

Als sich 1806 die Kriegsflamme entzündete, trat mein Bruder wieder ein und wurde der Besatzung von Plassenburg zugesellt; später ward er als Kriegsgefangener nach Nancy transportirt, wo er bis zum Frieden von Tilsit in Verwahrsam gehalten wurde.

Bei der Organisation der Armee erhielt er eine Anstellung als Kriegscommissar und machte als solcher 1812 den Feldzug in Rußland mit. Auch am Befreiungskrieg 1813, 1814 und 1815 nahm er in gleicher Eigenschaft theil, nach dessen Beendigung er als Intendant beim siebenten, nachher beim vierten Armeecorps angestellt wurde. Im Jahre 1831 wurde er mit Pension in Ruhestand gesetzt und ging nach seinem Gute Wasmannshausen bei Bamberg, um dort den Abend seines Lebens in ländlicher Ruhe zu verleben; er starb 1834. Friede seiner Asche!

Ausgaben erwähnte, war nach einem meinem Vater übersandten Stundenzettel folgendermaßen organisirt:

Morgens von	8—9	Französisch,
"	9—12	Exerciren und auf Parade;
Nachmittags "	2—3	Französisch,
"	3—4	Mathematik und Zeichnen,
"	4—5	Geschichte und Geographie.

Der Unterricht war, mit Ausnahme der Geschichte und Geographie bei dem Feldprediger des Regiments, nur sehr mittelmäßig. Das Französische lernte ich bei einem Soldaten, der ein geborner Franzose war, und von der eigentlichen Grammatik und den Regeln sehr wenig verstand. Die Auswahl unter den Lehrern hierin war nicht groß: Civillehrer waren zu kostbar, und beim Militär, wo eigentlich keine Franzosen angenommen werden durften, fehlte es an geeigneten Subjecten.

In den militärischen Wissenschaften, in Mathematik und Zeichnen, hatte ich bei einem alten Offizier von der Festungsartillerie, einem Lieutenant Heyrold, Unterricht. Dieser wurde von seiner Seite aber so mechanisch betrieben, daß ich gestehen muß, auch gar nichts bei ihm gelernt zu haben. In der Mathematik bestand der Unterricht darin, daß er die Sätze und Aufgaben dictirte, die zugehörigen Figuren an die Tafel zeichnete, darauf Beweise und Auflösungen ebenfalls, ohne alle weitere Erklärungen und Entwickelungen, in die Feder dictirte. Dieses mußte in besondere Hefte ins Reine geschrieben werden, und wenn es fein zierlich und sauber geschehen war, so war man ein vorzüglicher Schüler. Ein solcher war nun ich.

Das Zeichnen zerfiel in zwei Theile: in Fortificationszeichnen und in Planzeichnen. In ersterm bestand der Unterricht darin, daß man einen alten Festungsplan von Wesel nachzeichnen mußte. Dieses wäre für einen ersten Anfänger keine kleine Aufgabe gewesen; da ich aber Talent zum Zeichnen hatte, zu Hause, als der Soldat in mich gefahren war, einige Anleitung darin, wie auch im Planzeichnen erhalten hatte, so ging die Sache vortrefflich. Im Planzeichnen mußten die damals Aufsehen erregenden Müller-Engelbrecht'schen Vorzeichnungen mit den famösen Schwungstrichen nachgezeichnet werden. Ich war bald damit durch, und meine Zeichnungen waren von Kupferstichen fast nicht zu unterscheiden.

Mein alter, ehrwürdiger General, der sich meiner annahm und Gefallen an mir fand, lobte mich und meinte, ich könne noch einmal ein geschickter Offizier werden. Dies stachelte meinen Ehrgeiz und ich zeichnete tapfer darauf los.

Da man damals einen Offizier, der einen schönen Plan zu zeichnen verstand, für etwas Besonderes hielt, so ahnte ich nicht, daß ich auf unrechtem Wege war, und habe ich dieser verkehrten Richtung ohne Zweifel die Ueberreizung und die Empfindlichkeit meiner Augen, woran ich in spätern Zeiten so sehr gelitten habe, zuzuschreiben.

Außer daß ich von meinem General durch Worte aufgemuntert wurde, zog er mich auch oft zur Tafel und bezeugte mir bei jeder Gelegenheit seine Zufriedenheit, zumal er auch hörte, daß ich im Exerciren Fortschritte machte.

Leider mußte ich später den Verlust seiner Gunst erfahren, indem ich von einem Compagnieoffizier angeklagt wurde, an einem unpassenden Orte gewesen zu sein, was mir Arrest zuzog. Ich war trostlos; nur der Gedanke, daß die Strafe mich ohne mein Verschulden getroffen, konnte mich einigermaßen beruhigen[1].

Einige Zeit vorher war mir eine tragische Begebenheit anderer Art vorgekommen. Mein verehrungswürdiger Chef wollte, daß ich zu meiner Bildung Bälle und Gesellschaften besuchen sollte. Hierzu war ein feiner Montirungsanzug nöthig. Das Material wurde gekauft und einem Soldaten der Compagnie, der ein Schneider war, zur Anfertigung übergeben. Als er mich von einer Zeit zur andern hingehalten hatte und die Sachen noch immer nicht ablieferte, ging ich zu ihm ins Haus. Was finde ich? Dieser Unglückliche hatte sich an der Tresse, womit er meinen Uniformsrock besetzen sollte, aufgehenkt und war todt! Man kann sich meinen Schreck denken; noch lange blieb mir das gräßliche Bild davon gegenwärtig.

Weniger tragisch war für mich folgende Begebenheit. Das erste mal, als mit Beginn des Frühjahrs zur gewöhnlichen Zeit leinene Beinkleider angezogen wurden, ereignete es sich, daß die

---

[1] Ein zweites mal, aber später, begegnete mir eine solche Strafe wieder, als ich mit einem Kameraden eine kleine affaire d'honneur gehabt hatte.

meinigen nicht ganz proper waren und ich nicht wagte, damit auf Parade zu erscheinen. Andere hatte ich nicht, und ich wußte mir nicht anders zu helfen, als mich bei der Compagnie krank melden zu lassen. Mein Hauptmann Mogg, ein alter Praktikus, mochte etwas merken, und es dauerte nicht lange, so trat der Compagniechirurgus — damals hießen sie noch Feldscheerer — ein. Nach einigem Hin- und Herfragen rührte er endlich ein Pulver ein, welches ich trotz meiner Versicherung, daß meine Unpäßlichkeit sich bald wieder geben würde, endlich einnehmen mußte. Bald wies es sich aus, daß ich ein Vomitiv eingenommen hatte.

Diese Arznei verfehlte auch in moralischer Hinsicht ihre Wirkung nicht, und ich kann wohl sagen, daß diese Cur dazu beigetragen hat, mich zu dem pünktlichen und gewissenhaften Soldaten zu machen, der ich nachher gewesen zu sein mir schmeicheln darf.

Der Garnisondienst in Wesel als Grenzfestung und bezüglich der Beschaffenheit der Regimenter daselbst.

Wol in keiner Garnison des preußischen Staats wurde der Dienst mit solcher Strenge und Genauigkeit ausgeführt als in Wesel; der Dienst der Jetztzeit ist gar nicht damit zu vergleichen.

Nicht allein, daß Wesel als Grenzfestung, fast auf allen Seiten von damals fremdherrlichen Gebieten — Holland, Brabant, Münsterland, Berg ꝛc. — umgeben, einen exacten Dienst erforderte, so war solches auch bei der Beschaffenheit der Garnison, die meist aus Deserteuren und Taugenichtsen bestand, welche aus allen Weltgegenden, bis auf Italien und Frankreich, woher man keine Eingeborenen nehmen durfte, zusammengeworben waren, zum Bedürfniß geworden.

Die Garnison bestand damals aus den drei Regimentern: vacant von Gaudi, dessen Chef der Generallieutenant von Gaudi, der zugleich Commandant von Wesel, auch Inspecteur der westfälischen Inspection und erst kürzlich mit Tode abgegangen war, und der beiden schon erwähnten von Eichmann und von Eckartsberg, welche Regimenter keinen Canton hatten und ganz aus Ausländern bestanden[1]. Dieses zusammengelaufene Volk mußte ge-

[1] Alle Regimenter der Armee, mit wenigen Ausnahmen, wozu die weselschen Regimenter gehörten, hatten einen Canton, d. h. einen Landes-

hütet werden, daher Vorkehrungen gegen Desertionen nothwendig waren. Jedoch waren unter diesen Leuten auch welche, die treu aushielten und denen man ganz vertrauen konnte; andere, die sich in dieser Hinsicht jenen näherten und schon einiges Vertrauen genossen, während die übrigen noch für ganz unsicher galten. Die erstere Classe hießen „Ganzvertraute" und erhielten Pässe, worauf sie vor die Thore gehen konnten, und die sie als Legitimation bei sich behielten, im Fall sie draußen angehalten wurden. Die andere Classe waren „Halbvertraute", diese erhielten auch Pässe, sogenannte Thorpässe, auf deren Vorzeigung sie aus den Thoren gehen konnten, dort dieselben aber abgeben mußten und sich nicht über eine vorgeschriebene Entfernung von der Stadt begeben durften, widrigenfalls sie als Deserteure behandelt wurden. Die dritte Classe waren „Unsichere"; diese durften nicht aus der Stadt gehen, und es war eine seltene Ausnahme, wenn es einem von ihnen in Begleitung eines Unteroffiziers oder eines „Ganzvertrauten" gestattet wurde.

Ereignete es sich, daß ein Soldat vermißt und in der Stadt nicht aufzufinden war, sich mithin der Desertion verdächtig machte, so geschahen vom Walle der Festung mit einer Kanone in gewissen Pausen drei Allarmschüsse. Auf dieses Zeichen mußten die Grenzbauern die Grenze besetzen und von Posten zu Posten pa-

---

bezirk, aus welchem sie sich mit Inländern vermittelst Aushebung rekrutirten. Die Zahl der Inländer durfte die Hälfte eines Regiments nicht überschreiten und mußte die andere Hälfte aus Ausländern bestehen, weil das Land damals bei der Stärke der auf den Beinen gehaltenen Armee den Bedarf an Mannschaften ohne zu großen Nachtheil für das Land nicht aufbringen konnte. Die Ausländer waren geworbene Leute, in frühern Zeiten auch wol mit Gewalt genommen. Friedrich II. hatte solches zwar streng verboten, dennoch unterblieb es nicht ganz, bis sein menschenfreundlicher Nachfolger den Thron bestieg, unter dessen Regierung dergleichen nicht mehr vorkam. Unter ihm war auch der Ausländer nach abgelaufener Capitulationszeit, die auf 10 Jahre festgesetzt war, frei, und die Dienstzeit der Inländer, die gewöhnlich 20 Jahre dauerte, wurde abgekürzt; auch die Behandlung des Soldaten wurde überhaupt menschlicher.

Die desfallsigen Vorschriften, die das neue Werbereglement vom 1. Februar 1787 enthält, waren der Armee mit den wahrhaft königlichen Worten übergeben: Damit Meine zum Besten der Menschheit und zum Wohle Meiner Armee abzweckenden Absichten überall in Erfüllung gehen mögen.

trouilliren, welcher Dienst vollständig organisirt war. Dazu im Voraus commandirte Offiziere der Garnison mußten sich sogleich auf in Bereitschaft gehaltene Pferde (Ordonnanzpferde) setzen und nach der Grenze eilen, um die dort aufgestellten Bauernposten zu revidiren. Für jeden Deserteur, welcher eingebracht ward, wurde ein Fanggeld von 10 Thaler bezahlt, welches Geld der bezügliche Compagniechef zu entrichten hatte.

Wurde der Deserteur nicht gefangen und gelangte er glücklich „auf die Freiheit", d. h. über die Grenze, wo sich Wirthshäuser zur Aufnahme befanden, so ritt der nachsetzende Offizier dorthin, um ihn unter Zusicherung völliger Straflosigkeit zur Rückkehr zu bewegen. Da der Deserteur, wenn er die Absicht hatte, wieder zurückzukehren, natürlich mit seiner Entweichung etwas bezwecken wollte, so stellte er Bedingungen, gewöhnlich Ertheilung eines Trauscheins, d. h. die Erlaubniß seine Liebste zu heirathen, oder Ertheilung eines Thorpasses u. dgl, welches Verhandlungen zwischen ihm und der Compagnie herbeiführte, die meistentheils mit Zugeständnissen von Seiten der letztern endigten.

Der Verlust eines Mannes war für die Compagnie oder das Regiment aber auch zu empfindlich, als daß man von dieser Seite nicht zu einiger Nachgiebigkeit geneigt gewesen sein sollte. Die Regimenter hatten eigene Werbung, d. h. sie mußten jederzeit ihre Mannschaften vollzählig halten, zu welchem Zwecke sie jährlich 6000 Thaler, oder 500 Thaler per Compagnie, wenn sie keine gemeinschaftliche Werbekasse hatten, Werbegelder bekamen, womit sie auskommen mußten. An einen Nachschuß war nicht zu denken, dagegen kam der Ueberschuß ihnen zu Gute. Es läßt sich also denken, wie sehr die Compagniechefs bei dieser Angelegenheit interessirt waren.

Die Rekruten bekamen bei der Anwerbung ein sogenanntes Handgeld, worüber beide Theile, der Werber und der Rekrut, übereingekommen waren. In frühern Zeiten war das Handgeld oft sehr bedeutend, nach Maßgabe der Größe und Schönheit des Mannes. Wer hat nicht von den enormen Summen gehört, die König Friedrich Wilhelm I. für die Rekruten seiner Riesengarde bezahlte! Auch unter seinem Nachfolger, Friedrich II., war das noch der Fall, wenn auch nicht in dem Maße, bis Friedrich Wil-

helm II. zur Regierung kam, der den hieraus entspringenden Uebelständen dadurch vorbeugte, daß er für die Höhe des Handgeldes ein Maximum festsetzte, nämlich für den Mann so viel Dukaten, und einen Dukaten darüber, als derselbe Zoll über 5 Fuß maß. Maß z. B. ein Mann 5 Fuß und 8 Zoll, so wurden ihm nicht mehr als neun Dukaten Handgeld bewilligt. Kam man mit dem Mann für ein geringeres Handgeld überein, so war dies ein Gewinn für die Werbekasse. Um Rekruten zu bekommen, wurden Offiziere und Unteroffiziere nach den Grenzen und den freien Reichsstädten geschickt, wo Deserteure und dergleichen Leute von andern Nationen hinkamen. Versprechungen, schöne Uniformen und dergleichen Kunststücke wurden angewandt, um die Menschen anzulocken.

Besondere politische und religiöse Katastrophen, die in einigen Ländern, wie in Polen, Irland u. s. w. von Zeit zu Zeit stattfanden, waren ergiebige Quellen für die Rekrutirung der preußischen Armee, und für den Geldbeutel der Compagniechefs sehr erquicklich!

Um jene Regimenter mit den übrigen Regimentern in der Monarchie in jeder Beziehung gleichzustellen, beabsichtigte man ihnen eine eben solche Cantonverfassung zu geben, nnd die Cantonfreiheit, die die Provinzen Cleve und Ostfriesland bislang genossen, aufhören zu lassen. Zu dem Ende fanden Verhandlungen mit der Regierung und den Ständen in Cleve statt, denen der General von Gaudi von militärischer Seite beiwohnte. Als dieser General plötzlich starb und sich von andern Seiten Schwierigkeiten erhoben, geriethen diese Verhandlungen ins Stocken, bis sie endlich ganz unterbrochen und infolge später eintretender Conjuncturen auch nicht wieder aufgenommen wurden.

Um den Regimentern doch etwas zu Hülfe zu kommen, erhielten sie aus den Cantons der übrigen westfälischen Regimenter per Compagnie 10 Inländer, was, abgesehen davon, daß man nicht die besten Subjecte bekam, nicht von großer Bedeutung war. Es waren dieses meist rohe Bauernkerle, die zwar nicht davonliefen, mit denen aber in Vergleich mit unsern gewitzigten Ausländern wenig anzufangen war. Außer der Exercirzeit waren sie in ihre Heimath beurlaubt, daher sie vom eigentlichen Dienste wenig lernten. Es war eine Art Fest, wenn die Beurlaubten

zur Exerzierzeit einkamen, mit Lebensmitteln, als Schinken, Speck, Wurst u. dgl. beladen, um davon während ihres Aufenthalts in Wesel zu zehren: denn diese Leute brachten einen guten Appetit mit. Von den übrigen Soldaten bekamen sie bald den Spitznamen „Speckmichel" beigelegt.

Es gab eine Zeit, wo man den Ausländern als Soldaten vor den Inländern den Vorzug gab, und selbst unser berühmter Kriegerfürst Blücher begehrte bei seinem nach ihm benannten Husarenregimente, wie aus einem von ihm hinterlassenen Tagebuche hervorgeht, nur Ausländer. „Es sind fixe Kerls", pflegte er oft zu sagen, „mit denen was zu machen ist!" — Doch wollen wir den damaligen Zustand unserer Armee nicht zurückwünschen.

Zu Friedrich's des Großen Zeiten mußten die Soldaten in der Garnison wenigstens zwei Nächte Wache frei sein, sodaß sie erst jeden dritten Tag wieder auf Wache ziehen durften. Als Friedrich Wilhelm II. zur Regierung kam, wurde bestimmt, daß der Soldat von einem Wachtage zum andern wenigstens drei Nächte frei haben sollte. Dieses konnte der Soldat als ein ihm zustehendes Recht verlangen. Nahm hiernach der Garnisondienst nicht alle Mannschaften in Anspruch, so war es gestattet, die übrigen Leute bürgerliche Arbeit und Handleistungen treiben zu lassen, um sich auf diese Weise einen Erwerb zu verschaffen. Die Leute waren alsdann dienstfrei, waren mithin auch frei von der Wache, was ihnen die Benennung „Freiwächter" zuzog. Da sie keinen Dienst thaten, so bekamen sie auch keine Löhnung, die in die Tasche der Compagniechefs floß; für letztere ein ganz legales Einkommen. Dadurch wuchsen die Einkünfte derselben, besonders in den Garnisonen, in welchen kein starker Dienst war, nicht unbedeutend, und war es sprichwörtlich geworden, daß ein preußischer Compagniechef ein gemachter Mann sei.

Im Kriege fielen diese Einkünfte natürlich weg, daher diese Herren nicht sehr kriegslustiger Natur waren. Ungeachtet dieser vermehrten Einkünfte kann man doch nicht sagen, daß die damaligen Compagniechefs, wenn sie nicht eigenes Vermögen von Bedeutung hatten, einen auffallenden Luxus getrieben hätten, weder in Wohnungseinrichtungen, noch in Equipagen, Dienerschaft oder sonst irgendwie. In den ersten Jahren ihrer Compagnieschaft war es ohnehin nicht gut möglich, indem die ganze Armatur der

Compagnie damals Eigenthum ihres Chefs war, und der antretende solche dem abgehenden, oder im Falle seines Todes dessen Erben für einen festgesetzten Preis abkaufen mußte. Nicht selten trat auch der Fall hinzu, daß obenein noch Schulden zu bezahlen waren, sodaß oft mehre Jahre vergingen, bevor er in den ganzen Genuß seiner Einkünfte treten konnte.

Um nun auf den eigentlichen Dienst in Wesel zurückzukommen, so mag zunächst bemerkt werden, in welcher Weise er organisirt war. Täglich wurden zwei Hauptwachen, eine in der Stadt und eine auf der Citadelle, jede mit einem Hauptmann und einem Subalternoffizier; vier Thorwachen, jede mit einem Offizier; außerdem drei Offizierwachen (eine auf der Citadelle an der porte de secours, eine auf der Esplanade, zwischen der Citadelle und der Stadt, und eine an der Schiffbrücke) besetzt, die Unteroffizierwachen in den Thorravelinen und einige andere nicht mitgerechnet. Alle Tage zogen mithin elf Offiziere: zwei Hauptleute und neun Subalternoffiziere, auf die Wache. Da ich als Fahnenjunker nur Unteroffizier war und als solcher auf Wache zog, so mag hier angemerkt werden, daß auf jede Offizierwache zwei Unteroffiziere aufzogen, von denen der älteste unter dem Offizier das Commando über die Mannschaft führte, der andere, wenn es eine Thorwache war, den ganzen Tag bis zum Thoresschluß unter dem Thore stehen mußte. Sein Dienst war, jeden ein- und auspassirenden Fremden, sowie alle Fahrposten anzuhalten, damit sie behufs weiterer Meldung an den Commandanten rc. examinirt werden konnten. Außerdem hatte dieser Unteroffizier darauf zu achten, daß nicht etwa Soldaten in Verkleidung zum Thore hinausgingen, und hatte er die Befugniß, Jeden, der ihm irgend verdächtig vorkam, bis nach geschehener Aufklärung festzuhalten.

Auf dem Hauptwalle standen rund um die Festung von Entfernung zu Entfernung Schildwachen, die sich einander absehen und abrufen konnten. Des Nachts mußten sie alle halbe Viertelstunden ein langgezogenes Werda! rufen, welches die nebenstehende Schildwacht nach einer bestimmten Folgereihe ebenso wiederholen mußte, sodaß wie ein Lauffeuer ein ununterbrochenes Anrufen stattfand. Kam das Rufen ins Stocken, so wurde Der unnachsichtig bestraft, an dem die Schuld lag. Desertirte eine Schildwache vom Posten, so wurden die nebenstehenden Schild-

wachen bestraft, wenn sie es nicht bemerkt und augenblicklich angezeigt hatten. Die außerhalb stehenden Nachtposten, solche, die erst bei Dunkelwerden ausgestellt wurden, hatten scharf geladen. Außerdem gingen vor und nach Mitternacht ununterbrochen Ronden und Patrouillen, die Wachen und Posten zu visitiren. Die Ronden thaten abwechselnd ein Hauptmann und ein Subalternoffizier, und die Patrouillen wurden von Gefreiten, auch Unteroffizieren geführt. Letzteres fiel dem zweiten Unteroffizier der Wache zu, der auch die Ronden mit einigen Mann zu begleiten hatte. Zur Controle eines richtigen Patrouillenganges dienten Zettel, Patrouillenzettel, in welche auf jeder Wache und bei jeder Patrouille die Ankunft und der Abgang derselben eingetragen werden mußte.

Um sich zu überzeugen, ob sich bei Nachtzeit aus der Wachtstube Niemand heimlich entfernt habe, wurden die Mannschaften von Zeit zu Zeit, wenigstens bei Ablösung der Posten, verlesen, d. h. namentlich aufgerufen. Wer des Nachts aus Ursachen die Wachtstube verlassen mußte, erhielt einen sichern Mann zur Begleitung.

Damit die Schildwachen sich bei Tage nicht etwa eine Stelle ausersehen sollten, wo sie bei Nacht entkommen könnten, wurden die Posten des Nachts vertauscht, sodaß Keiner des Nachts da zu stehen kam, wo er den Tag über gestanden hatte.

Ein Stabsoffizier hatte täglich den Dienst (du jour), die sämmtlichen Wachen zu visitiren und auch oft bei Nacht solches zu wiederholen. Neben den im Wachtdienste zur Erschwerung und möglichen Verhütung der Desertion getroffenen Vorkehrungen fanden zu gleichem Zwecke noch andere, das sogenannte Visitiren statt.

Die meisten Mannschaften, mit Ausnahme des größten Theils der Verheiratheten, die in den Kasernen lagen, waren in den Häusern der Stadt untergebracht. Diese mußten im Winter von 6, im Sommer von 8 Uhr Abends bis zur Reveille des andern Morgens zu Hause sein, wofür nicht allein der Quartierälteste, sondern auch der Wirth vom Hause verantwortlich war. Außerdem ging ein Unteroffizier von 6 beziehungsweise 8 bis 10 Uhr Abends im Revier der Compagnie umher und mußte regelmäßig alle zwei Stunden vor jedem Hause, in welchem Leute von seiner

Compagnie wohnten, den Quartierältesten oder dessen Stellvertreter abrufen und fragen, ob Alles zu Hause, oder auch, ob Alles richtig[1] sei. Des andern Morgens, wenn es Tag geworden war, ging er noch einmal umher und fragte, ob Alles gesund sei. Um diese Maßregel praktisch ausführen zu können, mußten die Soldaten in den Bürgerhäusen sämmtlich nach vorn hinaus wohnen. Dieser Dienst war nicht ohne Schwierigkeiten, indem man genau wissen mußte, wo die Leute wohnten und wie die Quartierältesten hießen. Jeder Fehltritt hierin wurde streng bestraft. Der schon genannte Architekt Schlüter hat das Zwangsverhältniß des Soldaten in Wesel an dem Berliner Thore allegorisch darzustellen gewußt, wie solches noch heute zu sehen ist. An der innern Façade des Thores sieht man in Sculpturarbeit zu beiden Seiten der Einfahrt in meisterhafter Gruppirung und Ausführung gefesselte Sklaven, als betrauerten sie ihr Loos, und an der äußern Façade die Freiheit als posaunende und frohlockende Engel bildlich dargestellt.

Meine erste Wache, nachdem ich in der Positur, den Wendungen, im Marschiren und in den Griffen mit dem Kurzgewehre, eine Art Hellebarde, die Waffe der Unteroffiziere, ausexercirt war, that ich an einem der Stadtthore. Obgleich es Gebrauch war, daß der Junker, wenn auch der andere Unteroffizier älter in der Anciennität war, das Commando über die Mannschaften hatte, so mußte ich doch als zweiter Unteroffizier eintreten und unter dem Thore vorlieb nehmen, was mir wenig behagen wollte, um so mehr, als der Offizier, mit dem ich auf Wache war, wegen seiner Strenge der Schrecken aller Junker war. Als erste Wache mußte ich, dem Herkommen gemäß, die Mannschaften tractiren und ihnen Branntwein und Weißbrot zum Besten geben, wobei ich, wollte ich die Leute nicht beleidigen, ihnen zutrinken (credenzen) mußte. Als Gegengruß wurde dann auf das Wahlsein des „Herrn Barons“ getrunken.[2] — Die damaligen

---

[1] Dieses Visitiren fand auch jedesmal statt, wenn die Lärmkanonen sich hatten hören lassen.

[2] Die Junker, die noch nicht das Portepée hatten, wurden von den

Strafen beim Militär übergehe ich mit Stillschweigen. Sie waren mitunter barbarisch und gehörten einer Zeit an, die, Gott sei Dank, nicht wiederkehren kann. Doch muß ich es zum Ruhme jener Männer erwähnen, die damals schon eine menschenfreundlichere Behandlung des Soldaten übten und die Anwendung des Stocks als den Menschen entwürdigend aufhören ließen, daß sie den Beweis lieferten, wie der Soldat auch durch edlere Gefühle für seine Pflicht zu gewinnen sei. Es war der Uebergang zu einer bessern Zeit, ein Fortschritt in der Civilisation. [1]

Höhere Befehlshaberstellen.

Das durch den bereits erwähnten Tod des Generals von Gaudi erledigte Regiment erhielt zu Anfang Januar 1789 der damalige Oberst von Pirch unter Ernennung zum General. Derselbe war erst 46 Jahre alt und diente 33 Jahre [2]. In damaliger Zeit war dieses ein sehr rasches Avancement und machte nicht geringes Aufsehen. Als ich meinem Vater, der sich für das preußische Militär sehr interessirte, dieses meldete, setzte ich hinzu: „Möchte es mir doch auch so gelingen!" Ich diente kaum 14 Tage, als ich so schrieb, es war also ein naseweiser und kindischer Wunsch, jedoch darf ich es hier bemerken, da dieser Wunsch in der That buchstäblich in Erfüllung gegangen ist. Für Gaudi wurde Commandant von Wesel der damalige General von Romberg, Chef eines Infanterieregiments in Ostpreußen (Nr. 16), in Wesel ein bekannter Name. Er wurde von jungen Bürgerssöhnen zu Pferde feierlichst eingeholt und bis zu seiner Wohnung

Soldaten gewöhnlich „Herr Baron" genannt. Waren sie Portepéefähnriche, so nannten sie diese „Herr Fähnrich". Ein wirklicher Fähnrich war Offizier.

[1] Entsprechend den väterlichen Absichten Friedrich Wilhelm's II.

[2] Dieser General von Pirch hatte früher in sächsischen Diensten gestanden, wo er es bis zum Cadet gebracht hatte, als er bei Pirna gefangen wurde und hierauf in preußische Dienste trat. Zwei von seinen Vorfahren waren sächsische Generallieutenants. Er war in der Armee als ein ausgezeichneter Soldat bekannt und hatte acht Söhne, die alle mit Auszeichnung in der Armee dienten, wovon drei es bis zum General brachten und einer als Inspectionsadjutant beim Generallieutenant von Rüts vor dem Feinde blieb.

auf der Citadelle begleitet. Ein Empfang der Art wäre heutzutage etwas Ungewöhnliches.

Ein zweiter General von Romberg, damals Chef eines nach seinem Namen genannten Infanterieregiments zu Bielefeld, wurde Inspecteur [1]. Im Frühjahr 1789 hielt er in Wesel seine erste Inspection ab, bei welcher Gelegenheit ich ihm mit den Rekruten vorgestellt wurde. Er fragte mich nach meinem Namen, woher ich, wer mein Vater sei, und als ich meinen Namen sagte, erkundigte er sich, ob ich mit dem Reiche bei seinem Regiment verwandt sei, und als ich dies bejahte, sagte er mir freundliche Worte.

Dieser Mann machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Er hatte einen starken Nacken, einen vorgestreckten Kopf und einen auffallend durchdringenden Blick, dabei aber etwas Wohlwollendes, sodaß man sich vor ihm nicht befangen fühlte. Im Nacken trug er einen ordentlichen Puderzopf, wie man es damals nannte, und zog sich überhaupt etwas zwanglos an, was ihm ein recht stattliches Ansehen gab.

In demselben Jahre erhielt Wesel in der Person des Generallieutenants von Schlieffen auch einen Gouverneur. Derselbe hatte früher in der Garde Friedrich's des Großen gedient, bekam wegen wiederholten Gesuchs um Nachurlaub den Abschied, worauf er in kurhessische Dienste ging, den amerikanischen Krieg mitmachte und von Stufe zu Stufe stieg, bis er 1782 schon Generallieutenant und Kriegsminister war. Friedrich Wilhelm II. nahm ihn wieder in den preußischen Dienst auf und ertheilte ihm unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens das Gouvernement von Wesel. Ein großer Ruf ging ihm voran und mit Spannung sah man seiner Ankunft entgegen. Mehre Tage vorher langte eine zahlreiche Dienerschaft in Livrée, eine Anzahl schöner Reit- und Wagenpferde und Packwagen an. Endlich erschien der Tag, an welchem er eintreffen sollte; die Straßen wogten von Menschen; ganz Wesel war in Bewegung, als wenn eine hohe fürstliche Person erwartet würde. In einem großen englischen Reise-

---

[1] In jener Zeit waren die Regimenter einer Waffe provinzenweise in Inspectionen getheilt. Die drei weselschen Regimenter gehörten zur westfälischen Inspection, zu welcher auch noch die Regimenter von Romberg, von Woldeck zu Minden und von Budberg zu Hamm gehörten.

wagen mit vier Extrapostpferden und zwei Postillonen kam er zum Berliner Thore hereingefahren und langsam ging es zum Gouvernementshause, wo sämmtliche Generalität und die Stabs- und Oberoffiziere zu seinem Empfange bereitstanden. Er stieg aus, eine große stattliche Figur von starkem Körperbau, ein vornehmes Aeußere, buschige, starke Augenbrauen und freundlich-ernste Züge, den Hut tief in die Augen gedrückt. Damals stand er in einem Alter von noch nicht 60 Jahren in voller Manneskraft, gegenüber unsern alten Herren kein geringer Contrast.

Er trat mit einem Aufwande auf, der auf großen Reichthum deutete, und seine Gastfreiheit überstieg Alles, was man bis dahin in dieser Beziehung kennen gelernt hatte. Er war ein hochgebildeter Mann, von großer Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Sprachkunde. Seine Seelengröße war ihm auf die Stirn geschrieben und drückte sich in seiner ganzen Physiognomie aus.

Durch ihn entstand in Wesel ein neues, reges Leben; Kunst und Wissenschaft schienen sich aus dem Keime zur Blüte entfalten zu wollen. Angesehene und vornehme Männer aus fast allen Ländern fanden sich in Wesel ein, ihm den Hof zu machen.

Für die wissenschaftliche Ausbildung beim Militär trug er besonders Sorge. Nicht allein errichtete er eine Junkerschule im weitern Maßstabe, woran auch junge Offiziere theilnahmen, sondern auch eine militarische Gesellschaft, die unter der Benennung einer „Patriotischen Gesellschaft von Kriegskunst-Verehrern zu Wesel“ aufblühte. Er eröffnete diese Gesellschaft mit einer Rede, worin er Zweck und Verfassung derselben angab. Sämmtliche Stabsoffiziere, sowie die Hauptleute der Garnison waren als solche Mitglieder derselben, dagegen von den übrigen jüngern Offizieren nur solche zugelassen wurden, die preiswürdige Ausarbeitungen lieferten, sei es über selbstgewählte Gegenstände, oder über Themata, die von der Gesellschaft ausgingen. Die Gesellschaft kam zu gewissen Zeitpunkten regelmäßig zusammen; außerdem waren aber auch außerordentliche Zusammenkünfte, an welchen jeder andere Offizier ohne Ausnahme theilnehmen konnte.

Dieser Verein war gewiß eine herrliche Institution und nach ihm wurde später die Militärische Gesellschaft zu Berlin und Potsdam gestiftet, die bis zum Jahre 1806 fortdauerte, dann aber aufhörte, bis sie durch die Bemühungen des Generals Für-

sten Radziwill nach beinahe 40jähriger Unterbrechung, obgleich in etwas veränderter Gestalt, doch nach derselben Tendenz, wiedererstand.

Ebenso wohlthätig war die durch ihn errichtete neue Junkerschule. Die Lehrgegenstände waren: Mathematik, Geschichte, Erdbeschreibung, Sittenlehre, deutscher Stil, militärisches Zeichnen und Aufnehmen und französische Sprache. Die Lehrer waren die Feldprediger der Garnison, Offiziere und einige Lehrer dortiger Gymnasien. Director wurde ein Hauptmann von Chappuzeau von unserm Regiment, ein wissenschaftlich gebildeter Offizier, Hannoveraner von Geburt. Er und ein Ingenieurlieutenant Markoff[1] waren die Seele der Anstalt. Der Unterricht wurde gratis ertheilt.

Von den befähigten Schülern wurde eine Selecta gebildet, die an einem für Offiziere bestimmten Vortrage über Künste und schöne Wissenschaften theilnehmen durfte.

Wesel war für Dergleichen unstreitig ein Vorbild und hat gewiß zur Pflege der Wissenschaft der spätern Zeit wesentlich beigetragen, wie sich historisch nachweisen lassen könnte. Dem Besuche der Junkerschule habe ich für meine militärische Laufbahn viel zu verdanken. Sie brachte mich mit Männern in Berührung, die sich meiner annahmen und mich in meinem Streben, weiter zu kommen, unterstützten. Auch dem General Schlieffen blieb mein Eifer nicht unbemerkt, und ich wurde öfter in seine Nähe und bei ihm zur Tafel gezogen.

Als unser bisheriger Chef des Regiments, der würdige General Eichmann, im Jahre 1791 als General der Infanterie, unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens in den Ruhestand versetzt wurde, hatten wir das Glück, den General Schlieffen zum Chef zu bekommen.

Den General Eichmann sah das Regiment, dessen Chef er beinahe 25 Jahre gewesen war, nur mit Bedauern scheiden. Er war durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet, ein wahrer Menschenfreund, voll Kriegserfahrung, und das Regiment verehrte ihn als seinen würdigen, väterlichen Chef. Seine Untergebenen betrachtete er alle wie seine Kinder und trennte sich oft

---

[1] Starb 1831 als Generalmajor.

so ungern von ihnen, daß dadurch das Avancement beim Regiment sehr stockte und es viele alte Offiziere zählte; so z. B. diente mein Hauptmann Mogg, als ich zum Regimente kam, schon 42 Jahre. Unter dem neuen Chef stieg ein neues Leben im Regimente auf, und wir waren stolz darauf, ihn an unserer Spitze zu sehen. Die Revenüen der Compagnie bezog er nicht selbst, sondern verwandte sie zum Besten der Mannschaft, und zwar mit einer Sorgfalt, welche selbst die Soldatenweiber und Kinder, für deren Beschäftigung und Erziehung er sorgen ließ, umfaßte.

In dieser Zeit, wo die Aufregung, welche der französischen Revolution vorausging, mehr oder weniger auch bei uns die Gemüther bewegte, bildete sich bei Gelegenheit einer Landpartie, woran hauptsächlich Offiziere theilgenommen hatten, unter einer Anzahl von ihnen ein Verein, dem sie den Namen „Verbrüderung“ gaben. Unverbrüchliche Treue dem Könige! war ihr Wahlspruch. Da sich jeder Offizier der Garnison von gleichen Gesinnungen beseelt fühlte, so nahmen die übrigen Kameraden es übel auf, daß Jene einen abgesonderten Verein unter sich gestiftet hatten, den sie als eine Anmaßung betrachteten. Die Folge davon war, daß mehre von den andern Offizieren unter sich ebenfalls einen Verein stifteten, der mit jenem in der Tendenz ganz übereinstimmte. Die Mitglieder beider Vereine trugen besondere Abzeichen: die des erstern Vereins rothe und schwarze Stockbänder und die des andern Vereins solche von hellblauer und weißer Farbe.

Dies mußte bald die Aufmerksamkeit der hohen Vorgesetzten auf sich ziehen, zumal in einer Zeit, wo Parteinahme und Revolutionsschwindel an der Tagesordnung waren. Der General Schlieffen als Gouverneur ließ sich die Statuten beider Vereine vorlegen, und obgleich sich nichts Tadelnswerthes in der Tendenz, auch keine Parteibildung darin kundgab, so wurden sie doch als unstatthaft erkannt. Der General von Pirch, der damals noch das seinen Namen führende Regiment in Wesel hatte, kam der Auflösung nach seiner lakonischen Weise zu Hülfe, indem er den Profoß seines Regiments den einen Tag mit einem rothen und schwarzen und den folgenden Tag mit einem blauen und weißen Stockbande auf die Parade kommen ließ.

Unruhen in Holland, den östreichischen Niederlanden, in Lüttich und in der Abtei Elten.

Da bei meinem Diensteintritt der preußische Executionszug zur Züchtigung der niederländischen Patrioten kurz zuvor stattgefunden hatte, und die Erinnerung daran häufig Gegenstand der Unterhaltung war, so mag hier darüber Folgendes mitgetheilt werden:

Holland, wo das Volk schon längst eine andere Regierungsform wollte, zwang seinen Statthalter das Land zu verlassen, sowie auch dessen Gemahlin, Schwester König Friedrich Wilhelm's II., ein Gleiches zu thun. Nach vergeblichen Versuchen, die Volkspartei, die sich „Patrioten" nannte und die Oberhand erlangt hatte, zur Wiederherstellung der vorigen Ordnung und zur Gewährung einer eclatanten Genugthuung für die der Statthalterin zugefügte Beleidigung zu veranlassen, trat die ultima ratio regis, die bewaffnete Macht dazwischen, und es rückte im September 1787, unter dem Oberbefehl des regierenden Herzogs von Braunschweig, eine preußische Armee in Holland ein. Nach einem kurzen Feldzuge waren die Patrioten, an deren Spitze sich ein Rheingraf von Salm-Grumbach befand, zu Paaren getrieben und Amsterdam, der Sitz des Aufruhrs, hatte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Feldzug war für die preußischen Waffen ruhmvoll, doch hatte der Ueberfluß, worin unsere Truppen, den Herren spielend, lebten, etwas nachtheilig auf die Mannszucht gewirkt. Auf einen Ersatz der Kriegskosten verzichtete der König in seiner bekannten Großmuth.

Zur Anerkennung der Dienste, welche die preußischen Truppen der guten Sache geleistet hatten, ließen die Generalstaaten Medaillen in Gold prägen, die sämmtlichen Stabsoffizieren der operirenden Armee verliehen wurden und mit königlicher Erlaubniß bei gewissen feierlichen Gelegenheiten als Ehrenzeichen an einer orangefarbenen Schleife auf der linken Seite der Brust getragen werden durften. Diese Medaillen hatten $1\frac{1}{2}$ rheinländische Zoll im Durchmesser; auf der Vorderseite befand sich das Bildniß des Herzogs von Braunschweig mit der Umschrift: Car. Wilhelm. Ferd. Dux Brunsv. Boruss. Exercit. Imp. Auf der

Rückseite befanden sich drei ineinander verschlungene Kränze, ein Lorber-, ein Eichen- und ein Palmenkranz, mit der Umschrift: Avitae Libertatis Assertori Hollandiae & Westfrisiae Ordines 11. Nobr. 1787. Die Officiere und Militärbeamten erhielten als Gratification die gewöhnlichen in der Armee üblichen Winter-douceurs. Jeder Compagniechef bekam danach 500, jeder Subalternoffizier 50, jeder Unteroffizier 10 und jeder Gemeine 3 Thaler. Als besondere Gratification empfingen der Generallieutenant Graf Lottum, Chef eines Dragonerregiments (jetzt Nr. 2) 6000, die Generale von Knobelsdorff, von Romberg, Graf Kalckreuth und von Eben jeder 4000 Thaler; außerdem mehre Stabs- und andere Offiziere 2000, 1500, 1000 und 500 Thaler u. s. w.

Bei Austheilung dieser Gratificationen blieben der Generallieutenant von Gaudi und die Generalmajore von Woldeck, von Budberg, von Eckartsberg, von Marwitz und von Rohr unberücksichtigt. Der General von Eichmann, dessen Regiment mit bei der Armee war, blieb für seine Person rücksichtlich seines hohen Alters, in Wesel als Vicegouverneur zurück.

Noch kein Jahr war vergangen, so zeigten sich in den östreichischen Niederlanden, wo man mit der freisinnigen Regierung Joseph's II. sowie mit dessen Plänen, Belgien gegen Baiern auszutauschen, unzufrieden war, die bedenklichsten Unruhen, die auch in kurzer Zeit unter dem Einflusse der Priesterschaft in eine offene Empörung übergingen. Das Volk, insgeheim von England, Holland und Preußen nach damaliger Politik unterstützt, gewann die Oberhand, überwältigte das Militär und nöthigte den Statthalter des Kaisers, Herzog von Sachsen-Teschen, zur Flucht.

Joseph sah sich gezwungen nachzugeben und alle getroffenen neuen Einrichtungen wieder aufzuheben, wodurch für Europa ein bedeutungsvolles Beispiel gegeben wurde.

Nicht lange nachher, 1789, brachen auch im Bisthum Lüttich Unruhen aus. Das Volk machte Forderungen, die es mit Gewalt durchzusetzen suchte. Anfangs gab der Bischof nach, doch bald nachher entwich er heimlich nach Trier in die Abtei St.-Maximin, worauf das Reichskammergericht zu Wetzlar, da Lüttich zu der Zeit noch zum Deutschen Reiche gehörte, und einen Be-

Alle diese Vorfälle und Verwickelungen waren ganz in unserm Sinne: der Krieg ist das Element und der Beruf des Soldaten, daher wir nichts sehnlicher als die Verwirklichung desselben herbeiwünschten. Allein bei der wachsenden Gefahr, worin sich fast alle Staaten Europas hinsichtlich des immer drohender werdenden Zustandes in Frankreich befanden, mußte jeder von ihnen eine gütliche Beilegung der Zwistigkeiten wünschen, infolge dessen Ende Juni **1790** zu Reichenbach in Schlesien auch eine Verständigung zu Stande kam. Unsere Regimenter blieben zwar noch auf dem Kriegsfuße, allein die Mobilmachungspferde wurden einstweilen dem Lande zurückgegeben.

1791.

Wenn die verschiedenen Empörungen jener Zeit, namentlich die in Holland und in den östreichischen Niederlanden im Ganzen auch nur vorübergehend waren, so zeigte sich doch in ihnen jener Geist, welcher in Frankreich die großen Umwälzungen herbeiführte und den Umsturz alles Bestehenden befürchten ließ.

Die Flucht Ludwig's XVI. war mißlungen, und als Gefangener kehrte er am 25. Juni **1791** nach Paris zurück. Er war in der Gewalt des pariser Pöbels und mußte die unwürdigste Behandlung erfahren. Sein Leben stand in Gefahr! Um ihn zu retten und das monarchische Princip aufrecht zu halten, traten Oestreich und Preußen (Sachsen lehnte es ab) zu einer fürstlichen Versammlung zu Pillnitz zusammen und faßten unterm 27. August **1791** den Beschluß: daß sie das Interesse des Königs von Frankreich als das ihrige betrachteten und das französische Volk für alle Unbill, die es dem Könige zuzufügen sich erdreisten könnte, verantwortlich machten. Zu diesem Zwecke wurden sofort die nöthigen Kriegsrüstungen gemacht. Eine preußische Armee von **50,000** Mann unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig wurde mobilgemacht.

Der General Schlieffen rechnete darauf, bei dieser Armee ein Commando zu bekommen, allein er täuschte sich. Im Unmuthe hierüber sagte er: „Es scheint, als wenn man nur Prinzen Commandos geben will; man muß sich die Sache sehr leicht denken. Wer den Krieg in Amerika mitgemacht hat, wird wissen,

daß es eine andere Sache ist, ob man eine ganze Nation, oder nur eine Armee gewöhnlicher Soldaten gegen sich hat!"

Als eine nochmalige Demarche von seiner Seite fruchtlos blieb, suchte er um seine Entlassung aus dem Dienste nach, die ihm auch gewährt wurde. Der Abschied vom Regimente war wirklich ergreifend. Vielleicht ist noch nie ein Chef von seinen Untergebenen so allgemein geliebt und wahrhaft verehrt worden als er, und gewiß hat außer ihm auch Niemand in höherm Maße solches verdient gehabe. Einen gleich rührenden Antheil nahm die ganze Bürgerschaft an seinem Scheiden und jeder Einzelne hätte ihm gern den letzten Abschiedsgruß dargebracht.

Um dem ergreifenden Moment der Trennung aus dem Wege zu gehen, ließ er seinen Reisewagen leer aus dem Thore fahren, während er zu Pferde seinen Weg über den Wall nahm. Um ihm das letzte Lebewohl zu sagen, dabei ihn aber nicht zu verfehlen, hatten sich die Offiziere an einem Punkte außerhalb der Stadt, wo er vorbei mußte, aufgestellt. Als er sie erblickte, sprengte er bei ihnen vorbei, ihnen mit bewegter Stimme zurufend: „Meine Herren, mein Herz ist nicht von Stein!" — Er zog sich auf seine Güter in der Nähe von Kassel zurück, wo er abgeschieden von der Welt den Wissenschaften lebte.

Hier wurde er von einer Deputation des Nationalconvents zu Paris aufgesucht, die ihm das Commando der Armee antrug und zugleich den Marschallsstab überreichte. Er lehnte beides ab, indem er mit der Hand auf den preußischen Hut, den Degen und die Schärpe, die er als Erinnerungszeichen an den preußischen Dienst in seinem Zimmer aufgestellt behielt, bedeutungsvoll und in echt deutscher Gesinnung hinwies. Diese Scene ist auf einem großen Gemälde dargestellt, welches sich im Besitze der Familie befindet, wo ich Gelegenheit gehabt habe, es zu sehen.

Er starb am 15. September 1825, 93 Jahre alt, auf seinem Gute Windhausen bei Kassel. Einige Jahre vor seinem Tode hatte er das Bett nicht mehr verlassen, weniger aus Nothwendigkeit als aus Behagen.

An seine Stelle bekam der General von Köthen das Regiment. Derselbe war bis dahin Commandeur und Chef des Regiments Markgraf Heinrich zu Neisse. Als er zu uns kam, war er bereits 73 Jahre alt, dabei aber noch von einer merkwürdigen

Rüstigkeit[1]. Seine äußere Erscheinung war sehr auffallend. Von Statur sehr klein, ein langes, tiefgefurchtes, braunfarbenes Gesicht, lange herabhängende Augenbrauen und eine Perücke, wie man sie nicht mehr zu sehen bekam. In seinen Kraftausdrücken war er mehr als derb, wie er denn überhaupt mit seinem Vorgänger einen nicht zu beschreibenden Contrast bildete. Sein Anzug entsprach seinem ganzen Wesen: die Westenschöße reichten bis halb auf die Knie und in den Rockschößen war ein Ueberfluß von Tuch. Von Moden im Schnitt und Anzuge wollte er nichts wissen; er verfolgte unnachsichtlich Den, der sich hierin die geringste Abweichung von seinen Vorschriften erlauben wollte. Als Soldat hatte er gewiß seine Verdienste, und man mußte ihm zugestehen, daß er ein tüchtiger Exerciermeister war, in welcher Beziehung das Regiment unter ihm auch nicht zurückkam. Im Siebenjährigen Kriege hatte er sich den Orden Pour le mérite erworben, der bei der Sparsamkeit seiner Austheilung gewiß ein Verdienstorden war. Er legte daher auch einen großen Werth auf dessen Besitz und nannte ihn gewöhnlich sein Gnadenkreuz.

Die weselschen Regimenter gehörten nicht zu denen, die zur Armee nach Frankreich bestimmt waren. Dies verursachte bei uns ein großes Bedauern und bei den Soldaten ein eben solches Mißvergnügen, indem ihnen durch das Verbleiben in Wesel die Aussicht, von dem Zwange und der Strenge des Garnisondienstes und von der Einsperrung befreit zu werden, benommen wurde. Die Desertionsfälle unter den Leuten mehrten sich daher, und mußten deshalb geschärfte Maßregeln eintreten. Statt daß beim Visitiren des Abends um 10 Uhr zum letzten male aufgerufen wurde, ward um Mitternacht noch einmal visitirt, wobei der Unteroffizier stets ein scharfgeladenes Gewehr führen, auch die ganze

[1] Wie er selbst erzählte, hatte er seinem Zopfbande die Rettung seines Lebens zu verdanken. Er war nämlich in der Schlacht bei Molwitz 1741, wo er schon Offizier war, schwer blessirt und für todt auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und bereits entkleidet. Eine Soldatenfrau, die auf das Schlachtfeld kommt, um noch eine Nachlese zu halten, findet ihn in dem eben beschriebenen Zustande, als sie zufällig an seinem seidenen Zopfbande bemerkt, daß er Offizier sei. Dies bewog sie, sich um ihn zu bekümmern, und als sie noch etwas Leben in ihm gewahrt, treibt sie einen Chirurgus auf, der ihn verbindet und ins Lazareth schaffen läßt, wo er glücklich curirt wurde.

Nacht im Compagnierevier patrouilliren mußte. Dieses Vergnügen habe ich als Junker, der ich damals noch war, mehrfach zu genießen gehabt. Nicht allein war die körperliche Anstrengung dieses Dienstes für mich, der ich erst 16 Jahre zählte, nicht gering, sondern es kam die Gefahr, in der man fortwährend schwebte, hierbei besonders in Betracht, da der Soldat, wenn er einmal entweichen wollte, das Aeußerste wagte, seinen Zweck durchzusetzen.

Mit Schaudern denke ich noch an diese Zeit zurück; fast alle Nächte ertönten die Allarmkanonen, und es verging kein Tag, daß nicht Executionen vorkamen. Ich gestehe, daß mir der Dienst sehr zuwider wurde.

1792.

Unser ehrwürdiger Chef, der General Schlieffen, hatte noch das Regiment, als ich zum Portepéefähnrich befördert wurde; mit mir zugleich avancirte auch mein Vordermann von Siegroth. Der General händigte uns selbst die Patente ein. Zu Siegroth sagte er ganz einfach: „Hier, Herr von Siegroth, haben Sie das Patent.“ Zu mir sich wendend, sprach er die Worte: „Und Ihnen, Herr von Reiche, gebe ich es um desto williger, weil Sie sich in den Stunden vorzüglich auszeichnen, und wünsche ich Ihnen bald das wirkliche Fähnrichspatent überreichen zu können.“ Wie schön diese Worte in meine Ohren klangen, habe ich wol nicht erst zu versichern.

Es war mir sehr lieb, daß mein Bruder das Portepée bereits hatte; bei seinem ambitiösen Charakter wäre es ihm sehr verdrießlich gewesen, wenn ich ihm hierin zuvorgekommen wäre. Er ging so weit, daß er oft die Drohung ausstieß, er würde mich todtstechen, wenn ich ihm zuvorkäme!

Mein Portepéefähnrichspatent war vom 10. Februar 1792. Ich hatte mithin schon über drei Jahre gedient, bevor ich solches erhielt. Mein damaliges Avancement konnte ich hiernach nicht rühmen.

Am 2. December 1791 legte der damalige Markgraf von Ansbach und Baireuth die Regierung über diese beiden fränkischen Fürstenthümer nieder, worauf dieselben zu Anfang des folgenden Jahres an Preußen übergingen. Hierauf wurde das Regiment Eckartsberg

bei welchem mein Bruder stand, von Wesel nach Baireuth in Garnison verlegt; das Schicksal führte uns Brüder auf diese Weise auseinander und ich wurde von nun an ganz mein eigener Herr.

Bei dem ansehnlichen Zuschuß von Hause fehlte es mir nicht an guten Freunden, und im noch jugendlichen Alter von 16½ Jahren war ich in dieser Gesellschaft allen Verführungen bloßgestellt. Dieses erkannten meine Gönner Chapuzeau und Markoff und nahmen sich meiner wahrhaft väterlich an. Ich bekam eine Wohnung in dem Hause, in welchem Markoff wohnte; mein Zimmer grenzte an die seinigen und sein Bedienter durfte auch mich bedienen. Das Haus gehörte einem gewissen Herrn Kock, der von seinen Renten lebte. Er war von Natur ein gescheiter Mann, ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung, dabei aber der Feder sehr gewachsen, wovon er nicht immer den besten Gebrauch machte, indem er es nicht lassen konnte, Menschen zu persifliren, auch wol Pasquille auf sie zu machen, wodurch er sich manche Ungelegenheiten zuzog, die ihn zuletzt noch auf die Festung gebracht haben. Körperlich war er von Gicht dergestalt heimgesucht, daß er ganz zusammengewachsen war und ohne Krücken nicht gehen konnte. Er war ein Militärfreund und blieb mit Offizieren in steter Berührung.

Ich war bei ihm gut aufgehoben, indem er sich meiner sehr fürsorgend annahm, was meinem Vater, der mit ihm einen Briefwechsel unterhielt, sehr zur Beruhigung über mich gereichte. Mein anderer Mentor, Markoff, gehörte unstreitig zu den kenntnißreichsten und gebildetsten Offizieren jener Zeit, und ich fand bei ihm viele Belehrung. Er beschäftigte mich vielfach und regte meinen Geschmack für wissenschaftliche Ausbildung auf jegliche Weise an. Sein Bedienter meinte es nicht so treu mit mir. Nachdem er seinen Herrn tüchtig bestohlen und einem andern Offizier, der noch mit im Hause wohnte, 100 Thaler Gold — damals keine Kleinigkeit — fortgenommen hatte, entwandte er mir meine Uhr. Da der Mensch nicht Soldat war, wurde es ihm nicht schwer, über die Grenze zu kommen.

Erster französischer Krieg.

Am 15. Juli 1792 erließ der Herzog von Braunschweig als Obergeneral des zur Herstellung der Ruhe in Frankreich bestimm-

ten Kriegsheeres das berüchtigte Manifest und rückte Anfangs August von Koblenz und andern Punkten des Rheins an der Spitze von über 60,000 Mann Preußen, Hessen und französischen Auswanderern gegen die französische Grenze vor. Am 23. August ergab sich die Festung Longwy und am 2. September ging Verdun über. Am 20. September fand die Kanonade bei Valmy statt. Hier endete das Glück der Waffen. Es entstand ein Stillstand, das Wetter wurde regnigt und schlecht, die Truppen waren von ihren Magazinen getrennt, Krankheiten rissen epidemisch ein; man sah sich zum Rückzug genöthigt. Der erste Theil des Feldzugs war hiermit zu Ende.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Jubel wir die ersten Nachrichten von den glücklichen Erfolgen unserer Waffen, der Einnahme von Longwy und Verdun, empfingen! In Gedanken sahen wir unsere Truppen im Siegeslaufe vor den Thoren von Paris. So nahe beim Kriegsschauplatze, bedauerten wir nur, zu diesen Glücklichen nicht zu gehören.

Bedenklich erschien es uns zwar, daß nach der Einnahme von Verdun eine Lähmung in den Operationen unserer Armee eingetreten war, und dunkele Gerüchte von schwer zu beseitigenden Hindernissen ließen sich mitunter vernehmen, die jedoch wenig Anklang bei uns fanden. Aber als der Befehl in Wesel anlangte, daß schleunigst ein großes Feldlazareth daselbst angelegt werden sollte, auch viele Schiffe mit Kranken den Rhein herab nach und nach anlangten, konnte die schlimme Lage unserer Armee in der Champagne kein Geheimniß mehr bleiben. Es war ein jammervolles Bild, jene Unglücklichen in ihrem elenden Zustande zu sehen, es waren Leute von fast allen Regimentern und Waffen. Die Mildthätigkeit und das Mitgefühl der Weseler zeigte sich hier auf eine wahrhaft rührende Weise; nichts wurde von ihrer Seite unterlassen, das Elend dieser Menschen zu mildern, selbst auf die Gefahr hin, eine ansteckende Krankheit unter sich verbreitet zu sehen.

Die Nachricht von dem mißglückten Angriff auf die feindliche Armee bei Valmy gab uns endlich die traurige Gewißheit von dem verfehlten Unternehmen.

Mainz, Speier, Worms, selbst Frankfurt waren in die Hände des Feindes gefallen!

Unter diesen Umständen fürchtete man für Wesel und dachte sich die Möglichkeit eines Handstreichs gegen diese Festung. Dieselbe wurde förderſamst armirt, die Wachen wurden verstärkt und Detachements außerhalb angeordnet. Die Gefahr schien nahe zu sein, da die Garnison mehre Tage hintereinander ausrücken und die Wälle besetzen mußte. Sie blieb Tag und Nacht unterm Gewehr und bivouakirte auf den ihr angewiesenen Posten. Dieser Dienst war um so angreifender, als die Jahreszeit — wir befanden uns bereits im October — schon sehr vorgerückt war, die Truppen damals noch keine Mäntel hatten und Feuer in den Werken nicht angemacht werden durfte.

Der Feind erschien jedoch nicht und begnügte sich damit, sich an der Maas festzusetzen und von da aus das Land auf dem linken Rheinufer zu brandschatzen und Geißeln auszuheben. Alles dies brachte neues Leben in den sonst so monotonen Garnisondienst und nährte in uns die Hoffnung auf eine thatenreiche Zukunft.

Zu unserm großen Erstaunen wurde eine auf der Citadelle in Wesel gegenüber der Portesecourswache belegene Kaserne, mit einer hohen und starken Pallisadirung umgeben und mehre Fenster in dem Gebäude mit starken hölzernen Laden versehen. Eine solche Maßregel mußte um so auffallender sein, als zu jener Zeit unsere Armee in Frankreich noch siegreich war.

Daß es auf die Aufnahme und Einsperrung hoher und gefährlicher Staatsgefangener abgesehen war, konnte nicht in Abrede gestellt werden, aber wer diese sein konnten, blieb noch in Dunkel gehüllt. Doch das Räthsel sollte sich bald lösen: die Gefangenen waren keine andern als Lafayette mit seinen Begleitern Alexander Lameth, Latour-Maubourg und Bureau de Puzy.

Lafayette's Name war schon von der amerikanischen Revolution her bekannt und berühmt geworden, noch mehr aber durch die Rolle, die er bis dahin in der Revolution in Frankreich gespielt hatte, die jedoch von einer oft so zweideutigen Art war, daß er sich das Mißtrauen aller Parteien zuzog.

Er commandirte die Ardennen-Armee, als sich Mitte August zu Sedan, wo er sein Hauptquartier hatte, Commissäre des Nationalconvents bei ihm einfanden, ihn vor die Schranken desselben fordernd. Statt ihnen zu folgen, ließ er sie festnehmen und be-

gab sich dann, sein Leben nicht mehr sicher haltend, mit den obengenannten Personen auf die Flucht. In Rochefort en Ardennes wurde er von östreichischen Truppen angehalten und arretirt. Vorläufig ward er nach Wesel gebracht, um später nach der Festung Olmütz als östreichischer Staatsgefangener transportirt zu werden. In Wesel war damals nach dem kurz vorher erfolgten Tode des Generals Romberg ein Oberst, nachheriger General von Tschirschky, Commandant. Als Lafayette zu ihm gebracht wurde, zeigte er diesem die pallisadirte Kaserne, die man aus seinem Fenster sah und sagte, der französischen Sprache nicht mächtig, ausdrucksvoll: „Bastille, Bastille!" Zu näherer Erklärung mußte der ihn begleitende Offizier ihm bedeuten, daß er hier auch eine Bastille für sich und seine Begleiter finden solle. Die Gefangenen wurden in sehr strengem Verwahrsam gehalten und durften den durch die Pallisadirung eingeschlossenen Hofraum nicht verlassen. Des Abends wurden sie in ihre Zimmer eingeschlossen und außerdem durch einen Unteroffizier bewacht, der sie nicht aus den Augen lassen durfte. Aus Rücksicht für sie hatte man hierzu einen Unteroffizier gewählt, der französisch sprach.

So oft mich die Reihe zur Wache an der Portesecours traf, hatte ich Gelegenheit, diese Herren zu sehen, indem ich zugegen sein mußte, wenn sie eingeschlossen und am andern Morgen wieder herausgelassen wurden.

Als Lafayette später nach Olmütz transportirt wurde, mußte der damalige Lieutenant, später General der Infanterie und preußischer Gesandte am russischen Hofe, zuletzt Bundestagsgesandter von Schöler ihn von Wesel bis Magdeburg begleiten. Einst fragte dieser ihn, ob er niemals Gedanken gehabt zu entfliehen, und ob er solches wol ausführbar erachtet hätte. Letzteres bejahte er, da man so gütig gewesen wäre, ihm einen seiner Sprache kundigen Unteroffizier beizugeben, auf dessen Sympathien er hätte bauen dürfen.

1793.

Meine erste Campagne; Feldzug in den Niederlanden.

Bei dem unglücklichen Ausgange unserer Invasion in Frankreich und dem Vorrücken der feindlichen Truppen am Niederrhein

und an der Maas geriethen die diesseitigen westfälischen und angrenzenden Provinzen in nicht geringe Gefahr. Zur Abwendung derselben wurde im Januar 1793 bei Wesel ein Truppencorps zusammengezogen, über welches der damalige General der Infanterie, Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels, den Oberbefehl bekam.

Zu unser Aller Freude war auch unser Regiment bestimmt, zu diesem Corps zu stoßen. Der Gedanke, die erlittene Scharte auszuwetzen, konnte unsere Kriegslust und unsern Muth nur erhöhen.

Das Corps bestand:

An Infanterie: Außer unserm Regimente aus den Regimentern Knobelsdorff, Kalkstein und Kunitzky [1], nebst zwei Compagnien Jäger.

An Cavalerie: Das Kürassierregiment (Leibregiment), Chef General Kospoth; das Kürassierregiment (Leibcarabiniers), Chef General Rappert, und ein Bataillon Goltz Husaren, welches Blücher commandirte und bei dem sich auch der Chef des Regiments, Graf Goltz, befand.

An Artillerie: Zwei Batterien schwere Sechspfünder zu sechs Kanonen und zwei Haubitzen; außerdem die Regimentsartillerie, wovon jedes Bataillon zwei leichte Sechspfünder oder zwei Dreipfünder hatte.

Am 20. Januar war das Corps bis auf das Husarenbataillon, die beiden Jägercompagnien und die beiden Batterien, welche letztere erst Anfangs März beim Corps eintrafen, versammelt. Bis zum Eintreffen des Husarenbataillons wurden dem Corps 200 östreichische Ulanen beigegeben, ausgesucht schöne Truppen und besonders gut beritten. Diese Truppen, die ersten dieser Art, die uns zu Gesichte kamen, erregten unsere ganze Aufmerksamkeit.

Am 23. desselben Monats traf der Herzog in Wesel ein, worauf alsbald Heerschau von ihm gehalten wurde.

---

[1] Der General Kunitzky hatte das vormalige Regiment Gaudi erhalten, indem der General Pirch ein anderes Regiment bekam und der auf ihn folgende General Graf Dohna inzwischen gestorben war.

Uebergang des Corps über den Rhein (26. Januar — 2. Februar 1793).

Als nach dem Verluste der Schlacht bei Jemappe am 6. November 1792 die Oestreicher den größten Theil ihrer Niederlande räumen mußten und sich bis hinter die Roer und Erft zurückzogen, in welcher Stellung ihr rechter Flügel nicht wenig bedroht war, beschloß der Herzog, um zugleich die preußischen Landestheile am linken Rheinufer vom Feinde zu säubern, unverzüglich über den Rhein zu gehen, ungeachtet die Schiffbrücke, die bei Wesel zu diesem Behufe geschlagen werden sollte, noch im Bau begriffen, das Corps noch nicht ganz beisammen war und demselben auch noch Mehres fehlte, was zu seiner Feldausrüstung nöthig war. Der Uebergang begann am 24. Januar 1793; das Regiment Köthen, bei dessen zweitem Bataillon ich damals stand, folgte am 2. Februar.

Den Tag vorher schrieb ich in aller Eile an meinen Vater folgende Worte: „Morgen geht es also voran! Gott sei mit uns! Beten Sie für uns, daß Gott uns den Sieg verleihe und wir zeigen mögen, daß wir wahre Preußen sind. Leben Sie indessen wohl und sein Sie versichert, daß ich stets im Unglücke wie im Glücke mich Ihrer väterlichen Lehren erinnern und sie befolgen werde. Geht es in die Schlacht, so werde ich meinen Gott vor Augen haben, dann darf ich bei einem guten Gewissen und Ihres väterlichen Segens mir bewußt, vor keiner Kugel zittern! Sollte ich wiederkommen, was ich wünschen will, so seien Sie überzeugt, daß es als ein braver Kerl geschehen wird u. s. w.“

Hierauf packte ich meinen Tornister und legte mich zur Ruhe. Diese wurde mir jedoch nicht zu Theil, da die Bilder meiner Phantasie mich zu sehr aufregten, als daß ich hätte schlafen können. Da ich zu Fuß marschiren, dabei mein Gepäck und überdies die Fahne tragen mußte, so wurde mir der erste Marschtag ziemlich sauer.

Ich marschirte als ältester Portepéefähnrich aus, und da ich hiernach Aussicht hatte, bald Offizier zu werden, so wünschte ich einen Mantelsack mit den unentbehrlichsten Equipagestücken

mitzunehmen, und bat meinen Compagniechef, den damaligen Hauptmann Pohlmann[1], mir zu gestatten, denselben auf einen der Compagniewagen legen zu dürfen. Dieser schlug es aber rund ab, was mir sehr ärgerlich war.

Die Festung Venlo wird besetzt (11. Februar). Angriff auf Wassenberg, Schwalmen und Röremonde (1. und 3. März).

Mit dem Feinde zusammenzutreffen, sollte nicht lange dauern: denn als der Herzog auf die ihm zwar nur durch die Zeitung zugekommene Nachricht von der Kriegserklärung der Franzosen gegen England und Holland, die damals noch holländische Festung Venlo, ungeachtet des Protestes des dortigen Commandanten, am 11. Februar besetzen ließ, erschienen die Franzosen in gleicher Absicht, und als sie uns darin fanden, fingen sie an, den Platz zu beschießen, jedoch ohne Erfolg, worauf sie wieder abzogen.

Nunmehr sollte, nach einer mit dem die österreichische Hauptarmee kommandirenden Feldmarschall Prinzen Koburg getroffenen Verabredung, der Feind aus seinen Stellungen an der Maas vertrieben werden, die er zwischen Venlo und Mastricht bei Schwalmen, Wassenberg und Röremonde besetzt hielt.

Unser Regiment griff Wassenberg an, welches der Feind nach einigen gegenseitigen Kanonenschüssen verließ, ebenso auch zwei Tage darauf, am 3. März, Röremonde räumte[2]).

Bei Wassenberg hörte ich die ersten Kanonen ertönen, und wenn es an diesem Tage auch nicht viel wurde, so konnte ich doch sagen: „Ich habe Pulver gerochen!"

Wir waren die ganze Nacht marschirt, und als wir am andern Morgen die Thürme von Wassenberg erblickten, wo wir einen harten Kampf erwarteten, wurde man etwas feierlich gestimmt, und mit einem gewissen Selbstgefühl ging man festern Trittes

---

[1] Nach Aufrückung in die etatsmäßige Zahl der Junker war ich bereits zu den Musketieren versetzt.

[2] Diese Gefechte standen mit der Schlacht von Aldenhoven in Verbindung.

vorwärts. Das Bataillon marschirte auf, die Geschütze desselben wurden vorgezogen, die Kanoniere mit brennenden Lunten daneben, den Befehl zum Losbrennen erwartend. Ein alter, kriegserfahrener Unteroffizier mir zur Seite, der einen Zuspruch nicht für überflüssig, wol gar zeitgemäß halten mochte, sagte zu mir: „Herr Junker! Die Ohren steif, nur nicht gebückt, wenn die blauen Bohnen geflogen kommen!“ „Seien Sie unbesorgt“, erwiderte ich, und ich glaube Wort gehalten zu haben. Ich nahm mir vor, recht brav und unverzagt zu sein, daran denkend, daß ich mit der Fahne im ersten Gliede stand! Als der erste Schuß ertönte, womit die Bedeutung des Kriegerstandes erst ins Leben tritt, und die Würfel auf den Tisch rollen, verlor sich alle Spur von Befangenheit und unbekümmert suchte ich unverwandten Blicks zu gewahren, wo die Kugeln blieben, oder was sie anrichten würden.

Der Feind leistete keinen weitern Widerstand und zog ab.

Links von uns, bei Schwalmen, wo der Feind seine Hauptstellung hatte, war der Kampf heftiger, wie wir aus der Lebhaftigkeit des Feuers wahrnehmen konnten. Das Grenadierbataillon des Regiments von Kunitzky, welches ein Oberstlieutenant von Ryvenheim commandirte, hatte hier einen harten Stand, doch gelang es ihm, den Feind zu vertreiben und sich dessen innegehabte Stellung zu bemächtigen. Der Verlust des Bataillons an Todten und Verwundeten war beträchtlich, auch verlor es seinen braven Commandeur, der durch eine feindliche Kugel todt zur Erde niedergestreckt wurde.

Sein Adjutant, der damalige Lieutenant von Schöler I., zuletzt beim Kriegsministerium und als General der Infanterie in den Ruhestand versetzt, übernahm hierauf die Führung des Bataillons, dessen er sich so wacker zu entledigen wußte, daß ihm der Orden Pour le mérite dafür verliehen wurde. Wie das wahre Verdienst anspruchslos ist, so war es auch hier, denn der treffliche Schöler, dessen Freundschaft ich mich bis zuletzt zu erfreuen hatte, trug das Ordenskreuz aus reiner Bescheidenheit gewöhnlich untergeknöpft.

Uebergang über die Maas. Vorrücken gegen Brüssel. Einnahme von Herzogenbusch (13. März). Entsatz von Willemstadt. Einnahme von Klundert. Rückzug des Feindes auf Antwerpen (25—30. März).

Nachdem der Feind von der Maas vertrieben war, wollte der Prinz Koburg mit der Hauptarmee gegen Brüssel vorrücken. Das preußische Corps, sowie das englische und holländische, welche letztere beide nunmehr auch in die Linie eingerückt waren, sollten dabei auf Antwerpen operiren. Unser Herzog, stets darauf bedacht, mit dem Prinzen Koburg Hand in Hand zu gehen, obgleich er nur die Aufgabe hatte, Westfalen und die preußischen Rheinlande zu decken, überschritt bei der Festung Grave die Maas, welcher Uebergangspunkt gewählt war, weil die Wege, die durch den großen Morast, den sogenannten Peel, führen, zu schlecht befunden waren. Hierauf wandte sich der Herzog unmittelbar gegen Herzogenbusch, welches am 13. März überging: dann gegen Breda, welches der Feind vertheidigen zu wollen schien, weshalb man sein Vorhaben gegen diesen Platz aufgab, ohne sich in seinen Operationen stören zu lassen. Diese Bewegungen setzten den Fortschritten des Feindes in Holland Grenzen und bewogen ihn, die Belagerung vom Willemstadt, welches sich kaum noch zu halten vermochte, aufzuheben, auch die Festung Klundert, nachdem er die Werke derselben in die Luft gesprengt hatte, zu räumen, und sich auf Antwerpen zurückzuziehen. Um das Corps bei weiterem Vorrücken durch Deckung von Magazinen, Feldlazarethen, Bäckereien u. dgl., sowie durch Besetzung rückwärtiger Punkte gegen feindliche Streifparteien, nicht zu schwächen, mußte ein Theil der Depotbataillone [1] der weselschen Re-

[1] Die damaligen Depotbataillone, später dritte Musketierbataillone, waren eine Schöpfung Friedrich Wilhelm's II., und wurden aus den unter Friedrich dem Großen bestandenen Garnisonregimentern errichtet. Jedes Infanterieregiment hatte ein solches Bataillon, welches nach der Bataillonszahl jenes aus drei Compagnien bestand. Die Bestimmung dieser Depotbataillone war insbesondere, während ihre Regimenter im Felde waren, deren Ersatzmannschaften auszuexerciren und in Kriegszeiten zu Festungsbesatzungen verwandt zu werden. Ihre Offiziere waren größtentheils für

gimenter zu diesem Behufe ausrücken. Da diese Entsendung nur vorübergehend und von kurzer Dauer sein konnte, diese Truppen auch, als zur Besatzung von Wesel gehörig, nicht zu weit von diesem Platze entfernt werden durften, so wurden sie nicht weiter auf den Kriegsfuß gesetzt. Aus diesem Grunde, und da die damaligen Depotbataillone überdies meist aus unsichern Leuten bestanden, so sollte ihre dermalige Verwendung sich auch nicht über die Maas hinaus erstrecken.

Schlacht bei Neerwinden (18. März). Eroberung von Antwerpen (26. März), von Breda und Gertruydenberg (2. April).

Am 18. März gewann der Prinz Koburg bei Neerwinden, zwischen Lüttich und Löwen, eine entscheidende Schlacht, woran wir Preußen leider keinen Antheil hatten.

Prinz Koburg wünschte, daß der Herzog sich ihm mehr anschließen und seine rechte Flanke decken, demzufolge über Lier und Mecheln vorrücken möchte; der Herzog fand solches jedoch, da der ihm an Zahl überlegene Feind noch zwischen Breda und Antwerpen stand, hinsichtlich der Sicherheit des preußischen Gebietes am Niederrhein für zu bedenklich und verlangte, daß sich die Engländer und Holländer ihm anschließen möchten, oder doch wenigstens ihn ablösten. Diesem wurde jedoch in keinerlei Weise entsprochen, vielmehr zog Prinz Koburg sogar noch das Corps des östreichischen Generals Wenkheim an sich, das bis dahin die Verbindung des preußischen Corps mit der östreichischen Hauptarmee unterhalten hatte. Hierauf fand sich der Herzog bewogen, dem Ansinnen des Prinzen Koburg vorläufig nur insofern nachzukommen, als er den Generallieutenant Reppert mit vier Bataillonen Infanterie (unter denen sich auch das Bataillon des

---

den Felddienst nicht mehr ganz geeignet, auch rangirten sie nicht mit denen des Regiments, sondern für sich allein im Bataillon.

Unter Friedrich Wilhelm III. erhielten sie eine andere Organisation und wurden als drittes Musketierbataillon mit dem Regimente etwas enger verbunden. Das Verhältniß der Commandeurs und der Compagniechefs blieb dasselbe wie früher, die Subalternoffiziere dagegen wurden aus dem Regimente zu ihnen commandirt und behielten im Regimente ihre Anciennetät.

Regiments Köthen befand, bei welchem ich stand), fünf Escadrons Cavallerie und eine Batterie nach Arendonk, zwischen Herzogenbusch und Mecheln abrücken ließ [1].

Da jedoch in Folge des Sieges bei Neerwinden Antwerpen am 26. März, und Breda und Gertruydenberg am 2. April übergeben wurden, Holland damit befreit und für unsere Provinzen am Niederrhein nichts mehr zu besorgen war, so folgte das Corps der Bewegung des Generals Reppert und stieß mit demselben bei Mecheln wieder zusammen.

Als unser Bataillon mit dem General Reppert detachirt wurde, ließ ich mich verleiten, zu glauben, daß diese Trennung vom Regimente und unserm General nicht so schnell aufhören, wenigstens bis zu meiner Beförderung zum Offizier fortbestehen würde. In diesem Glauben war ich kühn genug, mich, wie schon einige unserer Offiziere gethan hatten, der steifen Locken, als im Kriege lästiger und unpraktischer Dinge, zu entledigen. Dieses wäre mir bald sehr übel bekommen, denn als bei Mecheln das Bataillon mit dem Regimente unerwartet wieder zusammenstieß, fiel es meinem General gleich auf. Er gerieth in den heftigsten Zorn, und indem er seine ganze Schatzkammer von Schimpfworten gegen mich ausgeschüttet hatte [2], sollte ich noch obendrein Fuchtel bekommen. Daß mir nicht wohl dabei zu Muthe war, läßt sich denken! Glücklicherweise kam es nicht zum Äußersten; ich sollte mit Arrest bestraft werden; es kam Niemand, mich zum Arrest abzuholen, und da ich nicht Lust hatte, mich selbst dazu einzufinden, auch nicht weiter danach gefragt wurde, so behielt es bei der Androhung sein Bewenden.

In Mecheln hatten wir Ruhetag, und da es dort geschickte Haarkünstler gab, so ließ ich mir unverzüglich ein paar falsche Locken machen. Als Tags darauf marschirt wurde, und ich mich mit den anderen Portepéefähnrichen an dem Quartier unseres

---

[1] Es kann nicht in meinem Plane liegen, eine Geschichte dieses Feldzugs zu liefern, doch glaube ich die oben angezeigten Bewegungen und ihre Veranlassung nicht mit Stillschweigen übergehen zu müssen, da ich an der bemeldeten Expedition persönlich Theil genommen habe.

[2] Damals brauchten so hohe Vorgesetzte ihre Worte noch nicht auf der Goldwage abzuwägen. „Herr! der Teufel soll Ihnen auf den Kopf fahren“ u. dgl. waren gewöhnliche Redensarten.

Generals zur Abholung der Fahnen eingefunden hatte, brach das Ungewitter von Neuem los. Aus Verwechselung, da ich durch die falschen Locken unkenntlich geworden sein mochte, traf es anfangs meinen nebenstehenden Kameraden, bis es sich nachher verstärkt auf mich entlud.

Durch den Sieg bei Neerwinden und das (1. März) vorangegangene siegreiche Treffen bei Aldenhoven, zwischen Jülich und Aachen, wo der junge, nachmals so berühmt gewordene Erzherzog Karl sich die Sporen erkämpfte, war die feindliche Armee ihrer gänzlichen Auflösung nahe, und es hätte nur eines kräftigen Entschlusses bedurft, um in das Herz von Frankreich einzubringen und der Revolution, wenn auch nicht ein Ende zu machen, doch vielleicht ihr eine andere Wendung zu geben. Der Prinz Koburg hielt sich aber zu einem solchen Schritt, um ihn nachhaltig durchzuführen, entweder zu schwach, oder das östreichische Cabinet hatte andere Absichten; genug, statt den Sieg zu benutzen, trat, wie Dumouriez in seinen Memoiren berichtet, auf östreichische Veranlassung, drei Tage nach der gewonnenen Schlacht — etwas unerhörtes — Waffenruhe ein, die dem Feinde einen ungehinderten Rückzug gestattete!

Währenddem greift Clerfayt, von der Waffenruhe noch nicht unterrichtet, den Feind am 23. März am Pellenberge bei Löwen an und schlägt ihn aufs Haupt. Vier Tage darauf, am 27., wird im französischen Hauptquartier zu Ath abermals eine Waffenruhe verabredet! Diese unerwarteten Maßregeln können nur dadurch erklärt werden, daß Dumouriez, die Sache der Revolution verloren haltend, andere Pläne gefaßt hatte. Wirklich sehen wir denselben sich dem östreichischen Feldherrn nähern und mit diesem, behufs eines gemeinschaftlichen Vorrückens nach Paris in Unterhandlung treten. Dieses Project scheiterte indessen; Dumouriez ergriff die Flucht (4. April) und ging in Gemeinschaft mit dem damaligen Herzoge von Chartres, späterm König Ludwig Philipp, und anderen Offizieren von Rang zu den Oestreichern über. Ihnen folgten unmittelbar darauf das ganze französische Husarenregiment Berchiny, ein Theil des Husarenregiments Chamborand und andere Abtheilungen Cavallerie, meist Elsasser, die damals der Revolution noch abgeneigt waren.

Die vermutheten anderweiten Pläne des östreichischen Cabinets schienen sich ihrer Entwickelung zu nahen; denn merkwürdig genug, wurde in einer Proclamation des Prinzen Koburg vom 9. April geradezu ausgesprochen: „daß er behufs Entschädigung für seinen Monarchen auf Eroberungen denken würde." Inwiefern Preußen, England, Holland und Deutschland dabei betheiligt gewesen, und was für Pläne sie ihrerseits im Schilde führten, trat damals nicht ans Licht. Soviel ist aber gewiß, daß der ursprüngliche Zweck des Krieges gegen die Revolution verloren ging, und daß Koburg's Proclamation das Signal war, worauf sich die gegeneinander stehenden Parteien in Frankreich vereinigten und die ganze Nation unter die Waffen trat.

Einrücken in Frankreich; Gefechte bei Lannoy, Neuville und Lacroix (11. April).

Während der verabredeten Waffenruhe hatte der Feind die Niederlande geräumt und sich nach einigen Arrièregardengefechten auf französischem Boden bei Lannoy, Neuville und Lacroix mit seiner Hauptmacht zwischen Valenciennes und Lille aufgestellt.

Unser Bataillon hatte bei dieser Gelegenheit das Gefecht bei Lannoy; nach Einnahme dieses Ortes nahmen wir dort Quartier, das erste auf französischem Boden. Die Stimmung der Einwohner fanden wir von der in den Niederlanden sehr verschieden, kaum daß sie ihre Erbitterung gegen die Alliirten verbergen konnten. Mir ist der ergrimmte Blick meines dortigen Wirths bei meinem Eintreten in sein Haus, ein Blick, der Alles ausdrückte, was in seinem Innern vorging, zeitlebens gegenwärtig geblieben, sowie auch die ganze Gestalt dieses Mannes mir noch heute vor Augen steht. Man gewahrte, daß man nicht bloß mit der Armee zu thun hatte!

Um uns die Einwohner geneigt zu machen, mußten unsere Truppen die strengste Mannszucht üben, welche aufrecht zu halten damals, bei den mit der strengen Disciplin verbundenen harten Strafen, und bei einer regelmäßigen Verpflegung aus Magazinen, nicht eben schwer war.

Von Seiten der Alliirten wurde bei dem Einrücken in Frankreich

folgende Aufstellung, theils auf französischem, theils noch auf niederländischem Boden genommen.

Das holländische Corps [1], unterm damaligen Erbprinzen von Oranien, rechter Flügel der Alliirten, bei Menin.

Das englische Corps, unterm Herzoge von York, mit den Hannoveranern, bei Tournay.

Das preußische Corps, unter General Knobelsdorff [2], bei St.-Amand.

Die Hauptarmee der Oestreicher zwischen Valenciennes und Condé, letztere Festung blockirend; das Hauptquartier des Prinzen Koburg zu Quievrain.

Außerdem ein östreichisches Corps unterm Prinzen von Hohenlohe bei Namur, und ein desgleichen unter General Beaulieu bei Luxemburg.

Unser Corps rückte am 24. April ins Lager bei St.-Amand und Maulde an der Scarpe ein, wo wir die Oestreicher, welche zum Clerfayt'schen Corps gehörten, ablösten. Sie hatten bereits Verschanzungen zur Verstärkung der Position angelegt, die uns sehr zustatten kamen. Weniger war dies der Fall mit dem zurückgelassenen Lagerstroh, das viel Bewegung enthielt und uns dadurch sehr lästig wurde.

Da wir nicht zureichendes Geschütz von größerem Kaliber bei uns führten, um die Verschanzungen damit zu versehen, so ließen uns die Oestreicher eine Batterie Zwölfpfünder zurück.

Unsere Aufstellung befand sich auf beiden Seiten der Scarpe.

---

[1] Bei diesem Corps befand sich eine in holländischem Solde stehende ansbachsche Brigade, die ein General von Reizenstein commandirte. Nachdem die fränkischen Fürstenthümer an Preußen gekommen waren, infolge dessen ihr Militär der preußischen Armee einverleibt wurde, hieß diese Brigade seitdem preußisch-ansbachsche Brigade.

[2] Der Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels hatte bereits Ende März das Commando unseres Corps niedergelegt und es dem General von Knobelsdorff übergeben, der es auch definitiv behielt. Wie man sagte, hatten Rücksichten der Gesundheit den Herzog zu diesem Schritte vermocht; möglicherweise mögen ihn auch noch andere Umstände dazu veranlaßt haben: denn es sagte ihm nicht zu, dem Prinzen Koburg unmittelbar untergeordnet zu sein.

Mit dem größten Leidwesen sahen wir unsern tapfern Führer, der das Vertrauen seiner Truppen im vollsten Maße besaß, von uns scheiden.

Den rechten Flügel bildete das Lager bei Maulde am Zusammenfluß der Schelde und Scarpe, das Centrum war bei St.-Amand, auf dem linken Ufer der Scarpe, und der linke Flügel stand auf dem rechten Ufer dieses Flusses, sich an St.-Amand lehnend, bis zur Abtei Vicogne, wo wir uns an die Oestreicher, die unter den Befehlen des Generals Wenkheim standen, anschlossen. Diese Abtei war der Wichtigkeit ihrer Lage wegen und als Vereinigungspunkt mit den Oestreichern, stark verschanzt. Die nächsten feindlichen Posten standen uns sehr nahe, bei Orchies und der Abtei Hasnon an der Scarpe.

Sehr belästigend für unsern linken Flügel war bei der Nähe des Feindes der mit vielen Wassergräben durchschnittene Wald von St.-Amand und Vicogne, der sich in bedeutender Ausdehnung zwischen der Scarpe und Schelde fortzieht, und Gelegenheit zu unaufhörlichen Buschgefechten und Neckereien gab.

Nachdem die Armee ihre Aufstellung eingenommen hatte, besichtigte am 26. April der Prinz Koburg in Begleitung des Generals Clerfayt und anderer öſtreichischer Generale unsere Position und die getroffenen Vertheidigungsanstalten, welches beides von ihm sehr zweckmäßig befunden wurde. Hierauf fand wegen der glücklichen Befreiung der Niederlande ein feierliches Victoriaschießen statt.

Nach Aussage der Kundschafter sollten wir in der Nacht vom 29. überfallen werden. Demzufolge wurden bei eintretender Dunkelheit die Zelte abgebrochen und wir mußten die ganze Nacht über unterm Gewehr bleiben. Die Hälfte der Leute durfte sich abwechselnd niederlegen. Der Feind, wahrscheinlich von unserer Bereitschaft unterrichtet, kam aber nicht. Es war eine sehr kühle Nacht und an Schlaf war nicht zu denken; abgesehen von der Kälte, hielt schon die Erwartung eines Treffens mich wach.

Gefecht bei Vicogne (1. Mai).

Der beabsichtigte feindliche Angriff sollte indessen nicht lange auf sich warten lassen. Denn schon den dritten Tag darauf, am 1. Mai, wurden wir und die Oestreicher auf der ganzen Linie angegriffen, in der unverkennbaren Absicht, das in den letzten Zügen liegende Condé zu entsetzen. Der Kampf war heftig, und nur die Nacht

konnte demselben ein Ende machen. Der Feind, einen solchen Widerstand nicht vermuthend, zog sich unter großem Verluste an Mannschaft zurück. Unser Verlust war ebenfalls nicht unbedeutend; von unserem Bataillon wurden der Hauptmann Böhler und der Lieutenant Syberg I. blessirt. Der commandirende General verlor seinen ersten Generaladjutanten, den Lieutenant Sixtel, ein Verlust, der beim ganzen Corps die allgemeinste Theilnahme fand.

Auf unserm linken Flügel bei Vicogne, welche Abtei dem Treffen den Namen gegeben hat, war der Kampf am heftigsten, und dauerte daselbst ununterbrochen bis spät in die Nacht fort. Das Terrain des Kampfplatzes war waldig und mit Wassergräben durchschnitten, daher unserer damaligen Linientaktik wenig entsprechend. Für jedes Bataillon hatten wir 40 Scharfschützen, sie bildeten die einzigen Elemente zum zerstreuten Gefechte.

Gerade einen Monat zuvor, am 1. April, hatte die Affaire bei Wassenberg stattgefunden. Wenn ich dort erst einen Vorgeschmack in dergleichen erhalten sollte, so bekam ich hier volle Gelegenheit, ein Gefecht in seinem ganzen Umfange und in allen Abstufungen recht eigentlich kennen zu lernen. Ich kann wol sagen, ich habe weder Furcht noch Angst empfunden, und wenn im ersten Augenblicke auch der Gedanke an eine Gefahr unwillkürlich auftauchen mochte, so fand er doch keinen Raum, indem das, was vor mir und um mich vorging, alle Sinne in Anspruch nahm und nicht zuließ an etwas anderes zu denken, umsomehr, je hitziger und betäubender der Kampf ward. Es ist bei dem Sausen und Pfeifen der umherfliegenden großen und kleinen Kugeln, im Pulverdampfe und bei dem fortwährenden Getöse nichts Geringes, unbefangen zu bleiben und, alles andere vergessend und überhörend, nur das Auge auf den Feind zu richten und den Gang des Gefechtes zu beobachten. Wenn dieses bei einem erfahrenen Militär, der die Gefahren kennt und sie zu verachten weiß, schon sehr viel ist, so ist von einem Neulinge im Kriegshandwerke kaum zu erwarten, daß er eine gleiche Kaltblütigkeit besitzt. Nur ein großer Leichtsinn von meiner Seite kann es gewesen sein, wenn mein Gemüth selbst dann, wenn die Menschen rechts und links von mir fielen oder blessirt wurden und zurücktreten mußten, gleichgültig blieb und ich meinen Blick ruhig von meiner nächsten Umgebung entfernen konnte.

Ich erinnere mich, als ich hier zum ersten male ins Kartätschenfeuer kam, und vor mir auf der Erde etwas wie Mäuse durcheinander kräuselte, auch kleine Staubwirbel aufstiegen, ich ganz verwundert nachdachte, was das sein könnte, dann aber einen heiligen Respect bekam, als ich hörte, daß es Kartätschen seien. Ich leugne nicht, bei dem Worte „Kartätschen" durchzog mich kein kleiner Schauer.

Unsere Reihen wurden an diesem Tage durch die feindlichen Kugeln zwar sehr gelichtet, mehr aber noch durch das Ausfallen der Leute, die die Verwundeten zurückbrachten und dann das Zurückkommen vergaßen. Meistentheils gehen zwei Mann mit einem Verwundeten, und wenn die Offiziere Dem auch mit aller Strenge entgegenzuwirken suchen, so läßt sich doch auch das menschliche Herz rühren und zur Nachsicht verleiten.

Auf die Schlacht wieder zurückzukommen, erinnere ich mich, wie es ein wahrhaft erhebender Moment war, als während derselben plötzlich aus heiterm Himmel ein starkes Gewitter losbrach. Der Kanonendonner und das kleine Gewehrfeuer im Walde rollend und vielfach widertönend, dazwischen der laute Donner des Himmels wie im Wettstreite miteinander, machte bei der Stimmung, in der der Krieger im Angesichte des Todes sich befindet, einen gewaltigen Eindruck, und wenn die Soldaten, sobald es in die Schlacht geht, die Spielkarten aus der Tasche zur Beruhigung des Gewissens fallen zu lassen pflegen, so behielt in diesem Momente gewiß keiner von ihnen seine Karten bei sich, und in der That konnte man hernach die Linie genau erkennen, wo die Truppen gestanden hatten.

Es ist als fühlt sich der Mensch in seiner Ohnmacht zu klein und als hält er es für einen Frevel, nicht zu schweigen, wenn es über ihm donnert: denn wie das Gewitter immer stärker ward, hörte, wie auf ein gegebenes Commando, auf der ganzen Linie dies- und jenseits das Schießen plötzlich und mit einem male auf. Es sind seitdem 50 Jahre und darüber verflossen, allein noch heute kehrt, wenn ich daran denke, der Eindruck jedesmal in seiner ganzen Macht wieder, den ich damals empfand.

Den Tag nach der Schlacht schrieb der Prinz Koburg an den General Knobelsdorff, und dankte in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für den tapfern und ruhmvollen Antheil, den das

preußische Corps an dem glücklichen Ausgange des gestrigen Tages genommen hatte. „Hauptsächlich bitte ich Sie", so drückte sich der Prinz aus, „den unterhabenden Truppen, Herrn Generalen, Stabs- und Oberoffizieren und der gemeinen Mannschaft individuell meine Erkenntlichkeit für ihre Bravour und Aufopferung bekannt zu machen, und selbige zu versichern, wie sehr ich sie liebe und schätze."

Auch der Herzog von York, welcher für seine Person der Schlacht den ganzen Tag über beiwohnte, drückte an Ort und Stelle zu wiederholten malen seine Freude über die Tapferkeit, Unerschrockenheit und Ausdauer unserer Truppen aus.

Vier Tage nachher, am 5. Mai, wurde bei der ganzen Armee Victoria geschossen; für den Krieger ein schöner, genußreicher Tag.

Treffen bei St.-Amand (8. Mai).

Bis zum 7. Mai verhielt sich der Feind, das Knackern auf den Vorposten abgerechnet, ganz ruhig, als er mit einem male hervorbrach und unsern linken Flügel von neuem angriff, als wollte er seinen Zweck, uns von den Oestreichern zu trennen und Condé zu entsetzen, es koste was es wolle, durchführen.

Seinen Hauptangriff führte er gegen eine vor dem genannten Flügel gelegene Schanze, zu deren Unterstützung unser Bataillon dahin abrücken mußte. Es gelang, den feindlichen Angriff zurückzuschlagen, wozu auch eine Diversion beitrug, die der Oberst Blücher gegen die linke Flanke des Feindes ausführte.

Dieser Angriff war nur das Vorspiel eines für den folgenden Tag bestimmten Gefechtes, das für uns eins der blutigsten des ganzen Feldzugs wurde. Da dieser Angriff vorherzusehen war, und nach der Aussage der Gefangenen, sowie der Kundschafter nicht mehr bezweifelt werden konnte, so ließ General Knobelsdorff am Abend des 7. die Zelte abbrechen und die Bagage des ganzen Corps noch in der Nacht außerhalb des möglichen Gefechtbereichs bringen. Diese Vorsicht war gewiß sehr zweckmäßig: denn folgenden Tages, am 8., Morgens halb 8 Uhr, griff der Feind unter Anführung seines commandirenden Generals Dampierre, unsere Linie auf allen Punkten mit dem

größten Ungestüm, wie er damals den französischen Truppen eigen war, an. Doch war auch dieses mal der Hauptangriff gegen die schon erwähnte Schanze auf unserm linken Flügel gerichtet, der zudem auch durch einen heftigen Angriff auf die Stadt St.-Amand, dem Hauptquartiere des Generals Knobelsdorff [1], unterstützt wurde.

Die Schanze selbst wurde zwar nicht genommen, allein es war dem Feinde bei seiner großen Uebermacht gelungen, einen diesseitigen detachirten Posten zu überwältigen und sich darin festzusetzen, indem er sich in dem Augenblicke der Eroberung sogleich darin verschanzte und ihn mit einer Batterie von acht Geschützen besetzte.

Unser Bataillon erhielt die Ordre, den Feind aus seiner eben errichteten Verschanzung wieder zu vertreiben. Mit der größten Tapferkeit rückte es gegen dieselbe vor, und würde sie ungeachtet des heftigsten Kartätschenfeuers erobert haben, wenn es nicht auf mehre Wassergräben gestoßen wäre. Ueber zwei Gräben waren wir hinübergekommen, als wir noch auf einen folgenden stießen, den zu passiren uns unter dem Feuer des Feindes nicht gelingen wollte. Das brave Bataillon mußte zurück.

In diesem Augenblicke traf unser erstes Bataillon ein, und schon wollten wir von neuem vorrücken, als der Herzog von York, der während der ganzen Affaire gegenwärtig war, und einige englische Bataillone bis St.-Amand herangezogen hatte, es sich vom General Knobelsdorff erbat, den erneuten Angriff durch seine Truppen ausführen zu lassen. General Knobelsdorff wies dieses Anerbieten anfangs zurück, willigte aber endlich doch ein, und die Engländer wurden vorgeholt. Es war das dritte Bataillon

---

[1] Nicht leicht hat ein Hauptquartier eines commandirenden Generals exponirter gelegen als hier, in der vordersten Linie der Position, so daß der Feind diesen Ort auch zuerst angreifen und mit Geschütz beschießen konnte, bei welcher Gelegenheit eine Kanonenkugel durch die Hütte, die General Knobelsdorff sich in dem Lager unseres ersten Bataillons, welches sich auf einer Höhe (moulin au loup) nahe an der Stadt befand, hatte bauen lassen, und in welcher er sich den größten Theil des Tages aufhielt, in dem Augenblicke ging, in welchem er sie mit dem Prinzen von Hessen-Darmstadt, der von des Königs Armee zu uns gekommen war, verlassen hatte. Eine andere Kugel ging durch das Zelt unseres Generals, der bei seinem ersten Bataillone campirte, und tödtete zwei Packknechte, die mit ihren Pferden beschäftigt hinter demselben sich befanden.

englischer Garden unter Anführung des Generels Sir Leed, welches seine Feuerprobe hier bestehen und die Bluttaufe empfangen sollte. Mit fliegenden Fahnen und mit dem Ausdrucke des Muths auf ihren Gesichtern marschirten diese schönen Truppen, die durch ihre vorzügliche Ausrüstung und Haltung, sowie durch ihre Neuheit und ganze Eigenthümlichkeit unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten, an uns vorbei; allein trotz aller ihrer Anstrengung und Tapferkeit wollte es ihnen nicht besser gelingen, und sie mußten sich gleichfalls, nachdem sie einen großen Verlust erlitten, unverrichteter Sache zurückziehn. An diesem Tage verlor unser schon sehr zusammengeschmolzenes Bataillon drei Offiziere und 76 Mann, größtentheils durch Kartätschen- und Kleingewehrfeuer. Hier habe ich gesehen, daß es mit dem Muthe und dem Vertrauen des Soldaten eine eigene Bewandniß hat. Es ist, als wenn ihn ein gewisser Instinct beherrschte, der ihn die Grenze der Möglichkeit erkennen läßt; hat man versucht, ihm anzusinnen, diese zu überschreiten, so ist es schwer, wenn nicht ein Zwischenfall eintritt, ihn wieder vorzubringen.

Welche Veränderungen das menschliche Herz erleiden kann, zeigte sich mir hier in auffallender Weise: man kann Menschen um und neben sich ruhig stürzen sehen; ist es nicht ein Freund oder Bekannter, so schweigt das innere Gefühl. Dies ist jedoch nicht anders, man steht ja vor derselben Klinge und ist derselben Gefahr ausgesetzt, vielleicht trifft mich in dem nächsten Augenblicke dasselbe Loos!

Es ist rührend anzusehen, wenn der Soldat in dem Augenblicke, wo es ins Feuer geht, sich mit seinem Kameraden, gegen den er einen Groll hat, aussöhnt und ihm schweigend die Hand reicht. Man erräth seine Gedanken, wie er inbrünstig Vergebung seiner Sünden erfleht und ein frommer Mensch zu werden sich vornimmt, wenn er am Leben bleiben sollte!

Der General Knobelsdorff konnte den Feind nicht im Besitze seiner Verschanzungen lassen, und da die offene Gewalt nicht zum Ziele geführt hatte, so beschloß er den Feind bei Nacht zu überfallen und bestimmte hierzu die Nacht vom 10. zum 11.

Den ersten Anlauf sollte eine Abtheilung von 200 Mann ausführen, und damit das ganze Corps daran theilnehme, wurde bestimmt, daß per Compagnie vier Mann Freiwillige dazu gegeben

werden sollten. Der damalige Major von Rohr, vom Regimente Kalkstein, an dem die Tour zu einem dergleichen Commando stand, führte sie an.

Zwei Bataillone, das Grenadier- und erste Bataillon des Regiments Knobelsdorff, und in Verabredung mit dem Prinzen Koburg, zwei Bataillone Oestreicher [1] sollten den Angriff unterstützen. Früh um 3 Uhr erfolgte der Angriff ohne einen Schuß zu thun [2], und gelang im ersten Anlauf vollständig. 13 Offiziere und 320 Mann vom Feinde wurden gefangen genommen; jedoch kein Geschütz erobert, da der Feind, wie die Gefangenen aussagten, es Abends zuvor zurückgezogen hatte.

Sogleich wurde die Schanze in der Kehle geschlossen und zur Vertheidigung für uns eingerichtet, auch mit 180 Mann und 2 Geschützen besetzt.

Meine Beförderung zum Offizier (10. Mai).

An diesem Tage kam meine Beförderung zum Offizier mit einem Patente vom 1. Mai, dem Tage der Schlacht bei Vicogne. Ich war 17½ Jahre alt.

Wenn das Avancement vom Junker zum Offizier an und für sich schon sehr freudig empfunden wird, so ist dieses im Kriege nur noch mehr der Fall. Nicht allein, daß man in seiner Laufbahn immer höher zu steigen wünscht, so tritt man auch in ein ganz andres Verhältniß ein. Der Dienst eines Unteroffiziers ist ein sehr beschwerlicher, und mit diesen Leuten, an sich eine sehr ehrenwerthe Classe, in einem Zelte vereinigt zu liegen, bietet wenig Annehmlichkeiten dar. Wenn man auch von der Herkunft absehen will, so macht die Erziehung doch einen zu großen Unschied, als daß man sich in dieser Gesellschaft an seinem Platze fühlen könnte.

---

[1] Daß Oestreicher dabei mitwirkten, war nicht mehr als billig, indem die Schanze, um deren Wegnahme es sich handelte, ebenso dem östreichischen rechten Flügel als unserm linken Flügel zur Anlehnung diente, mithin beiden angehörte.

[2] Ein östreichisches Bataillon konnte die Zeit nicht abwarten und gab eine Bataillonssalve. Da der Sturm aber gleich darauf erfolgte, so hatte die Besatzung nicht Zeit, sich zu sammeln.

Von allen Offiziereguipagestücken gänzlich entblößt und außer Stande, mich sobald damit zu versehen[1], befand ich mich in keiner geringen Verlegenheit und mußte noch mehre Wochen in Unteroffizieruniform einhergehen. Um als Offizier kenntlich zu sein, durfte ich eine Schärpe anlegen, die ein Offizier, der deren zwei hatte, mir überließ.

Als ich mich bei meinem General zum Offizier befördert meldete, fing der Lärmen wegen der Locken von neuem an. „Wart, kommt mir nur nach Wesel, ich will euch die Chmielinsky'schen Moden schon anstreichen!“ waren die Worte, womit ich entlassen wurde[2].

Der General setzte mich zu einer Compagnie, dessen Chef der einzige im ganzen Regimente war, der seinen Offizieren keinen Tisch gab. Ob es Zufall war, oder ob ich es den Locken zu verdanken hatte, will ich auf sich beruhen lassen, jedoch gefiel mir solches gar nicht, da ich mit nichts weniger, als mit Koch- und Kücheneinrichtungen, nebst Tischgeräthen versehen war, meine Compagnieoffiziere auch nur soviel davon besaßen, als sie eben für sich gebrauchten.

Für die Verpflegung des gemeinen Soldaten wird nach Möglichkeit gesorgt; um den Offizier, der bei seinem Compagniechef nicht den Tisch hatte, bekümmerte sich damals Niemand, und er stand sogar gegen den Soldaten im Nachtheil, da dieser seinen Bedarf an Lebensmitteln geliefert erhielt, während der Offizier sehen konnte, woher er etwas bekam. Man hätte ein Prophet Elias sein müssen, um mit Speise und Trank versorgt zu werden!

Um wie viel besser sind heutzutage die Offiziere daran.

---

[1] Ich wurde an Stelle des Grafen Dohna, bei unserm Regimente, Offizier, der für den in der Schlacht bei Vicogne gebliebenen Lieutnant Sixtel erster Generaladjutant des Generals Knobelsdorff geworden war. Da Dohna als Generaladjutant noch im Regimente blieb, so konnten keine Equipirungsstücke von ihm auf mich übergehen, wie es der Fall gewesen sein würde, wenn die Vacanz durch Tod oder Abschied entstanden wäre.

[2] Der General hielt den Lieutenant Chmielinsky für denjenigen, der sich die Locken zuerst abgeschnitten hatte.

Zufolge uns durch Deserteure und durch Einwohner der Umgegend zugekommenen Nachrichten wollte der Feind am 15. Mai einen neuen Angriff unternehmen. Demzufolge traten wir an diesem Tage schon um 2 Uhr Morgens unter Gewehr; es blieb indessen Alles ruhig, sei es, daß es ein falscher Lärm war, oder daß dem Feinde unsere Bereitschaft hinterbracht worden war.

In unserer bisherigen Aufstellung trat nunmehr eine Aenderung ein, indem am 19. Mai der Herzog von York mit seinen braven Engländern, unsern treuen Nachbarn und Gefährten im Kampf, zur östreichsichen Hauptarmee abrückte, dagegen die Holländer deren Stelle einnahmen und sich an unsern rechten Flügel anschlossen.

Treffen bei Famars (23. Mai).

Am 20. Mai kamen der Prinz Koburg und der östreichische Feldzeugmeister Graf Clerfayt zu dem General Knobelsdorff nach St.-Amand, um eine Zusammenkunft zu halten. In dieser wurde der Beschluß gefaßt, das verschanzte feindliche Lager bei Famars anzugreifen. Der Tag des Angriffs wurde auf den 23. Mai festgesetzt. Dem preußischen Corps fiel hierbei die Wegnahme der Abtei Hasnon und die Eroberung der Verschanzungen im Walde von St. Amand und Vicogne zu, während die vereinigten Oestreicher und Engländer den Angriff auf die Hauptstellung des Feindes bei Famars übernahmen. Es ist bekannt, daß an dem genannten Tage ein vollständiger Sieg erfochten wurde, und habe ich nur über unsere Aufgabe Einiges zu sagen.

Man erkannte, daß zur Eroberung eines so festen Postens, wie die Abtei Hasnon, unsere Haubitzen, deren wir nur vier Stück besaßen, nach Zahl und Kaliber nicht zureichend sein mochten, und es wurden uns daher sechs schwere Haubitzen von der holländischen Artillerie zugetheilt. Dem Anscheine nach waren diese Geschütze im besten Zustande, schön ausgeputzt und mit neuangestrichenen Laffetten versehen; als sie aber gebraucht werden sollten, hielten sie kaum einen Schuß aus, so wenig stimmte das Innere mit dem Aeußern überein.

Die Verschanzungen im Walde, die uns früher so viele Menschen gekostet hatten, wurden im ersten Anlaufe genommen, sowie

auch der Feind aus den Verhauen, womit sie unter sich verbunden waren, sehr bald vertrieben war.

Mit der Abtei Hasnon, bei ihren großen, massiven, mit Wassergräben umgebenen Gebäuden, deren Zugänge überdies verschanzt waren, wollte es nicht so rasch gehen. Von 6 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends wurde sie ununterbrochen beschossen, allein bei dem Ausfallen der holländischen Haubitzen nur mit geringem Erfolge. Da es hiernach nicht abzusehen war, daß der Feind durch ein Bombardement delogirt werden würde, so wünschten die Truppen zum Sturme zugelassen zu werden, zu deren Führung sich zwei Schützenoffiziere erboten, die lange gegen Hasnon auf Vorposten gestanden hatten und mit der Localität vertraut zu sein vorgaben. Der General Knobelsdorff ging jedoch hierauf nicht ein.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch begann das Bombardement von neuem. Es erfolgte aber keine Erwiderung, und es ergab sich, daß der Feind während der Nacht abgezogen war. Diese Ueberraschung war rücksichtlich der Schwierigkeit des Unternehmens höchst erfreulich.

Der uns für die Schlacht zugefallene Theil der Aufgabe war somit vollständig erledigt.

Der Verlust unseres Corps hierbei betrug nur 11 Offiziere und 153 Unteroffiziere und Gemeine [1]. Von unserm Regimente waren 3 Offiziere blessirt, unter welchen sich der tapfere Major von Groskreutz befand [2].

In dieser Schlacht ereignete sich der traurige Fall, daß beim Debouchiren der Colonnen aus dem Walde das Regiment Kalkstein für Feinde gehalten und auf dasselbe geschossen wurde, wobei ein Offizier dieses Regiments todt auf dem Platze blieb. Das Unglück würde noch größer gewesen sein, wenn nicht der damalige Lieutenant von Cornberg, auf Händen und Füßen krie-

---

[1] Die Zahl der Offiziere gegen die der Unteroffiziere und Gemeinen ist auffallend groß, und kann nur darin gesucht werden, daß die feindlichen Tirailleurs die Offiziere zum Zielpunkte zu nehmen pflegten.

[2] Dieser ausgezeichnete Stabsoffizier hatte für die Affaire am 8. den Orden Pour le mérite erhalten.

chend, herübergekommen wäre und das Mißverständniß aufgeklärt hätte.

Die bedauernswerthe Verwechslung war zunächst durch die weißen Rabatten der Kalkstein'schen Uniform, worin sie mit der französischen Aehnlichkeit hatte herbeigeführt [1].

Einschließung von Valenciennes.

Die nächste Folge der gewonnenen Schlacht war die vollständige Einschließung von Valenciennes, während wir gegen Douay vorrückten und Marchiennes an der Scarpe besetzten. Zur Verbindung mit den Oestreichern vor Valenciennes, sowie zur Beobachtung der Festungen Bouchain und Douay, wohin sich ein großer Theil des Feindes nach der Schlacht zurückgezogen hatte, wurde ein Posten bei dem Dorfe Wallers an dem jenseitigen Rande des Waldes von St.-Amand etablirt, zu dessen Besetzung unser Bataillon unterm Major Schack [2], der dasselbe, während der Major Groskreutz als blessirt noch abwesend war, commandirte, bestimmt wurde.

Obgleich das Dorf dicht hinter dem Lager lag, so wurde dasselbe doch von keinem Soldaten betreten, was nur dadurch möglich gemacht werden konnte, daß der Commandeur den Maire des Orts vermochte, alle Lagerbedürfnisse und sonst benöthigte Lebensmittel herbeizuschaffen und nach dem Lager bringen zu lassen.

Bei der isolirten Stellung, worin sich das Bataillon befand; und bei der großen Nähe des Feindes ließ der Commandeur die Flügel des Lagers durch Redouten verstärken. Der Bau derselben wurde mir übertragen. Es war der erste Auftrag der Art, der mich anfangs in nicht geringe Verlegenheit setzte. Unter Beihülfe meines Commandeurs gelang es mir jedoch, das Geschäft auf befriedigende Weise zu Ende zu bringen, was mir, kaum Offizier geworden, eine große Genugthuung gewährte.

Vier Tage, bis zum 29. Mai, blieben wir in diesem Lager, als der Feind Miene machte, gegen Fürnes und Ostende zu

[1] Dem General Pirch, der die Colonne commandirte, von der der Irrthum ausging, wurde damals von den Truppen viel Schuld beigemessen.

[2] Vordem Adjutant des Herzogs von Braunschweig, zuletzt Generalmajor und Commandeur des Regiments Tauentzien.

operiren, und der Erbprinz von Oranien, der bis dahin hinter der Marque zwischen den Dörfern Cysoing und Willem eine Stellung gegen Lille eingenommen hatte, diesem zu begegnen sich rechts zog, in Verfolg dessen das preußische Corps die von den Holländern verlassene Stellung einnehmen mußte, in welcher es am 7. Juni eintraf.

Lager bei Cysoing.

In diesem Lager stießen das östreichische schöne Kürassierregiment Kavanagh, welches ein Oberst Graf Hohenzollern, ein junger, sehr einnehmender Mann, commandirte, und einige Tage darauf auch zwei englische Garde-Cavallerieregimenter unter einem Obersten Lord Herbert zu uns. Letzterem sollte nebenbei Gelegenheit gegeben werden, sich im Vorpostendienste und im kleinen Kriege zu üben. Bessere Lehrmeister als unsern Held Blücher mit seinen trefflichen Husaren konnten sie gewiß nicht erhalten. Auch konnte eine größere Eintracht, als zwischen unserer, der östreichischen und englischen Cavallerie herrschte, wol nicht gefunden werden!

Elf Wochen blieben wir hier stehen, in einer wohlhabenden und fruchtbaren Gegend. Bei der vorzüglichen Mannszucht unserer Truppen faßten die Einwohner der Umgegend bald Zutrauen, und es dauerte nicht lange, so brachten sie Lebensmittel zum Verkauf ins Lager. Mit Anbruch des Tages fanden sich Männer und Frauen ein, gingen durch die Zeltreihen und der Ruf: „Du lait doux, du lait battu, du beurre, du fromage etc." nahm kein Ende zum großen Verdrusse des Generals, der nach damaliger Sitte auch campirte und dadurch in seiner Ruhe nicht selten gestört wurde.

Der Aufenthalt in diesem Lager war eine ununterbrochene Kette von Vorpostengefechten, Allarmirungen, Hinterhalten, Ueberfällen bei Tage und bei Nacht, Recognoscirungen, Patrouillen u. dgl. Die Marque allein trennte uns vom Feinde, der nicht müde wurde, unsern Vorposten fast täglich einen Besuch abzustatten und etwas gegen sie zu tentiren.

Blücher's Gefecht bei Sainghain.

Der tapfere, unerschrockene Blücher fand in dieser Campagne für seinen Unternehmungsgeist und seine rastlose Thätigkeit ein weites Feld und ermangelte auch nicht, dem kecken Feinde derbe Lehren zu geben.

Einmal war ich selbst dabei, als Blücher einen solchen Coup ausführte. Es war am 25. Juli, wo Blücher dem Feinde für seine Naseweisheit des vorigen Tages [1] eine fühlbare Lection gab. Mit drei Escadrons seiner Husaren, zwei Escadrons östreichischer Kürassire und 400 Mann Infanterie von allen Regimentern, wobei ich mich commandirt befand, legte er dem dreist gewordenen Feinde jenseit der Marque, nahe beim Dorfe Sainghain, einen Versteck. Als der Tag kaum angebrochen war, erschien auch schon der Feind, und zwar in gewohnter Nachlässigkeit, daher er in die ihm gelegte Falle ging, aus der wahrscheinlich kein Mann herausgekommen wäre, wenn nicht ein Theil unserer Infanterie zu früh geschossen und sich dadurch verrathen hätte. Bei dieser Affaire hatte ich Gelegenheit, einen Hauptmann von Wedell vom Regimente Kunitzky, der eine Abtheilung dieser Infanterie führte und beim zu raschen Verfolgen ins Gedränge kam, mit meinen Leuten einen Dienst zu leisten. Als nämlich der Hauptmann Wedell aus seinem Verstecke beim Dorfe Sainghain vorbrach und sich auf den Feind stürzte, mußte ich, nachdem das Dorf genommen war, den vordern Ausgang desselben besetzen. In der Hitze des Verfolgens waren die Mannschaften des Hauptmanns etwas auseinandergerathen, und als sie unerwartet auf ein feindliches Repli stießen, die Gefahr beim weiteren Vordringen auch immer größer wurde, gingen sie zurück, allerdings nicht in der gehörigen taktischen Ordnung. Der Feind drängte nach, und da es mir vorkam, daß der Hauptmann Wedell kaum Zeit haben würde, bis zum Dorfe zurückzukommen, brach ich mit meinen Leuten vor, worauf der Feind stutzte und von weiterem Verfolgen abließ. Wir gingen abermals vor und trieben den Feind

---

[1] Es war dem Feinde gelungen, an diesem Tage eine unserer Feldwachen zu überraschen und einige Leute gefangenzunehmen.

gänzlich zurück. Dieses zeitgemäße Eingreifen gewährte mir viel Genugthuung.

Die Affaire war sehr heiß und dauerte volle fünf Stunden. Der Feind verlor an Gefangenen 2 Offiziere und 82 Mann; wieviel er an Todten und Blessirten eingebüßt hat, ist mir nicht bekannt geworden. In dem Berichte an meinen Vater ist auch einer eroberten Fahne gedacht, deren jedoch in der offiziellen Relation keine Erwähnung geschehen.

Unser Verlust bestand in 1 Husaren todt und 1 blessirt. Unglaublich und doch wahr.

Einnahme von Condé (10. Juli). Eroberung von Valenciennes (28. Juli) und von Mainz (23. Juli).

Endlich erfolgte am 10. Juli die Uebergabe der Festung Condé, welches wichtige Ereigniß wir am 14. desselben Monats durch ein Tedeum feierten.

Am 28. fiel Valenciennes, nachdem Mainz sich schon fünf Tage früher ergeben hatte. Beide Eroberungen wurden bei uns am 2. August durch Victoriaschießen gefeiert. Ein wichtiger Sieg folgte dem andern. Daß das Tedeum für Mainz mit dem für Valenciennes vereinigt wurde, war uns nicht gelegen, da wir die preußische Eroberung lieber allein gefeiert hätten, umsomehr, als sie bei der Armee des Prinzen Koburg jetzt kaum bekannt wurde.

Condé und Valenciennes wurden als östreichische Eroberungen betrachtet und für den Kaiser in Besitz genommen, was der Proclamation des Prinzen Koburg vom 9. April nur entsprach und deutlich zeigte, wie Oestreich auf die Vergrößerung seiner Niederlande bedacht war. Wenn nach der Pillnitzer Uebereinkunft der Zweck des Krieges dahin ging, daß die Fürsten die Sache des Königs von Frankreich zu der ihrigen machten, so trat nunmehr eine gänzliche Veränderung der ursprünglichen Verheißung ein, wodurch der Krieg eine ganz andere Gestalt annehmen und bei den Alliirten das bisherige Einverständniß erschüttert werden mußte.

Beim Corps circulirten Exemplare der neugestifteten Verdienstmedaillen zur Ansicht, für Unteroffiziere goldene und für Gemeine

silberne; auf der einen Seite mit dem verschlungenen Namenszuge des Königs F. W. II., und auf der andern Seite mit einem Lorbeerkranze, darin die Inschrift: Verdienst um den Staat. Beide waren an einem schwarzen Bande an der linken Seite der Brust zu tragen. Bis dahin bestand bei der Armee kein Ehrenzeichen als Anerkenntniß der Auszeichnung im Kriege; gewöhnlich wurde bei solchen Gelegenheiten ein Geschenk an Geld gemacht. Seit dem Tilsiter Frieden sind dergleichen Medaillen nicht mehr ausgegeben, daher man Inhaber derselben nur noch höchst selten antrifft.

Die Stiftung der Medaillen machte auf die Truppen einen sehr vortheilhaften Eindruck, und gewiß dachte jeder daran, sich ihrer verdient zu machen.

Als nach dem Falle von Valenciennes der Herzog von York sich mit seinem Corps von der Armee des Prinzen Koburg trennte, um Dünkirchen zu erobern [1], traf er am 15. August in unserm Lager ein und campirte dicht hinter uns. Ich hatte hier Gelegenheit im hannöverschen Lager einige meiner frühern bekannten Landsleute, namentlich den damaligen Lieutenant und nachmaligen Obersten Friedrichs und den Lieutenant Baring, einen Verwandten von uns, den nachmaligen tapfern Vertheidiger der Ferme La Haye Sainte, gegenwärtig Freiherr, General und Commandant von Hannover, auch Flügeladjutant des Königs, der bald darauf in der Schlacht bei Hondsschooten schwer blessirt wurde, wiederzusehen.

Abmarsch unseres Corps nach dem Rheine (23. August).

Nach eingegangenen Befehlen des Königs aus Türkheim vom 2. August sollten wir ungesäumt nach dem Rheine aufbrechen und zu der Armee des Herzogs von Braunschweig stoßen. Unser Abmarsch erfolgte jedoch erst am 23. August, welche Verzögerung dadurch entstand, daß der Feind bei Lille ansehnliche Streitkräfte zusammenzog, welches beim Prinzen Koburg große Besorgnisse für die Niederlande und für die Behauptung seiner bisherigen Eroberungen erweckte.

[1] d. h. für England.

Die preußisch-ansbachsche Brigade, die gern mit uns gezogen wäre, mußte zurückbleiben, da die Capitulationszeit mit Holland noch nicht abgelaufen war.

Der brave General von der Golz, Chef des Husarenregiments, sollte uns leider gleichfalls nicht begleiten, indem er zehn Tage vor unserm Abmarsche an seiner am 7. Juli bei Bouvines erhaltenen Schußwunde, die ihm ein im Korn versteckter Franzose meuchlings beigebracht hatte, gestorben war. Bei der nächsten Affaire gelobte Blücher seinen ritterlichen Husarenchef zu rächen, und er hat Wort gehalten.

Unser Marsch ging über Tournay, das Schlachtfeld von Famars nach St.-Amand, wo Ruhetag gemacht wurde, und von wo wir die mit unserm Blute getränkten Felder besuchten; dann über Quievrain, Mons, wo wir das Schlachtfeld von Jemappes passirten und noch die Rudera der östreichischen Batterien sahen, Chapelle, Herlemont, Sombref nach Namur. Ich ahnte nicht, daß ich 20 Jahre nachher diese Gegend noch ein mal betreten sollte, um hier (bei Ligny) eine der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts mitzukämpfen. In Namur ward Ruhetag gehalten, den ich dazu benutzte, in Gemeinschaft mit mehren Kameraden die auf hohen Felsen liegende Citadelle zu besuchen, wobei uns erzählt wurde, wie die Franzosen diese Feste bei der ersten Besitznahme der Niederlande mit Sturm genommen hätten.

Wenn man die tiefen Gräben und hohen Mauern auf steilen Felsen betrachtet, so sollte man kaum glauben, daß eine solche Unternehmung, wenn die Besatzung auch nur einigermaßen ihre Schuldigkeit thut, gelingen könne. Nach Aussage unseres Führers hätten sich die Franzosen eines der wichtigsten Außenwerke durch Ueberrumpelung bemächtigt und in dasselbe ihre Tirailleurs placirt, die auf jeden Kaiserlichen geschossen, der sich über der Brustwehr hätte blicken lassen. Hierdurch sei die Besatzung so mürbe geworden, daß sie nachher nur geringen Widerstand geleistet habe. Daß der Sturm dennoch Menschen gekostet haben muß, konnte man an den vielen, in den Festungsgräben noch erkennbaren Gruben wahrnehmen, in welchen die Gebliebenen verscharrt waren.

Bei der malerischen und pittoresken Lage Namurs, am Zusammenflusse der Sambre und Maas, gewährten mir die hohen und

steilen Felsen einen ganz neuen und eigenthümlichen Anblick, und noch heute ist mir der überraschende Eindruck gegenwärtig, wie ich von der Citadelle herab in die Tiefe sah und mir die Menschen und Thiere dort wie Spielzeug so klein vorkamen. Wie konnte dies auch anders sein, da mein Auge dergleichen noch nie sah: denn von meiner Vaterstadt bis Wesel gibt es weder Berge noch Felsen, und auf unserm Zuge durch Holland, Brabant und Flandern hatten wir, mit Ausnahme einzelngelegener Höhen, solche ebenso wenig angetroffen.

In den Niederlanden hatten wir ein Land kennen gelernt, dem an großen kriegerischen Erinnerungen wol keins in der Welt gleichkommt; fast jeder Fuß breit Landes ist mit Blut getränkt. Wir besuchten viele der Schlachtfelder früherer Zeit, und überließen uns den Eindrücken, die sie uns aufdrängten.

Von Namur marschirten wir über Cinay, im damaligen Lüttichschen, durch die Ardennen über Roumont, Bastogne, Martelange, Arlon, wo wir das östreichische Corps unterm Feldmarschallieutenant Schröder im Lager antrafen, nach Luxemburg, das wir am 11. September erreichten und auf derselben Stelle das Lager nahmen, wo das Jahr vorher die Armee des Königs nach dem Rückzuge aus der Champagne campirt hatte.

Auf dem ganzen Marsche durch die Niederlande mußten wir campiren, da die östreichischen Landesbehörden zur Schonung des Landes solches beim Prinzen Koburg nachgesucht hatten. Da die Verpflegung regelmäßig und gut war, es an den nöthigen Lagerbedürfnissen ebenfalls nicht fehlte, so waren wir mit dieser Maßregel sehr zufrieden, besonders in dem armen Ardennenlande. Der Mensch ist zu sehr Sklave seines Leibes, insbesondere des Magens, als daß die Pflege desselben nicht den entschiedensten Einfluß auf die Behaglichkeit des Menschen üben sollte. Ist doch selbst das moralische Element nur leider oft zu sehr von körperlicher Disposition abhängig.

Den Tag nach unserm Eintreffen bei Luxemburg meldete sich Blücher auf seine Manier beim Feinde an. Dieser pflegte von Thionville her, aus seinem Lager bei Frisange, alle Tage eine Recognoscirung gegen Luxemburg zu unternehmen; Blücher beschloß ihm einen Hinterhalt zu legen, der vollkommen gelang; der Feind wurde überfallen, 50 seiner Leute wurden nieder-

gehauen und zwischen 60 und 70 gefangen genommen. Diese Waffenthat machte bei der östreichischen Besatzung und den Einwohnern, bei denen eine vortreffliche Gesinnung herrschte, großen Eindruck, und der Name Blücher war in Jedermanns Munde.

In Luxemburg lernte ich auch zerbster Truppen kennen, die mir kaum dem Namen nach bekannt waren. Ihr Fürst, der seiner Originalität und äußern Erscheinung wegen — er war sehr klein — Aufsehen machte, commandirte sie in Person. Er starb in Luxemburg und wurde daselbst, wie man sagte, an der Landstraße, außerhalb des Glacis der Festung begraben. Die katholische Geistlichkeit wollte ihm, als Protestanten, kein Grab auf einem Kirchhofe der Stadt gestatten.

Obgleich ich schon einige Festungen kennen gelernt hatte, ja meine Garnison selbst in einer Festung war, so wurde ich von Luxemburg doch nicht wenig überrascht. Dieser merkwürdige Platz gewährte mir ein so hohes Interesse, daß ich meinem Vater, so gut ich es damals vermochte, eine ausführliche Beschreibung davon zu liefern nicht unterlassen konnte.

Die Stelle aus dem bezüglichen Schreiben: „Lager bei Luxemburg, den 14. September 1793", mag hier Aufnahme finden, nicht sowol um ein anschauliches Bild der Festung zu liefern, als vielmehr meine beschränkte fortificatorische Ansicht jener Zeit, wo mir Sachen der Art noch ganz fremd waren, darzulegen. Es heißt darin:

„Die Arbeit, die an dieser Festung verwandt ist, erregt Bewunderung. Alle Werke sind in Felsen gehauen und viele der Hauptwerke sind bombenfest. Der „Heilige Geist," das eigentliche Hauptwerk, kann wie jedes andere Fort und Hornwerk selbständig agiren, und es befindet sich auf demselben ein Brunnen, der seiner Tiefe wegen merkwürdig ist und zu allen Zeiten Wasser gibt. Auch können Felder auf diesem Werke angelegt werden. Auf dem Glacis können so wenig Laufgräben als Batterien errichtet werden, weil alles Stein und Felsen ist. Die Festung hat einen doppelten Hauptwall, welcher, wie auch jedes andere Werk, casemattirt ist. In den Gräben befinden sich quer durch Casematten in Gestalt eines langen Hauses (Caponièren), bombenfest und mit Schießlöchern eins beim andern versehen. Auch haben sie Kellerräume zur Aufbewahrung von Munition

und Lebensmitteln. Sollte daher ein Feind stürmen wollen, so findet er sogar in den Gräben noch starken Widerstand. Im Innern der Festung findet man einige für sich bestehende Werke, die so hoch sind, daß sie jedes kleinere Werk, wenn der Feind es schon genommen hat, einsehen und beschießen können rc."

Die Theuerung war in Luxemburg auf das höchste gestiegen; denn das Pfund Butter mußten wir mit 16, ein Pfund elendes Fleisch mit 5 und eine Bouteille Bier mit 4 gGroschen bezahlen. Unser Aufenthalt daselbst war daher keineswegs erfreulich.

Die Erinnerung an unsere im vorigen Jahre hier lagernde Arme war noch so lebhaft, daß wir vielfach davon erzählen hörten. Wahrhaft schaudererregend und betrübend waren die Schilderungen, die man uns von dem Zustande und dem Elende unserer Truppen, krank, niedergeschlagen und an Allem Mangel leidend, machte. Menschen und Vieh waren erschöpft und abgezehrt, in dem durch unaufhörlichen Regen aufgeweichten Boden und grundlosen Wegen stecken geblieben und auf die elendeste Weise umgekommen. Grausen und Mitleiden überfiel uns, als wir dergleichen Erzählungen vernahmen.

In diesem Lager gelangten auch Nachrichten aus den Niederlanden zu uns, die leider traurig genug lauteten. Fast mit dem Tage unsers Abmarsches fing dort das Mißgeschick für die Alliirten an; die Belagerung von Dünkirchen, die der Herzog von York unternommen hatte, mußte, nachdem am 8. September bei Hondsschooten eine Schlacht verloren ward, mit Zurücklassung des Belagerungsgeschützes aufgehoben werden. Der größte Theil von Nordbrabant ging hierdurch verloren, und obgleich Le Quesnoy sich uns (11. September) ergab, so konnte dieser Vortheil doch den Verlust der factisch gewonnenen, aber aufgegebenen Schlacht bei Wattignies am 16. October, welche Schlacht zunächst die Aufhebung der Belagerung von Maubeuge zur unmittelbaren Folge hatte, und hierauf die ebenso schnelle Räumung der Niederlande herbeiführte, als sie vor 7 Monaten gewonnen waren, nicht wieder gut machen.

Nach 14tägigem Aufenthalt bei Luxemburg marschirten wir über Niederanwen, Grävemachern, Trier, Hermeskeil nach St. Wendel, zwischen Kreuznach und Birkenfeld, wo wir am 23. Sep-

tember eintrafen. In der Gegend von Trier war es nichts ungewöhnliches, alte Frauen auf dem Lande Taback rauchen zu sehen. Es herrschte eine sehr gute Stimmung und die trierschen Jäger hatten sich bei der Armee einen vorzüglichen Ruf erworben. Die Bürger von St.-Wendel hatten sich, ihren Burgemeister an der Spitze, durch ihre patriotischen Gesinnungen selbst in gefahrvollen Lagen bemerkbar gemacht. Der Burgemeister trug eine goldene Medaille an einer Kette um den Hals, die er vom Kaiser als Anerkenntniß seines Benehmens gegen den Feind erhalten haben sollte.

Unsere Sehnsucht, mit unsern vaterländischen Kampfgenossen vereinigt zu werden, stieg bei der Nachricht von dem am 14. September bei Pirmasens erfochtenen Siege aufs höchste, und dennoch sollten noch 14 Tage vergehen, bevor unsere Ungeduld befriedigt wurde.

Vereinigung mit unserer Armee am Rhein (28. September). Gefecht bei St.-Ingbert. Lager bei Saarbrücken.

Die Vereinigung unserer Armee geschah am 28. September, an dem Tage, an welchem der Feind aus den verschanzten Lagern bei Schweigen, Hornbach und Blieskastel, wohin er sich nach der vorgenannten Schlacht zurückgezogen hatte, vertrieben werden sollte, und wobei insbesondere unserm Regimente der Angriff auf das letztgenannte Lager aufgegeben wurde. Bevor wir hierzu gelangen konnten, mußten wir uns erst des Postens bei Rohrbach bemächtigen. Den Feind (lauter Cavallerie) fanden wir einige 100 Mann stark auf einer mit Wald umschlossenen Ebene gelagert, und schien derselbe von unserer Annäherung nichts ahnen. Die Wegnahme dieses Postens war unserm Blücher übertragen, der seine Maßregeln nach der ihm eigenen Art traf, indem er das Geschütz dem sorglosen Feinde gegenüber ganz verdeckte und mit aller Muße placirte, und die zum fernern Angriffe bestimmten Truppen in Bereitschaft aufstellte. Der Feind merkte noch immer nichts, bis die Geschütze alle zu gleicher Zeit losbrannten und ihre Kugeln mitten unter ihn schleuderten. Die Bestürzung war so groß, daß er kaum Zeit hatte zu Pferde zu kommen.

Mit Zurücklassung seines Lagergeräths suchte er in wildester Flucht davonzueilen.

Den folgenden Tag fand der Angriff auf das Lager bei St.-Ingbert statt, wobei das Kalkreuth'sche Corps auf unserm linken Flügel mitwirkte. Nach kurzem Widerstande räumte der Feind das Lager und zog sich gegen Saarbrück zurück, dort die Saar passirend, an deren jenseitigem Ufer er auf den Winterbergen, Saarbrück und die diesseitige Vorstadt St.-Johann besetzt haltend, sein Lager bezog.

Auf eine schönere und angemessenere Weise konnte die Vereinigung mit unsern Kameraden am Rheine und unsere gegenseitige Bewillkommnung wol nicht geschehen, als auf dem Schlachtfelde im Augenblicke des hitzigsten Gefechtes. Seiner Kameraden in einem solchen Augenblicke ansichtig zu werden, gewährt einen hohen Genuß; es ist, als ginge das Herz auf. Schon das Zusammentreffen in der Fremde mit Landsleuten, wenn man sich vorher auch nicht gekannt hat, ist anziehend, um so mehr, wenn man zu einander gehört und gemeinschaftlich Gefahren miteinander theilt.

Ich würde ein Unrecht begehen, wenn ich sagen wollte, wir hätten mit den Oestreichern, Engländern, Holländern und Hannoveranern nicht in kameradschaftlicher Eintracht gelebt, doch waren wir einander, trotz aller gegenseitigen Anerkennung, fremd geblieben.

Nach beendigter Affaire bei St.-Ingbert, in welcher ich Ordonanzoffizier bei dem General Knobelsdorff war, wurde ich mit einem Auftrage zu Blücher geschickt, der zu Duttweiler auf unserm äußersten rechten Flügel stand. Obschon es Nacht geworden als ich dort anlangte, fand ich zu meiner nicht geringen Verwunderung Blücher, den ich nach den Fatiguen des Tages in guter Ruhe glaubte, unter seinen Offizieren am Pharotische, wo man bis zum Morgen zusammenblieb und spielte. Als der Tag anbrach, setzte sich die ganze Gesellschaft zu Pferde, den Feind zu recognosciren und die Vorposten weiter anzuordnen.

Zum Regimente zurückgekehrt, traf ich dasselbe im Lager vor Saarbrück auf den Höhen des Thalrandes, der Stadt gegenüber. Theils wegen der Nähe des Feindes, theils wegen der herbstlichen Witterung und der kalten Nächte zogen wir es vor,

statt der Zelte uns Erdhütten zu bauen, worin man sich möglichst wohnlich einzurichten suchte. Eine in der Nähe befindliche Ziegelei lieferte das Material zu den Feuerungsanlagen. Mit dem Feinde waren wir in beständiger Berührung. Mehre male des Tages, besonders des Morgens, kamen feindliche Trupps aus St.-Johann, en debandade gegen uns herangezogen und schossen auf unsere Posten unter fortwährender Ausstoßung höhnender und schimpfender Worte. Unsere Posten hatten sich zu ihrer Deckung eingegraben, und die Vedetten mußten in beständiger Bewegung bleiben, um kein festes Ziel abzugeben. Oftmals sind uns Leute beim Apell in den Gliedern durch Gewehrkugeln blessirt worden. Als ich eines Tages einen Kameraden, der die Schützen des Bataillons commandirte, auf seinem Posten besuchte, mußte ich die Nacht abwarten, bevor ich seinen Schutzwall verlassen konnte, so wurde ich durch feindliche Tirailleurs, die mir auflauerten, festgehalten. Um unnöthige Füsilladen und Allarmirungen zu vermeiden, war es untersagt, ohne besondere Veranlassung wieder zu schießen. Als ich jedoch eines Tages auf Feldwacht war, die durch eine Brustwehr geschützt wurde, hinter welcher sich auch die beiden Bataillonsgeschütze aufgestellt befanden, konnte ich doch ein mal nicht widerstehen, auf einen feindlichen Trupp, der verwegen auf mich loskam, einige Kartätschschüsse thun zu lassen. Nicht lange währte es, so kam der General Pirch, unter dessen Befehl dieser Theil des Corps stand, zürnend herangesprengt, und ehe ich meine Meldung machen konnte, fragte er, ob ich etwa meinen Geburtstag feierte.

Rückmarsch nach Kaiserslautern (16. November).

Sieben Wochen lang blieben wir in diesem Lager in der unfreundlichen Jahreszeit und unter mancherlei Entbehrungen und Ungemach stehen. Krankheiten rissen unter den Truppen auf bedenkliche Weise ein, und Desertionen fingen an mehr als gewöhnlich überhand zu nehmen, bis endlich in der Nacht vom 16. November wir aufbrachen und unsern Rückmarsch nach Kaiserslautern antraten, wo vorläufig Cantonirungsquartiere bezogen wurden. Um Kreuznach zu decken rückte unser Regiment nach

Lautereck, wo der General Kospoth den Befehl führte. Wir trafen daselbst mit dem Regimente Kunitzky, dem Leibkürassierregimente und der Batterie von Lassan zusammen.

Am 23. November verloren wir unsern hochverehrten commandirenden General von Knobelsdorff, der an die Stelle des damaligen Kronprinzen trat, welcher seinem Herrn Vater, der schon einen Monat früher zur Armee nach Südpreußen abgegangen war, dahin folgte. Der übrige Theil unseres Corps, der nicht unter die Befehle des Generals Kospoth getreten war, wurde mit dem Corps des Generals Kalkreuth vereinigt.

Durch diese Theilung wurden wir von unsern bisherigen Kampfgenossen, mit denen wir beinahe zwei Jahre in gegenseitiger Achtung und Kameradschaftlichkeit vereinigt waren, getrennt. Wer es erfahren hat, wie sich Truppentheile, die sich in Schlachten und Gefechten beigestanden und sich bewährt gefunden haben, aneinander anschließen und verbrüdern können, wird auch zu erachten vermögen, wie schwer ihnen eine solche Trennung wird. Ich könnte in dieser Beziehung mehre Beispiele anführen, die wirklich rührend sind.

Auch hatten die Subalternoffiziere ehedem, da sie auch bei der Infanterie im Felde noch beritten waren, mehr als jetzt Veranlassung sich persönlich kennen zu lernen, wozu unter anderm auch beitrug, daß von jedem Regimente oder detachirten Truppentheile täglich ein Offizier als Ordonanzoffizier bei dem commandirenden Generale commandirt war, wo es nicht fehlen konnte, daß Bekanntschaften gemacht wurden. Bei dieser Gelegenheit habe ich selbst mit vielen Offizieren von andern Regimentern freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft, die auch in der Folgezeit fortgedauert haben.

Die Armee concentrirt sich bei Kaiserslautern. Dreitägige Schlacht daselbst am 28., 29. und 30. November.

Der Feind, der unsern Abmarsch aus dem Lager von Saarbrücken erst am andern Tage bemerkt hatte, war uns auf dem Fuße gefolgt, ohne uns jedoch zu drängen.

Um Landau zu entsetzen mußte der Feind uns aus der Stel-

lung bei Kaiserslautern, die man nicht aufgeben zu wollen schien, und demgemäß die nöthigen Anstalten traf, vertreiben. Es war daher abzusehen, daß es hier bald zu einer Schlacht kommen müsse. „Landau oder der Tod!" war die Losung beim Feinde. Sein Enthusiasmus war aufs höchste gestiegen. Ein harter Kampf konnte nicht ausbleiben.

Die Schlacht fand an den Tagen des 28., 29. und 30. November in der vom Herzoge von Braunschweig gewählten Stellung hinter der Lauter, zwischen Ottenbach und Kaiserslautern, statt. Wie bekannt, erfochten unsere Truppen einen vollständigen Sieg, der um so bemerkenswerther ist, als wir mit 21,000 gegen 40,000 Mann fochten.

Das Kospoth'sche Corps, zu welchem unser Regiment gehörte, nahm keinen unmittelbaren Antheil an der Schlacht, indem es sich anfangs, wie erwähnt, bei Lautereck zur Deckung der rechten Flanke des Herzogs detachirt befand, bald darauf aber, um den eben bemeldeten Zweck noch vollständiger zu erreichen, zugleich die linke Flanke des Feindes zu bedrohen, nach Schelotenbach auf der Straße von Wolfstein nach Kaiserslautern vorrücken und auf die dortigen Höhen aufstellen mußte. Die Bewegung fand am ersten Schlachttage statt und konnte dem Feinde bei einem unternehmenden Anführer recht verderblich werden, ja dessen vollständige Niederlage unvermeidlich herbeiführen. Wir blieben jedoch unthätig stehen, da Kospoth ohne Befehl des Herzogs nichts wagen wollte. Ein solcher Befehl konnte aber nicht erfolgen, da der Feind unsere Communication mit dem Herzoge wenn nicht aufgehoben, doch wenigstens auf dem kürzesten Wege unsicher gemacht hatte. Um jedoch den Herzog über unsere erfolgte Ankunft bei Schelotenbach nicht in Ungewißheit zu lassen, wurden von der Höhe hintereinander mehre Signalschüsse gethan. Ob solche gehörigen Orts vernommen wurden, habe ich nicht erfahren. Ist dieses auch zweifelhaft, so kann doch mit Gewißheit angenommen werden, daß der Feind sie gehört hat, in welchem Falle sie nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben sein mögen.

Rückzug bis an den Rhein. Winterquartier. Der Herzog von Braunschweig legt das Commando nieder. Möllendorff an seine Stelle.

Die Oestreicher, die links von uns standen, waren weniger glücklich als wir. Sie verließen die Weißenburger Linien und zogen sich gegen den Rhein zurück. Die Folge davon war, daß die Eroberung von Landau, das Ziel aller bisherigen Bestrebungen, aufgegeben, und die preußische Armee der Bewegung der Oestreicher folgen und bis an den Rhein zurückgehen mußte. Es wurden hierauf Winterquartiere bezogen.

Unser Regiment wurde in Folge dessen nach Mainz verlegt. Der Einzug in Mainz gewährte einen trübseligen Anblick. Das Regiment hatte fast mehr Kranke als Gesunde bei sich, außerdem lag ein großer Theil in den Lazarethen, und die Verluste vor dem Feinde, sowie zahlreiche Desertionen hatten die Reihen sehr gelichtet. Fremde Offiziere, die das Regiment einziehen sahen, wollten Compagnien von 7 und 9 Mann wahrgenommen haben, was jedoch eine ungeheure Uebertreibung ist. Es thut mir leid, von damaliger Zeit keinen Regimentsrapport zu besitzen [1].

Der allerdings bedeutende Abgang beim Regimente führte zu der Annahme, daß die Leute theils nicht das ihnen Zustehende bekommen hätten, theils daß es an der nöthigen Fürsorge für sie gefehlt habe, wofür die Compagniechefs in Anspruch genommen werden mußten. In Folge dessen wurden zwei derselben — vielleicht ganz unschuldig — cassirt, und um das Regiment solches empfinden zu lassen, bekam es Einschub; einen Major von Borstell vom damaligen Oberkriegscollegium, Schwager des damals vielvermögenden Generals von Geusau, und einen Hauptmann von F.... vom 1. Bataillon königlicher Leibgarde. Jener avancirte bis zum Obersten und starb als pensionirter Generalmajor, und dieser erschoß sich als er eben die Compagnie übernehmen sollte, in Veranlassung zerrütteter Finanzen. Da seine

[1] Ich habe mich bemüht, einen solchen durch die Armeeabtheilung des königlichen Kriegsministeriums zu erhalten, jedoch vergebens, indem sich in dem Archive nichts dergleichen hat auffinden lassen.

Bedrängniß eine bekannte Thatsache war, so hatte das Offiziercorps, ungeachtet es den durch ihn erlittenen Einschub, noch mehr aber die dadurch an den Tag gelegte Ungnade des Königs schmerzlich empfand, ihm zur Berichtigung der Gewehrgelder [1] und was sonst bei solcher Gelegenheit für Ausgaben vorkamen, einen Geldvorschuß machen wollen. Gewiß ein seltenes und ehrenwerthes Beispiel!

Das Regiment erhielt zur Completirung theils gefangene Polen [2], die mitunter zwei und zwei zusammengebunden waren, theils Commandirte von den westpreußischen Regimentern, letztere jedoch nur für die Dauer des Kriegs. Ein solcher Ersatz konnte uns, besonders was den erstern Theil desselben anbetraf, nicht sehr behagen; indessen machte sich die Sache nachher doch noch leidlich.

Außer unserm Regimente standen in Mainz noch die Regimenter Prinz Heinrich und Herzog von Braunschweig, das Grenadierbataillon des Regiments Borch, 3 Bataillone Mainzer und 6 Bataillone Reichstruppen [3]. Auch war das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig daselbst. Dieser Fürst legte aber, in Mainz angelangt, das Commando der Armee nieder, und begab sich nach Braunschweig zurück. Statt seiner erhielt der Feldmarschall von Möllendorf das Commando.

Mit dem Herzoge ging sein Geheimsekretär Petersen nach Braunschweig zurück, dessen ich erwähne, da er ein Verwandter von uns war [4], ein Mann der das ganze Vertrauen seines Herrn

---

[1] Bekanntlich waren die Gewehre und andere Gegenstände Eigenthum des Compagniechefs, die der jedesmalige Nachfolger dem Vorgänger bezahlen mußte.

[2] Von 120 dieser Leute, die unser Regiment bekommen sollte, waren unterwegs 88 desertirt!

[3] Die mainzer Truppen waren ganz östreichisch organisirt und gekleidet, auch sehr gut exercirt. Weniger war dieses bei den Reichstruppen der Fall, daher wir jungen Offiziere uns nicht wenig lustig über sie machten, was selbst im Dienste vorkam, wenn ihre Stabsoffiziere, die mit den unserigen gleichen Garnisondienst thaten, unsere Wachen zu revidiren kamen.

[4] Seine Frau, eine Schwester des Generalintendanten von Ribbentrop, der als Chefpräsident der Oberrechnungskammer starb, war eine Nichte meiner Stiefmutter, geborenen von Unger.

besaß und sehr geschätzt wurde, nachher aber in einem Anfalle von Schwermuth ein trauriges Ende nahm.

Ein großer Strich wurde uns Offizieren durch die Rechnung gemacht, als die bisher üblichen Winterdouceure, 50 Thlr. für jeden Subalternoffizier, nicht erfolgten. Besonders fühlbar war dieser Ausfall uns, die wir in Mainz standen, indem dort die Gelegenheit Geld auszugeben häufig und die Art zu leben überhaupt sehr kostspielig war.

Mainz war uns durch die preußische Belagerung sehr merkwürdig geworden, und es läßt sich denken, daß wir jeden Ort besuchten, der dabei irgend eine Rolle gespielt hatte. Die Stadt, auch die Festung, fanden wir bei weitem nicht so devastirt als bei Valenciennes.

Das nunmehr abgelaufene Jahr 1793 war für die preußischen Waffen eines der glorreichsten, das die Geschichte aufzuweisen hat. Die Siege in den Niederlanden, woran preußische Truppen theilgenommen, abgerechnet, haben sie als Glanzpunkte ihrer Thaten vorzugsweise die Eroberung von Mainz und die Schlachten von Pirmasens und Kaiserslautern zu nennen. Selbst die fehlgeschlagene Unternehmung auf Bitsch gereicht ihnen zum Ruhme und wäre eines bessern Ausgangs würdig gewesen.

Die Mehrzahl dieser Triumphe wurde unter den Augen ihres unerschrockenen und ritterlichen Königs Friedrich Wilhelm II., durch sein hohes Beispiel und seine vielfache königliche Huld aufgemuntert, erfochten. Das Volk erkannte dieses an und mit Begeisterung blickte es zu seinem königlichen Herrn hinauf, der wahrhaft hochgefeiert wurde, wie es sich erhebend und zugleich ehrenvoll und würdig für die tapfere Armee aussprach, als gleich nach den bei Pirmasens und Kaiserslautern erfochtenen Siegen, die seitdem zum Volksgesange gewordene Hymne „Heil dir im Siegerkranz“ erklang, die wie ein elektrischer Funke alle Herzen traf, und von einem Ende des Vaterlands zum andern wiedertönte und solange Preußen Preußen bleibt, ewig wiedertönen wird bei jeder Gelegenheit, wie 1813, 14 und 15, wo wir unserm wohlerworbenen Ruhm, als wackere Preußen treu bleiben werden.

Zwanzig Jahre lang war diese Hymne nicht gehört worden, als sie nach dem ewig denkwürdigen Befreiungskriege wiederum erklang.

Nach so langer Unterbrechung könnte sie fast als eine der letztgedachten Katastrophe dargebrachte Huldigung betrachtet werden, wenn wir ältern Kampfgenossen uns nicht ihrer schon aus jener Zeit erinnerten, wie sie denn auch in den „Berlinischen Nachrichten" von Haude und Spener, Jahrgang 1793, No. 154 sich findet.

1794.

Abmarsch von Mainz. Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Zweite Schlacht bei Kaiserslautern (23. Mai).

Unser Winteraufenthalt in Mainz lief mit Anfang Mai 1794 zu Ende. Mir wurde vorher noch ein Commando nach Hochriffel zutheil, wo ich einen Transport Reconvalescenten aus den Lazarethen zu Frankfurt, Höchst, Steinheim und Gießen empfangen sollte, um sie nach Mainz zu führen und dort zu ihren Regimentern zu instradiren; ein Commando, welches nicht zu den angenehmsten gehörte. Bevor ich mit diesem Geschäfte zu Ende war, hatte unser Regiment, welches dem Corps des Generals Courbière zugetheilt war, Mainz bereits verlassen und hatte seinen Marsch auf Kaiserslautern genommen. Ich traf dasselbe in dem Lager bei Gellheim wieder an. Es war Nacht, und durch die vielen Wachtfeuer geblendet, auch unbekannt mit Parole und Feldgeschrei, hatte ich die angenehme Aussicht, die Nacht auf freiem Felde zubringen zu müssen, als mir einige Militärs zu Pferde entgegenkamen. Wie ich mich ihnen als „Gut Freund" zu erkennen gegeben, darauf die Verlegenheit, worin ich mich befand, geschildert hatte, erbot sich der, der an ihrer Spitze ritt, mich zu meinem Regimente zu bringen, „ich solle ihm nur folgen!" Ich nahm dieses Anerbieten sehr gern an, erstaunte aber nicht wenig als ich vernahm, daß mein gütiger Führer Niemand anderes als der General Coubière war. Er war im Hauptquartiere des Feldmarschalls gewesen und befand sich auf dem Rückwege zum Lager, als ich mit ihm zusammentraf.

Verlegenheiten, wie die deren ich eben erwähnte, sind sehr peinlich und begegnen im Kriege den einzelabcommandirten, am meisten den nicht regimentirten Offizieren recht häufig, nament-

lich wenn sie vom Schlachtfelde oder unterwegs auf dem Marsche verschickt werden und erst in der Nacht den Ort ihrer Bestimmung erreichen können.

Der Feldzug von 1794 unter Möllendorf begann sehr glänzend. Der Feind, der sich bei Kaiserslautern und Neustadt concentrirt hatte, wurde am 23. Mai (Jahrestag der Schlacht bei Famars) überfallen und auf allen Punkten geschlagen. Er verlor 19 Geschütze und an Gefangenen 2 Obersten, 1 Major, 54 Hauptleute und Subalternoffiziere und 1977 Mann, außerdem 40 Munitionswagen, 3 Feldschmieden, 60 Bagagewagen, 305 Pferde u. s. w. Unser Verlust war höchst unbedeutend. Einer der erbeuteten Munitionswagen flog in dem Augenblicke in die Luft, als er genommen wurde, wobei 1 Offizier und 5 Gemeine fast gänzlich verbrannt wurden. Man glaubte, der Feind hätte eine brennende Lunte in den Wagen gelegt gehabt.

Man war damals der Meinung, daß der Tag noch glänzender ausgefallen und vom ganzen feindlichen Corps vielleicht kein Mann entkommen sein würde, wenn die Colonne des Generals Romberg nicht zu spät gekommen wäre.

Die gleichzeitige Unternehmung auf den vom Feinde besetzten Posten bei Neustadt gelang nicht ganz, da die Oestreicher, die dabei mitwirken sollten, auf zu viele Schwierigkeiten stießen, die nicht gleich aus dem Wege geräumt werden konnten.

Da der Feind jetzt den Posten bei Neustadt verließ, auch dessen Corps, welches bei Kaiserslautern fast ganz aufgelöst war, in größter Unordnung zurückgezogen hatte, so blieben wir dessen ungeachtet, uns allen völlig unbegreiflich, fast 6 Wochen lang unthätig bei Kaiserslautern und Umgegend stehen. Dieses Räthsel löste sich jedoch bald, als die Aeußerung von Möllendorf bekannt wurde, wonach man von einer strikten Defensive nicht abgehen dürfe, indem es unserm Interesse ganz entgegen sein würde, noch etwas wagen zu wollen.

Das längere Verweilen auf diesem Platz sollte auf mein Dienstverhältniß nicht ohne Einfluß bleiben, indem ich bei meinem frühern commandirenden General Knobelsdorff zur Dienstleistung commandirt wurde. Diese unerwartete Anstellung war mir in mehrfacher Beziehung sehr erfreulich, besonders weil ich mögliche Aussichten für die Zukunft daran knüpfte und als Unterbrechung

des einförmigen Lagerlebens bei der eingetretenen, und wie es schien, noch länger dauernden Lähmung unserer Kriegsthätigkeit. Auch war es mir ganz angenehm, bei dem commandirenden General täglich den Tisch zu haben, der gegen mein gewöhnliches, sehr frugales Mahl nicht wenig abstach. Daß ich meine Anstellung lediglich dem schon erwähnten Generaladjutanten, Grafen Dohna, zu danken hatte, war gewiß, und ich habe diesen Beweis seines Wohlwollens stets in dankbarer Erinnerung bewahrt. Meine Beschäftigung in gedachtem Verhältnisse bestand hauptsächlich in der Reinzeichnung der zu dem Campagnetagebuche des Generals Knobelsdorff gehörigen Pläne, sowie in der Aufnahme und Vervollständigung des Terrains der noch fehlenden oder einer weitern Ausführung bedürfenden Zeichnungen.

Betrübende Unfälle im Juli.

Unsere Unthätigkeit gab dem Feinde Zeit, sich von seiner am 23. Mai erhaltenen Schlappe zu erholen, worauf er sich am 12. Juli aufmachte und unsere Position vom Johanniskreutz, wo der General Kleist [1] commandirte, mit großer Uebermacht angriff. Unsere Truppen vertheidigten sich mit der gewohnten Tapferkeit und schlugen jeden Angriff zurück. Der Feind erneuerte diesen mit stets frischen Truppen, während unsere Truppen, die Regimenter Knobelsdorff und Kleist, immer im Gefechte blieben. Auf diese Weise dauerte der Kampf den ganzen Tag ununterbrochen fort; bis endlich die Kräfte unserer braven Soldaten gänzlich erschöpft waren und der Posten verlassen werden mußte, wobei die Batterie des heldenmüthigen Hauptmanns Buch, der hier einen ruhmvollen Tod fand, und einige Regimentsstücke dem Feinde in die Hände fielen.

An diesem Tage kamen viele Beispiele der Hingebung und des Heldenmuths auf unserer Seite vor. Der Major Gröben vom Regimente Kleist, als er sah, daß jeder fernere Widerstand unmöglich war, rief seinen Leuten zu, sie sollten sich retten: er

---

[1] Derselbe der seine militärische Laufbahn 1806 mit der Uebergabe von Magdeburg beschloß. Während der Rheincampagne besaß er einen großen militärischen Ruf und galt für einen unserer besten Generale.

aber blieb zurück, umfaßte ein Kanon seines Bataillons und ließ sich auf demselben niederstechen.

Ein Lieutenant des Knobelsdorff'schen Regiments, dessen Name mir leider entfallen ist, war mit seinem Zuge zur Deckung eines Regimentsgeschützes detachirt und hatte, als Alles zurückging, nur noch 7 Mann gesund bei sich. Zwei Pferde von der Bespannung seines Geschützes waren bereits erschossen, und als auch ein drittes blessirt wurde und nur noch ein Pferd übrig blieb, haute er die Stränge des letztern ab und spannte sich mit seinen Leuten vor das Kanon und rettete es glücklich!

Zwei Tage darauf wurde auch der Posten bei Neustadt angegriffen, wo Hohenlohe commandirte. Hier war die Uebermacht des Feindes so groß, daß ein Bataillon von uns wol das siebenfache des Feindes gegen sich hatte. Dessenungeachtet wurde der Feind mehre male zurückgeschlagen und man kämpfte mit solcher Erbitterung, daß man sich zuletzt mit Kolben und Bajonnet niedermachte. Auf die Dauer konnten unsere Truppen, ungeachtet aller Tapferkeit, einem solchen ungleichen Kampfe nicht widerstehen, daher sie endlich auch diesen Posten räumen mußten.

Ebenso ging auch der Schänzel, wo der General Pfau commandirte, mit 9 Regimentsstücken verloren. Die Regimenter Schladen und Kunitzky vertheidigten diesen Posten. Als derselbe endlich überwältigt wurde und unsere Truppen zurückgingen, wurde der General Pfau, der der letzte auf dem Platze war, vom Feinde umzingelt. Er wollte sich nicht gefangen geben und wehrte sich mit seinem Degen so lange, bis er unter den Streichen des Feindes todt zur Erde fiel.

Auch an andern Beispielen des Heldenmuths fehlte es hier nicht. Ein Soldat von Kunitzky, Rekrut von dem polnischen Ersatze, sah, daß ein Stabsoffizier des Schladen'schen Regiments, der Major Borke, in den Händen von vier Franzosen war, die ihn mißhandelten. Voll Erbitterung und Wuth lief er hinzu, und erstach mit seinem Bajonnet im Umsehen zwei dieser Unwürdigen, worauf die beiden übrigen die Flucht ergriffen und so der Major gerettet wurde. Leider hat er seine Rettung nicht lange überlebt, da er nach der großen Erhitzung bei dieser Gelegenheit sich durch einen Trunk Wasser erquicken wollte, sich dadurch aber den Tod zuzog.

Derselbe Soldat findet bei der Rückkehr zu seinen Kameraden einen schwer blessirten Offizier des Regiments nackend ausgezogen auf der Erde liegen. Er nimmt ihn auf seine Schultern und trägt ihn zwei Stunden weit, bis er sein Regiment gefunden hat!

Der Feldmarschall Möllendorff glaubte sich nach dem unglücklichen Ausgange dieser Gefechte in Kaiserslautern in einer zu nachtheiligen Lage, insbesondere da durch den Verlust von Neustadt seine linke Flanke und seine Verbindung mit Mainz bedroht war, als daß er nicht auf Abhülfe bedacht gewesen sein sollte. Das zu diesem Behufe ergriffene Mittel bestand darin, daß er bis Kreuznach zurückging und Hohenlohe seinen Rückzug gegen Worms nehmen mußte; bei Pfeddersheim machte Dieser Halt.

Der Feind begnügte sich damit, uns aus unserer Stellung gegen Landau und Pirmasens vertrieben zu haben und folgte nicht weiter. Unsere Truppen waren sehr erschöpft und bezogen Cantonirungsquartiere. Unser Regiment kam nach Kirchheim Poland und die Compagnie, bei der ich stand, nicht weit davon nach dem Heubergerhofe. Ich war wieder ins Regiment zurückgetreten, da ich mit meinen Arbeiten fertig war.

Wie sehr der Kriegseifer bei unsern Machthabern erloschen sein mußte, läßt sich daraus abnehmen, daß wir abermals über zwei Monate auf Einem Flecke unthätig stehen blieben.

Daß Kalckreuth unterdessen dem Feinde in einer Affaire bei Meißenheim 3 Geschütze abnahm und einige Hundert Gefangene machte, kann hierbei zwar nicht sehr in Betracht kommen, zeigt aber doch, daß bei den Unterfeldherren noch Thätigkeitstrieb vorhanden und der Geist in den Truppen noch nicht erloschen war. Dasselbe zeigte auch Hohenlohe, als er am 20. September bei Kaiserslautern aus der ihm zugewiesenen passiven Rolle in eine recht active überging und dadurch eine der glänzendsten Affairen herbeiführte, die die Kriegsgeschichte nur aufzuweisen hat. Das Ergebniß dieser Affaire war, daß er ein feindliches Corps von 7000 Mann gänzlich vernichtete, indem 3000 Mann davon todt und verwundet auf dem Platze blieben und die übrigen fast alle gefangen wurden; nur wenige einzelne entkamen. Unser Verlust war verhältnißmäßig unbedeutend: 11 Offiziere und 400 Mann. Ich war so glücklich, dieser glänzenden Affaire mit dem Regimente beizu-

wohnen, indem es kurz vorher dem Corps von Hohenlohe zugetheilt worden war.

Blücher mit seinen braven Husaren wirkte in dieser Affaire kräftig mit, es war eine Freude es mit anzusehen.

Auf diese Weise war die Scharte, die wir im Juli erlitten, auf das glänzendste ausgewetzt!

Als eine hervorstechende That in dieser Affaire verdient angeführt zu werden, daß drei feindliche Quarrés, jedes von **1** Bataillon, durch unsere unerschrockene Cavalerie, die damals auf dem Gipfel ihres Glanzes stand, den kühnen Blücher'schen Husaren, den tapfern Husaren von Wolffrath und den Dragonern von Katte angegriffen und gänzlich vernichtet wurden. In der That, im Kampfe vermochte der Feind unsern Truppen in der Regel nicht zu widerstehen! Dieser Sieg hatte nicht allein keine Folgen, indem wir in unsere alten Quartiere zurückkehrten, sondern es hatte Hohenlohe auch wenig Dank davon, vielmehr wollte Möllendorff, der nichts mehr aufs Spiel zu setzen beabsichtigte, es — abgesehen von dem Erfolge — so angesehen haben, als habe Hohenlohe gegen seine Instruction gehandelt.

Rückzug über den Rhein (23. October).

Nachdem die Oestreicher in Folge der erlittenen Unfälle in den Niederlanden[1], am 5. und 6. October bei Köln und Bonn über den Rhein zurückgegangen waren und die Franzosen Koblenz besetzt hatten, ging auch Möllendorff am 23. October auf das rechte Rheinufer zurück und bezog daselbst Winterquartiere. Unser Regiment wurde nach dem Rheingau verlegt und die Compagnie, bei der ich stand, kam nach Hattenheim, später nach Estrich. Der Feind besetzte das jenseitige Ufer und verhielt sich, mit Ausnahme von Schimpf- und Spottreden, ruhig. Es trat ein sehr kalter Winter ein und der Rhein fror zu. Um die Fran-

[1] Am 26. Juni verloren die Oestreicher die Schlacht bei Fleurus; Valenciennes, Condé, Quesnay, Landrecy waren in dem Zeitraume vom 19. Juli bis 29. August an die Franzosen wieder übergegangen; Trier ging am 8. August verloren; General Latour war am 18. September bei Sprimont auf dem rechten Ufer der Ourthe, oberhalb Lüttich geschlagen, und am 2. October verloren die Oestreicher bei Aldenhoven eine Schlacht.

zosen nicht herüber zu lassen, mußten wir des Nachts einen Kanal in die Eisdecke hauen, und diesen stets offen halten, was auf der großen Ausdehnung auf halbem Wege bis zum nächsten Cantonnement eine schlimme Arbeit war.

In unserer Nähe lag das damals wegen seines Reichthums berühmte Mönchskloster Erbach, wo man sehr gastfreundlich aufgenommen wurde. Es fehlte daher nicht an Besuchen von unserer Seite, zumal man dort immer offene Tafel und eine gute Mahlzeit fand. Dem Weine wurde tüchtig zugesprochen und selten ging einer auf festen Füßen von dannen. Das Credenzen des Weins an uns Gäste begann gewöhnlich damit, daß ein Pokal, der keinen Fuß hatte, dem Fremden unter Vorsagung eines lateinischen Spruches zugereicht wurde, den dieser nachsagen mußte. Wer darin fehlte, mußte den Becher leeren; bei der Ungewohnheit der fremden Sprache und dem nicht eben Abschreckenden der Strafe, das gewöhnliche Loos. Ich kann übrigens aus Erfahrung nicht sprechen, da ich Zusammenkünfte und Gesellschaften zu meiden pflegte, wo es nur auf Zechen abgesehen war.

Am besuchtesten war das Kloster an den Fasttagen, wo die Fastenspeisen unter den verschiedensten, täuschendsten Formen auf den Tisch kamen.

Unsere Hoffnung auf Winterdouceure sollte auch dieses mal fehlschlagen, welches uns mit dem Zusatze bekannt gemacht wurde, wie Se. Majestät erwarteten, daß jeglicher Offizier sich dennoch stets tapfer und unverweislich bezeigen werde. Wenn man weiß, was ein Offizier im Laufe eines Feldzugs an Kleidungsstücken zusetzt und was an Feldausrüstungsgegenständen abgängig wird, so wird man begreifen, daß der Ausfall der Winterdouceure, je sicherer man auf sie gerechnet gehabt, auch dieses mal, besonders für einen unbemittelten Offizier, von nicht geringer Bedeutung war, um so mehr als die Beköstigung in den Winterquartieren größtentheils aus eigenen Mitteln bestritten werden mußte. Der Offizier glaubte die Winterdouceure als ein ihm zustehendes Recht in Anspruch nehmen zu können, da ihnen eine reglementarische Zusicherung zum Grunde lag, ihre Nichtzahlung mithin Befremden verursachen mußte.

Die gefallenen Pferde wurden jedoch, das Stück wie ge-

wöhnlich mit 9 Friedrichsd'or vergütet, was mir, da ich ein Pferd verloren hatte, sehr gelegen kam.

Im Laufe des Feldzugs ein Pferd zu verlieren, war damals ein unangenehmes Ereigniß, besonders wenn man es nicht augenblicklich durch ein anderes ersetzen konnte. Man gerieth alsdann in große Verlegenheit, da man entweder zu Fuß gehen, oder den größten Theil seiner Bagage im Stiche lassen mußte[1], wenn der Compagniechef, wie es bei mir der Fall war, sich nicht herbeiließ, den Sachen auf dem Compagniewagen einen Platz zu gönnen. Da man den Kameraden nicht zumuthen konnte, von den Sachen mitzunehmen, so blieb nichts anderes übrig, als sie auf Vorspannwagen, deren einige mitgeführt zu werden pflegten, unterzubringen, wo sie gewöhnlich sehr schlecht aufbewahrt waren.

Nach uns zugegangenen Nachrichten hatten die Franzosen bei Verfolgung der Oestreicher auf ihrem Rückzuge über den Rhein eine Unternehmung auf Wesel begonnen, und diese Festung am 9. November beschossen, jedoch ohne besondern Schaden anzurichten. Von der Besatzung wurde unter Andern der Artillerieoffizier vom Platz erschossen. Für den Ort war insofern Gefahr vorhanden, als die Besatzung desselben nur schwach war und aus meistentheils unzuverlässigen Leuten bestand, auch der Rhein fest zugefroren war.

Unter diesen Umständen fürchteten wir, daß wir nach Wesel würden zurückmarschiren müssen, der Kelch ging jedoch für dieses mal noch vorüber. Doch sollte die Freude nicht von langer Dauer sein!

Am Schlusse des Jahres 1794 waren nämlich alle festen Plätze auf dem linken Rheinufer, mit Ausnahme von Luxemburg, in den Händen der Franzosen; Holland war mit Hülfe des strengen Winters und der demokratischen Partei in die Gewalt des Feindes gekommen, und da die Armee des Herzogs von York, der für seine Person nach England zurückgekehrt war, sich

---

[1] Ein Subalternoffizier der Infanterie hatte damals zwei Pferde, das eine zum Reiten, das andere zum Fortschaffen seiner Bagage. Diese Pferde erhielt er bei der Mobilmachung des Regiments, wovon das Packpferd gewöhnlich in natura geliefert wurde, zur Anschaffung des Reitpferdes aber 9 Friedrichsd'or ausgezahlt wurden.

auf das rechte Ufer der Yssel zurückgezogen hatte, so waren die westfälischen Provinzen auf das ernstlichste bedroht.

1795.

Rückkehr unseres Regiments nach Wesel zur Deckung der westfälischen Provinzen (27. Februar).

Zur Deckung der westfälischen Provinzen mußte ein Theil der Armee des Feldmarschalls Möllendorf nach jener Gegend abrücken, was im Monat Februar 1795 stattfand. Den Oberbefehl über dieses Corps, zu welchem auch unser Regiment gehörte, führte der General Kalckreuth. Außer unserm Regimente bestand das Corps aus den Infanterieregimentern Schladen, Mannstein und Kunitzky, dem Dragonerregimente Ansbach-Baireuth und einem Commando von 80 Husaren des Regiments Köhler. Das Hauptquartier des Generals Kalckreuth kam nach Hamm in der Grafschaft Mark.

Unser Regiment, sowie das von Kunitzky, war nach Wesel zur Verstärkung der dortigen Besatzung bestimmt, die bis dahin nur aus den Depotbataillonen der vier westfälischen Regimenter bestanden hatte.

Der Abmarsch unseres Regiments aus dem Rheingau fand am 8. Februar statt. Mir wurde die Ehre zu Theil, mit den Quartiermachern des Bataillons vorauszugehen, worauf ich mir nicht wenig einbildete.

Unser Marsch ging über Langen-Schwalbach, Limburg, Weilburg, Siegen, Olpe, Hagen, Essen und Dinslacken. Es war ein heiterer Morgen, als ich mit meinen Fourierschützen aus dem Rheingau mich nach Langen-Schwalbach auf den Weg machte. Im Rheingau fing es schon an zu grünen und der Frühling machte sich überall bemerkbar. Als ich allmälig ins Gebirge kam, wurde die Luft immer rauher, und oben angelangt, befand ich mich im tiefen Schnee. Ich hielt an und wandte meinen Blick zurück nach dem Rheine, um die Gegend, wo ich fast 16 Wochen zugebracht hatte, noch ein mal zu sehen. Wie wurde ich überrascht, als ich, vom rauhen Winter umgeben, die schönste, anmuthigste Frühlingslandschaft vor mir ausgebreitet sah!

In Hagen lernte ich meinen Vetter, den damaligen Kriegsrath, zuletzt Chefpräsident der Oberrechnungs-Kammer, von Ribbentrop, mit seiner Frau kennen. Er begleitete das Corps als Marschcommissarius. Ich mußte bei ihm wohnen, und brachte sehr vergnügte Stunden in seiner und seiner Frau Gesellschaft zu.

Am 27. Februar rückten wir nach einem beschwerlichen, fast dreiwöchentlichem Marsche in das finstere Wesel ein. Wir empfanden nicht Freude, wol aber Schmerz beim Wiedersehen unserer alten Garnison, mit trüben Aussichten in die Zukunft. Die Einförmigkeit des Garnisonlebens, die Drohung des Generals bei meiner Meldung zum Offizier: „Wartet, kommt mir nur nach Wesel u. s. w.“, der Mangel an ernsterer Beschäftigung, wie an Umgang mit andern Ständen, die abzusehenden vielen Excesse und Versuche zu Entweichungen bei den Soldaten, gelungene und nicht gelungene, und die nothwendige Strenge zur Herbeiführung eines geebneten Friedensgleises, waren keine erfreulichen Zustände, die unserer harrten. Nur die Hoffnung, daß es rücksichtlich der Bedrohung unseres eigenen vaterländischen Gebiets zu einer kräftigen Kriegsthätigkeit kommen müsse und daß die Belagerung von Wesel (als nicht zu den Unmöglichkeiten gehörend), unsern Regimentern Gelegenheit geben könnte, unsere Hingebung für König und Vaterland auch im Festungskriege zu bethätigen, ließ unsern Muth nicht sinken. Eine solche Auffrischung unserer Kräfte konnte bei den bisherigen Erfolgen unserer Waffenthaten, wonach jeder erfochtene Sieg unbenutzt blieb, und wir fast als die Geschlagenen erschienen, gewiß nicht schaden, um so mehr als es sich nicht blos um die Vertheidigung der noch intact gebliebenen Provinzen, sondern auch um die Wiedereroberung der dem Feinde überlassenen Landestheile auf dem linken Rheinufer, handelte.

Unsere schönen Hoffnungen wurden aber nicht wenig getäuscht, indem das Leben in unserer Heerführung immer mehr abzusterben schien und ein gänzliches Erlöschen desselben einzutreten drohte; uns Allen ein Räthsel! Erst als es von Friedensunterhandlungen anfing zu munkeln, die schon seit Monat December im Gange sein sollten, wurde uns Alles klar! Auf einen Augenblick belebten sich noch ein mal unsere Hoffnungen, als unsere beiden weselschen Grenadierbataillone am 23. März, Wesel verließen und die in der Nähe stehenden östreichischen Vor-

posten, die sich ihren Corps zur Fortsetzung ihrer rückgängigen Bewegung anschlossen, ablösen mußten. Bald fielen sie aber aufs neue und zwar auf den tiefsten Punkt herab, als wir demobil gemacht wurden. Unsere Zug- und Packpferde wurden nach Lippstadt geschickt, um zur Completirung an andere Regimenter, die noch auf dem Feldetat blieben, vertheilt zu werden. Die Offizierreitpferde blieben zwar unser Eigenthum; da der Empfang der Fourage aber aufhörte, so mußten wir sie fast verschleudern.

Der Baseler Friede.

Als endlich am 5. April desselben Jahres der Baseler Friede zu Stande kam, wonach Preußen die Republik Frankreich anerkannte, an Frankreich auch die preußischen Gebietstheile auf dem linken Rheinufer bis zum allgemeinen Friedensschlusse abtrat, so war nunmehr der letzte Funke Hoffnung zur Fortsetzung des Kriegs verloren, was uns jungen Offizieren zur großen Betrübniß gereichte. Nicht allein, daß wir das Kriegsleben dem Garnisonleben vorzogen, so sahen wir auch die Gelegenheit zum raschern Avanciren und zur Einsammlung von Kriegserfahrung, wie uns schien, auf lange schwinden. Ich war als ältester Portepéefähnrich ausmarschirt und marschirte als ältester wirklicher Fähnrich, deren das Regiment neun statt acht hatte, wieder ein. Hätte der General, wie es bei allen Regimentern geschehen war, für die beiden bei der Mobilmachung ernannten überzähligen Offiziere, zwei Fähnriche zu Lieutenants in Vorschlag gebracht und sonach die etatsmäßige Zahl von acht wirklichen Fähnrichen bestehen lassen, statt daß wir jetzt deren neun behielten, so wäre ich schon früher zum Lieutenant befördert und als solcher in die Garnison zurückgekehrt, wogegen mir diese Beförderung erst zwei Jahre später zu Theil werden sollte.

Uebergang zur heutigen Fechtart der Infanterie.

Die Rheincampagne, die mit so schönen Erwartungen und Aussichten begann, endigte leider in nicht entsprechender Weise. Doch hatte dieses unerfreuliche Ergebniß den frühern wohlverdien-

ten Ruf der preußischen Truppen in keinerlei Art gefährdet, vielmehr ist es eine unbestrittene Thatsache, daß unsere Truppen über die damaligen französischen in Absicht ihrer militärischen Tüchtigkeit ein entschiedenes Uebergewicht hatten. Wo unsere Truppen den Kürzern zogen, wie bei Trippstadt, Johanniskreutz und beim Schänzel, lag dies in andern Ursachen. Dagegen blieb es merkwürdig, daß überall, wo sie siegten, der Verlust des Feindes in Vergleich mit dem unserigen, außerordentlich groß war, ein Ergebniß, das gewiß für die Güte und das Uebergewicht unserer Truppen zeugt.

Alle Waffen, ohne Unterschied haben sich in diesem Kriege ausgezeichnet und die glänzenden Thaten unserer Cavalerie, zumal wenn Blücher sie anführte, werden stets unvergeßlich bleiben.

Die zerstreute Fechtart der französischen Infanterie, die sich im Laufe der Zeit geltend gemacht hatte, wurde als ein regelloses, wildes Treiben anfangs wenig beachtet, und konnte gegen die Tapferkeit und Kaltblütigkeit unserer Truppen nicht aufkommen. Es war eine Fechtart, zu welcher, wie im Nordamerikanischen Kriege, die Noth zwang und keineswegs ein vorherbedachtes System. Bei den großen Massen von Conscribirten und Volontairs, die der Armee zuströmten und zugeführt wurden, wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, diese Menge fanatisirter Menschen in jene geregelte taktische Form zu bringen, die ohnedies dem unruhigen französischen Charakter so wenig zusagte.

An keine Zucht und Ordnung gewöhnt, gingen sie im Gefechte einzeln und in ganzen Schwärmen, jeder sein eigener Führer, auf den Gegner los, wo und wie sie ihn am besten beikommen konnten. Auf diese Weise entstand eine Fechtart, die als die Form anzusehen ist, wodurch dem Verlangen der Einzelnen, sich selbst bewußt an dem Kampfe zu betheiligen, entsprochen wird, und die dem Franzosen mehr als jeder andern Nation geläufig ist.

Später, als bei weiterer Ausbildung dieser Form der Feind unsere geschlossenen Linien und Trupps auf allen Seiten umschwärmte, die Offiziere in den Gliedern und die Artilleristen bei den Geschützen zur Zielscheibe machte, ein Soldat nach dem andern fiel, und deckende Gegenstände zu benutzen bei uns für Feigheit galt, lief die rohe Tapferkeit Gefahr zu erschlaffen und mürbe zu werden.

Eine solche Fechtart, der unsere damalige Taktik nichts genügendes entgegenzusetzen hatte, konnte nicht länger unbeachtet bleiben, und es machte sich die Regel geltend: mit den Waffen, mit welchen man angegriffen wird, muß man sich auch vertheidigen! Wir hatten damals zwar per Compagnie 10 Scharfschützen, lauter erprobte und im Scheibeschießen geübte Leute, allein ihre Zahl reichte nicht aus, auch waren sie nicht selten anderweit detaschirt, mithin nicht zur Stelle. Gewöhnlich wurden dann Freiwillige vorgerufen, die den feindlichen Tirailleurs en debandade entgegen geschickt wurden und in den meisten Fällen gute Dienste leisteten. Doch führten sie den Uebelstand herbei, daß die geschlossene Ordnung im Bataillon unterbrochen wurde, auch der Commandeur dasselbe nicht ganz in der Hand behielt, um so weniger als es praktisch nicht immer gelingt, die im Gefecht verwickelten Leute zeitgemäß zum Rücktritt in ihre Rotten zu bringen.

Diesem Uebelstande zu begegnen, wurden verschiedene Anordnungen getroffen; der Commandeur des Bataillons, bei dem ich damals stand (Major, zuletzt Generalmajor von Schack), ließ die Freiwilligen nicht weiter als 10—12 Schritt vor die Front hinaustreten und mußten sie, sobald sie ihren Schuß abgegeben hatten, wieder auf ihren Platz ins Glied zurück und laden. Diese Maßregel bewährte sich aber nicht.

Die Oestreicher hatten für das zerstreute Gefecht eine vorzügliche Truppe, die Slawonier und Kroaten. Außer ihrem Feuergewehr hatten diese damals, als ich sie sah, eine Pike, an deren Stange ein Haken befestigt war, der zum Auflegen des Gewehrs diente, wodurch zur Sicherheit des Schusses nicht wenig beigetragen wurde. Unsere damaligen Scharfschützen hatten einen sogenannten Krückstock, den sie vor sich in die Erde steckten, sich auf ein Knie niederließen und die Büchse in die Gabel auf die Krücke legten.

Ein organisirtes Tirailleursystem wurde zuerst bei den östreichischen Truppen in den Niederlanden eingeführt. Die Infanterie rangirte nämlich in drei Gliedern, und da das Niederfallen des ersten Gliedes beim Chargiren immer mehr abkam, das dritte Glied dann aber nicht mitfeuern konnte, so wurde dasselbe bei vorkommenden Fällen zum Tirailliren verwandt.

Der damalige Chef des Generalstabes beim Prinzen Koburg,

der nachher so unglücklich gewordene General Mack, arbeitete zu dem Ende eine förmliche Instruction aus, die bei den Truppen dieser Armee vertheilt wurde. Es thut mir leid, ein Exemplar dieser Instruction nicht mehr zu besitzen.

Diese östreichische Einrichtung wurde später bei der Reorganisation der Armee nach dem unglücklichen Kriege von 1806—7 durch Scharnhorst auch bei uns eingeführt, und bildet die Grundlage der noch jetzt geltenden Einrichtung. Der Vortheil derselben besteht hauptsächlich darin, daß jeder Trupp, er sei noch so klein, niemals ohne eine verhältnißmäßige Anzahl Tirailleurs ist, welcher Vortheil wegfällt, wo statt dessen nur ganze Tirailleur- und Voltigeur-Compagnien bestehen.

Der Tirailleurdienst erfordert besondere Eigenschaften: Gewandtheit und Intelligenz, die man nicht bei jedem Soldaten antrifft. Für diesen Dienst muß daher eine besondere Auswahl stattfinden, so wie er auch einer sorgfältigern Ausbildung der eigenthümlichen Fechtart bedarf. Zu dem Ende ist es bei uns auch Vorschrift, daß die zu diesem Dienste geeignetsten Leute in das dritte Glied gestellt werden.

Dies hat aber bei der gewöhnlichen Stellungsweise, wonach die größten Leute in das erste, die kleinsten in das zweite und die mittelgroßen in das dritte Glied kommen, seine Schwierigkeiten. Die Intelligenz und Gewandtheit richtet sich nicht nach dem Zollmaße; überdies kommen, namentlich im Kriege, wegen des öfteren Ausfalls durch Kranke und Verluste im Gefecht nicht immer dieselben Leute wieder in dieselben Glieder. Bei der Verwendung des dritten Gliedes zum Tiralliren scheint mir zu berücksichtigen zu sein, daß, wenn der dritte Theil des Ganzen für das Gefecht in geschlossener Linie und in Massen abgeht, die Feuerwirkung desselben an Kraft und Nachdruck zu sehr verliert. Man braucht nur unsern Gefechtsmechanismus zu betrachten, wenn das dritte Glied vor der Front eines Bataillons als Tirailleurs entwickelt ist, um unwillkürlich den Eindruck zu empfinden, daß die Feuerlinie zu dicht besetzt worden. Wird nun gar diese dichte Tirailleurlinie zurückgenommen, um die Front des Bataillons frei zu machen, wobei das Zurückgehen der Tiralleurs auf dem Manöverplatz in vollem Laufe geschieht, so kann man sich der Befürchtung nicht erwehren, daß ein solches Manöver im

Angesichte des Feindes und in der Nähe einer entschlossenen feindlichen Cavalerie großes Unglück veranlassen kann [1]. Um den Nachtheilen, welche beide Systeme mit sich führen, zu entgehen, würde ich vorschlagen, jeder Compagnie einen Tirailleurzug in der Stärke des fünften Theils der Compagnie beizugeben, solchen in vier Sectionen abzutheilen, so viele als die Compagnie halbe Züge hat, und dazu nur Leute auszuwählen, die ohne Berücksichtigung ihrer Größe für den Tirailleurdienst ganz geeignet sind. In der Ordre de Bataille der Compagnie würden die Tirailleurzüge zu gleichen Theilen hinter die Flügel der Compagnie aufzustellen sein, entweder um als Tirailleure nach Erfordern ganz oder theilweise vorzugehen, oder in die Linie zur Verstärkung des Feuers einzurücken. In der Ordre de Bataille des Bataillons würde ganz in ähnlicher Weise zu verfahren sein, nur mit dem Unterschiede, daß hier für das Bataillon das gilt, was dort für eine einzelne Compagnie gesagt worden.

Was das Demaskiren der Front der hinter einer Tirailleurlinie befindlichen geschlossenen Truppe betrifft, so dürfte jedenfalls angemessen sein, wenn das jetzt exercirte Zurückrennen der Tirailleure aufhörte und dieselben statt dessen sich entweder rechts und links seitwärts bis vor die Flügel der nachfolgenden Linie oder Masse zögen und sammelten und dann ordnungsmäßig und geschlossen zurückgingen, oder auf der Stelle so lange im fortgesetzten Feuergefechte blieben, bis die geschlossene Truppe herangekommen, dann aber schnell rechts und links die Front derselben frei machten oder auch ganz stehen blieben und die geschlossene Linie durchließen, indem letztere an den bezüglichen Stellen die Rotten öffnete und wieder schlösse.

Ein gehöriges Ineinandergreifen des geschlossenen und zerstreuten Gefechts ist gewiß von großer Wichtigkeit; man muß die Leute in seiner Hand behalten, um Menschenblut zu sparen!

So viel steht fest, daß eine Ueberzahl an Tirailleuren in Anwendung zu bringen, sehr nachtheilig werden kann, während man mit einer geringern Anzahl, wenn sie richtig gebraucht wird, un-

[1] Eine ähnliche Bewandtniß hat es, nur beiläufig bemerkt, auch bei der Cavalerie, wenn die vierten Züge ausgefallen sind und in voller Carrière zurückkommen, um ihren Platz in der Linie wieder einzunehmen.

gleich mehr ausrichtet. Hierin sind die Franzosen uns jedenfalls überlegen. Der Franzose ist ein geborener Tirailleur, dagegen wir unsern Soldaten erst dazu machen müssen. Jetzt wird unsere Infanterie auf beide Fechtarten eingeübt; bei der kurzen Dienstzeit kein geringes Problem!

Das Wort des Generals: „Wart't, kommt mir nur nach Wesel, ich werde euch schon kriegen!“ sollte keine leere Drohung sein. Kaum eingerückt, sollte Alles in die alten Fugen und Formen wieder hineingezwängt werden. Der Anzug kam zuerst an die Reihe: Zopf und Locken machten den Anfang, die Stiefeln wurden aus- und die Kamaschen wieder angezogen, Hut und Rock mußten nach einem gegebenen möglichst altväterischen Modell gestutzt und zugeschnitten werden.[1]. Der Degen wurde in Ruhestand gesetzt und das Esponton wieder zur Hand genommen.

Der Dienst wurde strenger und pünktlicher als je gehandhabt und alle unnützen Friedenskünste wurden wieder hervorgesucht. Das Pelotonfeuer, welches im ganzen Kriege nicht ein mal vorgekommen war, weil es unpraktisch ist, sowie das ebenso unpraktische Cavaleriefeuer wurden, als hinge der Gewinn und Verlust einer Bataille davon ab, wieder eingeübt. Das Bataillon war wie noch heute in acht Züge oder Pelotons getheilt. Sollte nun das Pelotonfeuer gemacht werden, so commandirte der Bataillonscommandeur: „Das Bataillon soll mit Pelotons chargiren; der rechte Flügel fängt an! Chargirt!“ Auf das Wort: „Der rechte Flügel fängt an!“ traten die zugführenden Offiziere drei Schritt vor und machten eine halbe Wendung links gegen ihren Zug. Auf das Wort „Chargirt!“ machte das erste Peloton auf das Commando seines Offiziers „Fertig!“ gleich darauf das dritte Peloton, und wenn das erste sein Feuer abgab, machte das fünfte fertig, dann das siebente, dergestalt, daß das Feuer der Pelotons in gleichen Pausen nacheinander erfolgte.

---

[1] Im Anzuge etwas eitel und modesüchtig, erlaubte ich mir manche Abweichung von den vorgeschriebenen wenig kleidsamen Mustern. Ich modernisirte den Hutstutz, gab den Aufklappen der Uniform eine gefälligere Form und die Frisur trug ich weniger steif. Unter meinen gleichgesinnten Kameraden fand ich Nachahmer und die Tracht der Offiziere ging mit der Mode fort. Als Anstifter dieser Revolution hatte ich vielfachen Verdruß von meinem General zu erfahren.

Mit dem siebenten Peloton mußte das zweite Peloton zugleich wieder fertig machen und feuern, wenn das siebente Peloton eben geschossen hatte, worauf das Feuer der geraden Pelotons in derselben Ordnung folgte, wie es bei den ungeraden angezeigt worden. Gewöhnlich wurde auf diese Weise zwei mal durchgefeuert.

Wenn diese Art der Chargirung an sich schon complicirt war und gut eingeübt sein mußte, wenn das Feuer der verschiedenen Pelotons blind gehörig, d. h. in gleichen Pausen aufeinander folgen sollte, so war dies noch bei weitem mehr der Fall, wenn mit Pulver geschossen wurde; wo man im Pulverdampf eingehüllt war, und wenn die Leute sich nicht in Acht nahmen, die Zugführer leicht von dem Schusse verletzt wurden. Diesem zu begegnen, pflegte der Offizier, wenn das hinter ihm stehende Peloton schoß, einen Schritt vor=, und wenn sein Peloton schoß, eben soviel zurückzutreten. Als ich bei einer Gelegenheit ein Gleiches that, fuhr der General, der nicht weit von meinem Zuge hielt, auf mich los und schrie: „Herr Fähnrich, Sie scheuen wol ein Bischen Pulver?" Eben aus dem Kriege gekommen, wo man genug gezeigt haben konnte, ob man das Pulver scheute oder nicht, war dieser Zuruf mir sehr empfindlich. Als daher zum zweiten male durchgefeuert wurde, blieb ich stehen und bekam, wie ich „Feuer!" commandirte, einen solchen Schuß in das Gesicht, daß ich zurück mußte und ein anderer Offizier für mich eintrat. Die Pulverkörner wurden einzeln mit einer Nadel ausgegraben und es dauerte mehre Tage, ehe ich wieder ausgehen konnte.

Aus der gegebenen Darstellung wird hervorgehen, ob das früher viel gerühmte Pelotonfeuer im Kriege gegen einen Feind, der sich zu wehren weiß, praktisch anzuwenden ist oder nicht.

Dieselbe Bewandtniß hatte es mit dem damaligen Cavaleriefeuer. Es wurde angenommen, ein Bataillon steht in Linie aufmarschirt und Cavalerie greift dasselbe an; es ist aber keine Zeit mehr, ein Quarré zu formiren. Nach dem Avertissement „Cavaleriefeuer!" ward ein Peloton benannt, andeutend, daß der Angriff der Cavalerie auf dasselbe gerichtet sei; die beiden rechts und links danebenstehenden Pelotons machten „fertig" und bewirkten durch rechts und links Anschlagen ein kreuzendes Feuer vor dem bedrohten Peloton. Eine dritte Art Chargirung war damals das sogenannte Heckenfeuer. Dieses führten nur die

beiden vordern Glieder aus und fiel das erste Glied dabei nicht nieder. Es wurde commandirt: „Bataillon auf Hecken chargirt! Bataillon fertig; chargirt!“ Auf das Commando: „Hecken chargirt!“ traten die zugführenden Offiziere aus der Linie vor und ließen auf das zweite „Chargirt“ nacheinander immer drei Rotten, die Front hinuntergehend, Feuer geben. Die Leute waren zuvor abgetheilt. Das Feuer wurde so oft durchgemacht, als es für gut befunden wurde.

In der damaligen Gestalt war es, aus leicht erklärlichen Gründen, vor dem Feinde ebenfalls nicht praktisch. Unverkennbar bildete es aber den Uebergang zu unserm heutigen Gliederfeuer.

Nicht weniger Arbeit verursachten die im Laufe des Kriegs größtentheils aus der Uebung gekommenen Sectionsmärsche, namentlich beim Frontmarsche. Die Züge wurden nämlich in Abtheilungen — Sections — zu fünf bis sechs Rotten abgetheilt, und wenn ein Bataillon sich im Marsche eine Strecke rechts oder links ziehen sollte, ohne die Front zu verändern, machten die Sections eine Achtelschwenkung nach der Seite, nach welcher sich gezogen werden sollte. Sollte die Bewegung wieder geradeaus gehen, so schwenkten die Sections wieder in die Linie ein. Diese Bewegung erscheint der Theorie nach ganz einfach, ist aber in der Praxis, namentlich vor dem Feinde, schwierig und unausführbar.

Weniger ist dieses beim Sectionsmarsche in der Viertelschwenkung oder im rechten Winkel der Fall, obgleich dazu auch unterrichtete Flügelleute bei den einzelnen Sectionen erfordert werden, daher diese sonst sehr beliebte Evolution vor dem Feinde nnd im Schußbereiche seiner Waffen auch nicht so praktisch ist als der gewöhnliche Reihenmarsch mit rechts- oder linksum.

Sehr fatiguant waren die Evolutionen dadurch, daß man den Geschwindschritt[1] (Quickmarsch) noch nicht kannte. So z. B. avancirten und retirirten wir 1000 Schritt und darüber in Linie

[1] Als dieser Schritt eingeführt werden sollte, wurden zuvor Gutachten über die Zulässigkeit desselben eingefordert. Diese fielen meist gegen dessen Einführung, als eine schädliche Neuerung und als in der Anwendung zu schwierig, aus, ungeachtet alle in Amerika gewesenen Truppen ihn bei sich schon eingeführt hatten.

im langsamen Schritt von 75 in der Minute und mit angefaßtem Gewehre, ohne Halt zu machen. Selbst der Marsch nach unsern Exercirplätzen, der Spelleschen und Cleveschen oder Diersforter Haide, wovon ersterer über eine halbe und letzterer über eine Stunde entfernt lagen, mußte, obgleich die Wege dahin schlecht waren, stets schulgerecht und in angemessenen Distancen geschehen, damit zu jedem Zeitpunkte eingeschwenkt werden konnte.

Nach Wesel waren wir kaum in der Hälfte der Stärke zurückgekommen, als wir ausmarschirt waren. Es mußte also auf die Completirung des Regiments Bedacht genommen werden. Das Rekrutenexerciren nahm daher kein Ende, welcher Dienst nicht wie heute bloß den Unteroffizieren, sondern meist den Offizieren oblag. Es fiel dabei keinem Offizier ein hierin nachzulassen, und oft suchte es Einer dem Andern in pünktlicher Diensterfüllung wol noch zuvorzuthun. Dies konnte auf die Tüchtigkeit der Offiziere nur einen guten Einfluß äußern, und es ist vielleicht nicht bloßer Zufall, daß aus den weselschen Regimentern zwanzig Generale[1]

---

[1] Hier die Namen derselben unter Beifügung des Jahres, wo sie zum General aufrückten:

1) 1789 von Pirch, zuletzt General der Infanterie;
2) 1792 Graf Dohna;
3) 1794 von Jungkenn;
4) 1803 von Hayken;
5) 1804 von Boyneburg;
6) 1806 von Schack;
7) 1811 von Sobb;
8) 1813 von Pirch, zuletzt Generallieutenant;
9) 1813 von Gaudi, desgleichen;
10) 1813 von Pirch, desgleichen;
11) 1813 von Schöler, zuletzt General der Infanterie:
12) 1815 von Schöler, desgleichen;
13) 1818 von Rummel, zuletzt Generallieutenant;
14) 1821 von Reiche, zuletzt General der Infanterie;
15) 1823 von Othegraven, zuletzt Generallieutenant;
16) 1823 von Schütz;
17) 1828 von Kinsky, zuletzt Generallieutenant;
18) 1828 Du Moulin, zuletzt General der Infanterie;
19) 1829 von Böhler;
20) 1834 von Pirch.

von der Zeit meines Diensteintritts, im Jahre 1788 bis 1842, mithin in einem Zeitraume von 54 Jahren, hervorgegangen sind.

Dem Feuereifer und der rastlosen Thätigkeit des Generals, der alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte in Bewegung zu setzen wußte, gelang es, das gewünschte Ziel sobald zu erreichen, daß ich aus jener Zeit an meinen Vater die Worte schrieb: „Wie hätte ich mir vorstellen können, ein beinahe zur Hälfte neu errichtetes Regiment so schnell in seine gehörige Verfassung zu bringen.“

Es thut mir leid, daß ich mir die Zahl der Rekruten aus jener Zeit nicht angemerkt habe, die ich allein einexercirt habe.

Erst als so viele Rekruten ausexercirt waren, daß der Wachtdienst bestritten werden konnte, durften die bis dahin zurückgehaltenen Beurlaubten in ihre Heimat entlassen und Freiwächter wieder zugelassen werden, wobei die Compagniechefs sehr interessirt waren.

Bei einem Trupp Rekruten, den ich in jener Zeit zu exerciren hatte, befand sich ein junger Mensch, der sich durch eine feinere Gesichtsbildung und ein anständiges Wesen auszeichnete; sein Blick schien auf eine etwas melancholische Stimmung hinzudeuten, auch hatte ich ihn schon einige male wegen Distraction zurechtweisen müssen. Als ich ihn einst hierüber zur Rede stellte und mich näher mit ihm einließ, erfuhr ich, daß er der Sohn des verstorbenen Oberconsistorialraths und Professors Koppe zu Göttingen sei. Er hatte bereits in dem jugendlichen Alter von 17 Jahren die Universität bezogen, dort sich dem Leichtsinne hingegeben und dadurch seiner Familie so vielen Kummer verursacht, daß sie ihn zuletzt ganz aufgegeben und seinem eigenen Schicksale überlassen hatte. Nachdem er sodann allein auf sich angewiesen, in östreichische Militärdienste getreten und den Feldzug in den Niederlanden mitgemacht hatte, war er in französische Gefangenschaft gerathen. Glücklich derselben entlaufen, hatte er sich, ohne Pässe und Subsistenzmittel, von preußischen Werbern anwerben lassen.

Ich fragte ihn, ob es sein Vorsatz sei, preußischer Soldat zu bleiben, oder ob er es nicht besser fände, da er noch jung sei — er war noch im Anfange der zwanziger Jahre — seine frühere Laufbahn wieder aufzunehmen und seiner Familie zurückgegeben zu werden. Wäre dieses, so wollte ich durch meine Bekanntschaft

im Hannöverschen es recht gern übernehmen, das deshalb Nöthige zu veranlassen.

Mit Freuden nahm er mein Anerbieten an. Den Bemühungen meines Vaters gelang es, die Familie des jungen Mannes soweit umzustimmen, daß sie die Opfer übernehmen wollte, ihn aus seiner dermaligen Lage herauszureißen. Währenddessen sorgte ich dafür, daß er zu dem Feldwebel der Compagnie ins Quartier kam, wo er gut und anständig aufgehoben war, sowie ich ihm auch eine angemessene Lectüre verschaffte.

Endlich, nach Beseitigung aller Schwierigkeiten, erfolgte gegen Ende Februar **1796**, nach fast fünfmonatlichen Verhandlungen, seine Loskaufung gegen eine Summe von **16** Louisd'or, die an die Werbekasse des Regiments gezahlt werden mußte.

Hierauf ließ ich den jungen Koppe einkleiden und ihn nach Hannover abgehen. Von Hannover schickte ihn sein Vormund auf die Universität nach Helmstädt zur Vollendung seiner Studien, von wo ich noch von ihm einen Brief in Ausdrücken der gerührtesten Dankbarkeit erhielt.

Die fernern Schicksale dieses Mannes, seine spätere Verbindung mit dem Minister von Stein und seine daraus hervorgegangene Verhaftung durch die Franzosen, die ihn zum Tode verurtheilten, sind bekannt, wie nicht minder seine Theilnahme als freiwilliger Jäger und später als Offizier an dem Befreiungskriege von **1813—14**, in welchem Kriege er in der Schlacht bei Leipzig schwer verwundet, doch aber wieder hergestellt wurde.

Es ist hier nicht die Absicht, sein Biograph zu sein, doch will ich bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß er nach dem Frieden von Paris **1814** als Regierungscommissar bei dem Generalgouvernement des Niederrheins, das seinen Sitz in Aachen hatte, angestellt wurde, später zur Regierung nach Minden und dann als preußischer Generalconsul nach Rio-Janeiro kam, zuletzt wegen geschwächter Gesundheit in den Ruhestand versetzt wurde und nach Berlin ging, wo er einige Jahre darauf starb.

Seit Wesel hatte ich Koppe nicht wiedergesehen bis zur Schlacht bei Leipzig, wo ich ihn blessirt fand und dafür sorgen konnte, daß er nach einer Verbandstelle gebracht wurde und dort ärztliche Hülfe fand.

Die Demarcationslinie.

Nach dem Austritte Preußens aus der Coalition setzte der Kaiser mit seinen Verbündeten den Krieg gegen Frankreich fort. Preußen sowie diejenigen Reichsstände, welche sich dem Separatfrieden mit Frankreich anschlossen, traten gegen die kriegführenden Mächte nunmehr in ein neutrales Verhältniß. Zur Bewahrung der Neutralität wurde eine Demarcationslinie gezogen und ein Truppencorps von Seiten Preußens aufgestellt, da dieses die Garantie der Neutralität übernahm.

Gedachte Demarcationslinie fing an der Mündung der Elbe an, folgte der Nordseeküste, einschließlich der zu Ostfriesland gehörenden Inseln, bis Emden, zog sich dann längs der holländischen Grenze an den Rhein hinauf bis zur Roer, diese aufwärts bis zu ihrer Quelle, von da querüber bis zur Fulda, dieser bis zu ihrem Ursprunge folgend, die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth umfassend, bis zur böhmischen Grenze. Alle ost- und nordwärts belegenen deutschen Länder und Landestheile waren neutrales Gebiet.

Die weselsche Garnison hatte den Theil der Demarcationslinie zu besetzen, der sich von der holländischen Grenze den Rhein aufwärts bis zur Roer (Roerort)[1] erstreckt. In Ruhrort war ein Hauptposten, den ein Offizier befehligte und der alle acht Tage abgelöst wurde.

Die Reihefolge dieses Commandos traf auch mich, was mir eine sehr angenehme Abwechselung des einförmigen und zwangsvollen Garnisondienstes gewährte.

Auf dem linken Ufer der Roer standen die Oestreicher, auch war dort eine Abtheilung französischer Emigranten. Sie hatten ihren äußersten rechten Flügel an das Flüßchen die Anger gelehnt, die sich oberhalb Duisburg bei dem Flecken Angerort in den Rhein ergießt.

Zwischen der Anger und der Roer am Rheine lag auf damaligem bergischen Gebiete ein Gasthof, der Eichelkamp, wo ich

---

[1] Wird wie Ruhrort ausgesprochen, auch in neuerer Zeit stets so geschrieben. Ueberhaupt wird in dortiger Gegend oe, ue, ae nicht wie ö, ü, ä, sondern wie o, fast wie u, u und a ausgesprochen.

von Ruhrort aus oft die Nachmittagsstunden zubrachte und dort meinen Kaffee trank. Hier fanden sich gewöhnlich auch französische Offiziere, selbst gemeine Soldaten von jenseits des Rheins ein, unter denen erstern recht gebildete Männer waren. Besonders zeichnete sich hierin ein Capitän aus, der an dem republikanischen Wesen wenig Gefallen fand, welches er, wie er mir sagte, sich nicht merken lassen dürfe. Zuweilen kamen auch östreichische Offiziere aus Angerort, selbst Condéer nach dem Eichelkamp, die hier mit den republikanischen Offizieren in Eintracht, alle Kriegshändel vergessend, zubrachten.

Als preußischer Offizier machte ich zuweilen den Wirth, welches die Folge hatte, daß ich auch einmal zu ihnen, den Republikanern, auf die andere Seite des Rheins eingeladen wurde. Da mir die Erlaubniß hierzu ward, so nahm ich die Einladung an.

Einer ihrer Offiziere holte mich ab, mit dem ich mich in ein Boot begab und übersetzte. Als ich am jenseitigen Ufer anlangte, rief ein Posten „Aux armes!" und aus einer Erdhütte kamen Soldaten, die ins Gewehr traten. Als ich ausgestiegen war, hieß es: „Présentez vos armes!" und den Hut abnehmend, ging ich vorbei. Bloß die Hand an den Hut zu legen, kannte man damals noch nicht.

Die guten Citoyens sahen aber sehr schlecht aus: zerrissen und malpropre, dreieckige Hüte mit Wachstuch von allen Farben und Mustern auf dem Kopfe. Ich in meiner schönen Uniform mit den breiten goldenen Litzen stach dagegen sehr ab. Ich wurde nach einem Bauernhause geführt, wo mich der Capitän, von dem oben die Rede war und der dort sein Quartier hatte, empfing. Fünf bis sechs Offiziere fand ich dort beisammen, die mich alle sehr zuvorkommend aufnahmen. Die Bewirthung war ganz feldmäßig und zum Getränk wurde eine Bowle mit Arrac gemacht, der angezündet und worüber Zucker auf zwei Querstäben geschmolzen ward. Das Getränk schmeckte sehr gut, man mußte sich aber in Acht nehmen, daß es Einen nicht beim Kopfe faßte.

Auf dieselbe Weise, wie man mich abgeholt hatte, wurde ich auch wieder zurückgebracht.

Da die französischen Offiziere die Besuche auf dem Eichel-

kamp benutzten, die dortige Localität und das Terrain kennen zu lernen, auch Schiffe zu Lande in einiger Entfernung vom Rheine transportirt wurden, so unterließ ich nicht, meine desfallsigen Wahrnehmungen nach Wesel zu berichten, worauf mir der Bescheid wurde, daß Das, was außerhalb der Demarcationslinie vorginge, keiner weitern Beachtung von unserer Seite unterliege.

Endlich in der Nacht vom 6. September 1795 wurden die Oestreicher durch den bekannten Rheinübergang, den die Franzosen unter ihrem General Lefebvre beim Eichelkamp ausführten, überrascht. Die Avantgarde dieses Corps commandirte der damalige Adjutant-General, nachmalige Marschall Ney, zu der Zeit erst 26 Jahre alt.

Die Oestreicher hatten das Terrain auf ihrem rechten Flügel bis zur Demarcationslinie nicht recht ins Auge gefaßt, daher sie auf diesem Flügel umgangen und zum Rückzuge genöthigt wurden.

Den folgenden Tag zogen sich die Oestreicher bis Schwelm, einer preußischen Stadt innerhalb der Demarcationslinie, zurück. Der Ort war von preußischen Jägern besetzt und der Offizier protestirte gegen den Durchmarsch, ließ es aber geschehen, als der östreichische commandirende General die schriftliche Erklärung gab, „daß er es nicht habe vermeiden können, die Demarcationslinie zu überschreiten". Der preußische Offizier verließ mit seinem Commando Schwelm und rückte nicht eher wieder ein, bis der Durchmarsch beendigt war; gewiß eine eigenthümliche Art, die Verletzung einer Neutralität geschehen zu lassen.

Die Franzosen waren dagegen damals gewissenhafter. Es war nämlich das Städtchen Gemarke, ein gewerbtreibender und wohlhabender Ort, damals noch bergisch, mit in die Demarcationslinie gezogen und durch ein preußisches Commando besetzt. Bei Verfolgung der Oestreicher will Ney diesen Ort passiren, der preußische Offizier protestirt und Ney läßt sich zurückhalten, indem er folgende schriftliche Versicherung ertheilt:

„Sambre-Armee!

Die Truppen der Republik werden in keinerlei Weise die Demarcationslinie überschreiten, die wir zu respectiren verbunden sind, und in jedem möglichen Falle respectiren werden. Herr

Lieutenant Stammer[1] ist gekommen, um diese Bemerkung entgegenzunehmen, und ich habe ihm das Ehrenwort gegeben, daß die Neutralitätslinie den unter meinen Befehlen stehenden Truppen heilig ist und es stets bleiben wird.

Lennep, den 15. Fructidor im III. Jahre der Republik[2].

Der General-Adjutant
(gez.) Ney.

Nachschrift. Die preußischen Truppen können sich so postiren, wie sie es am zweckmäßigsten finden werden. Die Truppen beobachten gewiß die Demarcationslinie. Die Franzosen haben Befehl, sich sobald zurückzuziehen, als sie auf die preußischen Posten stoßen werden."

Man sieht es der ganzen Abfassung dieser Versicherung an, mit welcher fast an Aengstlichkeit grenzenden Gewissenhaftigkeit die Neutralität beobachtet werden sollte. Desto gewissenloser haben dagegen die Franzosen späterhin gehandelt.

Nach dem Baseler Frieden waren die Kriegsgefangenen der betheiligten Mächte frei geworden und kehrten in ihr Vaterland zurück. Zur Forthülfe dieser Leute und um eine angemessene Ordnung in ihren Märschen eintreten zu lassen, war Wesel als einer der Uebergangspunkte über den Rhein für sie bestimmt, auch waren Commissarien daselbst angestellt. Für die rückkehrenden französischen Kriegsgefangenen war es ein General Sémelé, und hannöverscherseits befand sich dort ein Major von Alten von der Garde du Corps.

Der General Semélé war ein junger, lebhafter und lebenslustiger Mann, voll republikanischer Schwärmerei. Sein Anzug hatte etwas Phantastisches: ein dreieckiger Tressenhut mit einem Federbouquet von tricoloren Straußfedern, in deren Mitte sich ein Busch von aufstehenden Reiherfedern erhob. Um den Leib eine tricolorseidene Schärpe; außerdem einfach gekleidet.

Unsern alten Commandanten verletzte es, das Panier der

---

[1] Dieser Offizier war nämlich von dem in Gemarke commandirenden Offizier dem französischen Befehlshaber entgegengeschickt.

[2] 16. September 1795.

Revolution so öffentlich tragen zu sehen; er wollte es innerhalb der Mauern abgelegt wissen, was er aber nicht erlangte.

Bei der Julirevolution ist sein Name als Commandant einer Militärdivision wieder vorgekommen; ohne Zweifel ist es derselbe General, der damals in Wesel war.

Der hannöversche Major Victor von Alten war ein schöner, stattlicher Mann, würdevoll und in seinen Manieren allgemein ansprechend. Ueberall war er gern gesehen und geachtet. In Wesel machte er während seines dortigen Aufenthalts die Bekanntschaft einer Fräulein von Kinsky, welche nachher seine Gattin wurde.

In allen Kriegen, in welchen die hannöverschen Truppen im Verein mit den Engländern fochten, hat er sich als tapferer und umsichtiger Anführer ausgezeichnet, und sich dadurch einen bleibenden Namen erworben. Er starb als Generallieutenant in hannöverschen Diensten. Er war ein Bruder des commandirenden Generals in der hannöverschen Armee Karl von Alten, der als Anerkennung seiner großen Verdienste in den Grafenstand erhoben wurde.

Den Victor von Alten sah ich im Kriege 1815 seit Wesel zum ersten male wieder. Eine Reihe von 20 Jahren lag dazwischen, kein Wunder, daß ich ihn sehr verändert fand; als Greis war er aber jetzt ebenso stattlich, wie damals als Mann in Wesel.

Bei meiner Rückkehr nach Wesel lernte ich durch meinen mehrfach genannten Gönner Markoff einen Lieutenant von der Artillerie Neander[1] kennen, der sich daselbst auf Commando befand und sich mit einer Bearbeitung des Feldzugs von 1793 am Rheine beschäftigte. Zur Anfertigung der dazu gehörigen Karten und Pläne fehlte es ihm an einem geschickten Zeichner, und da Markoff, der mit Neander in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand, mein Talent in dieser Beziehung kannte, so wußte

[1] Dieser Neander, deren es ehemals mehre in der Artillerie gab, ist kein anderer als der sich durch seine vielfachen Projecte und Erfindungen einen Namen gemacht hat. Er ist in hohem Alter zu Freienwalde an der Oder gestorben.

er es einzurichten, daß ich mich zur Uebernahme dieser Arbeit verstand.

Neander, hocherfreut, versprach mir alles Mögliche; nicht allein, daß er den pecuniären Gewinn, der ihm bei Herausgabe dieses Werks seiner Versicherung nach in reichlichem Maße zufließen würde, mit mir theilen wollte, sondern er würde auch meine Versetzung in den Generalstab bewirken, welches ihm ein Leichtes sei, da der damalige Oberst von Grawert vom Generalstabe, der hierauf den größten Einfluß habe, sein specieller Gönner sei.

Da ich diese Arbeit einmal übernommen hatte, so wollte ich auch Ehre damit einlegen. Ich stand alle Morgen um 4 Uhr auf und zeichnete ununterbrochen bis zur Parade und so viel es der Dienst zuließ.

Die Arbeit fiel auch über meine Erwartung gelungen aus, welches sich daraus abnehmen läßt, daß der berühmte Kupferstecher Jäck zu Berlin, der den Stich übernommen hatte, meinte: „Er wolle versuchen, meine Zeichnung nachzuahmen; sie eben so schön zu stechen wäre nicht möglich!"

Im November 1795 war ich mit der Arbeit fertig geworden; nach Verhältniß der Zeit gewiß alles Mögliche. Neander war mittlerweile nach Berlin zurückgekehrt, und ich genöthigt, ihm meine Arbeit dorthin nachzuschicken. Es dauerte auch nicht lange, so bekam ich Antwort von ihm in den dankendsten und verbindlichsten Ausdrücken, seine frühern Versprechungen wiederholend. In Absicht der Versetzung in den Generalstab schrieb er, daß er diese Angelegenheit nunmehr persönlich mit dem Obersten Grawert betreibe und bald zu reussiren hoffe.

Ich hatte zwar von Anfang an keinen rechten Glauben hieran, doch hielt ich die Sache nicht für unmöglich, da der Oberst Grawert mich eines Tages beim General Knobelsdorff mit Zeichnen beschäftigt angetroffen, meine Arbeit sehr gelobt und mir aufmunternde Worte gesagt hatte.

Als das Werk fertig war, schickte Neander Exemplare an fast alle Souveraine, worauf er werthvolle Geschenke erhielt, vom russischen Kaiser einen kostbaren Brillantring und von einem andern Monarchen eine schöne mit Brillanten besetzte Uhr. Wie viel Exemplare er verkauft gehabt, weiß ich nicht, nur so viel weiß ich, daß ich von alle dem nichts erhielt.

1796—98.

Mein Uebertritt zum Ingenieurcorps.

Nach den mehrfachen Reprimanden, die ich von meinem General hinnehmen mußte — es kann wol sein, daß ich über dem vielen Zeichnen in meinem Dienste etwas nachgelassen hatte — und bei den fast täglich vorkommenden Executionen (Spießruthenlaufen), die mir ein Gräuel waren, sowie bei dem Monotonen des Garnisonlebens fühlte ich mich in meiner Stellung im Regimente etwas unbehaglich, welches mit der Zeit zunahm. Auch fehlte mir in Wesel die Gelegenheit, mich wissenschaftlich mehr auszubilden, was mir immer mehr zum Bedürfnisse ward.

In dieser Stimmung wandte ich mich an meinen bewährten Gönner Markoff, der mir den Vorschlag machte, zum Ingenieurcorps überzutreten und meine Laufbahn in der Linie ganz aufzugeben. Er verhehlte mir nicht, daß das Avancement im Ingenieurcorps sehr schlecht sei und was dergleichen mehr war. Indessen der Gedanke hatte völlig bei mir Wurzel gefaßt, und ich bat ihn, zur Erreichung des einmal vorgesetzten Zieles die geeigneten Schritte zu thun. Dieses geschah; es erhoben sich aber Schwierigkeiten. Unter Friedrich dem Großen war nämlich das Fortkommen im Ingenieurcorps wenig gesichret, indem er nur zu gern Franzosen, Italiener und Holländer in seine Dienste zog. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. wollte das Ingenieurcorps heben und stellte diesen Gebrauch nicht allein ab, sondern gab auch die Zusicherung, daß das Ingenieurcorps hinfüro keinen Einschub mehr erhalten sollte. Auch sollten zur Ergänzung nur auserwählte junge Leute aus dem Cadettencorps genommen werden, wobei zugleich zu Potsdam unter den Augen des Königs eine Ingenieurakademie gestiftet ward, mit der Bestimmung, daß Niemand Offizier im Ingenieurcorps werden könne, der nicht in dieser Akademie gebildet worden. Ausländern war der Eintritt in das Ingenieurcorps gänzlich versagt[1].

---

[1] Um jedoch bedeutenden Ingenieuren des Auslandes nicht ganz den Eintritt in den diesseitigen Dienst zu versperren, ward eine zweite Brigade des Ingenieurcorps für sich bestehend errichtet, wo obige Regeln nicht galten. Bousmard u. A. gehörten dieser zweite Brigade an.

Es lagen hierin für mich sehr harte Bedingungen, fast unübersteigliche Hindernisse. Wollte ich zum Ziele gelangen, so mußte ich ganz von vorn anfangen und meine bisherige Dienstzeit verloren geben. Für mich, der ich die ganze Rheincompagne als Offizier mitgemacht hatte, gewiß eine schwere Zumuthung!

So viel Ueberwindung es mich auch kostete, so unterzog ich mich Dem dennoch, und unterm **21.** April **1796** erhielt ich vom damaligen Ober-Kriegscollegium zu Berlin die Benachrichtigung, daß Se. Majestät der König meine Aufnahme als Eleve in die Ingenieurakademie zu Potsdam genehmigt habe.

Wegen zufälliger Unpäßlichkeit mußte ich meine Abreise von Wesel bis zum 5. Mai verschieben.

In dem ganzen achtjährigen Zeitraume, den ich bei dem Regimente zugebracht hatte, war ich nicht ein mal nach Hause zu meinen Aeltern gekommen. Ich benutzte daher die Reise nach Potsdam, den lange gehegten Wunsch, meine Angehörigen wiederzusehen, in Erfüllung zu bringen. Leider konnte ich mich dort nicht lange aufhalten, indem der neue Lehrcursus in der Akademie bereits am **1.** Mai begonnen hatte und ich nicht zu viel versäumen mochte.

Bei meinem Aufenthalt im väterlichen Hause machte ich die Bekanntschaft der während meiner Abwesenheit geborenen Geschwister, eines Mädchen und zweier Knaben.

Nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen setzte ich meine Reise nach Potsdam, wie ich sie begonnen hatte, auf der ordinären Post fort. Die Schilderung, die mir meine Reisegefährten von diesem Orte machten, lauteten nicht sehr günstig: ich würde eine Stadt von lauter Palästen finden, in denen die Armuth wohne, wie ich es nachher auch bestätigt fand. Den Soldaten der Garde, die damals ihr Standquartier in Potsdam hatte, war aus den Zeiten Friedrich's des Großen, wo es ihnen sehr knapp ging, noch der Spottname „Potsdamer Sechsdreier-Knüppel"[1] geblieben.

Ich hatte schon viel von dem märkischen Sande gehört; allein ein solches Sandmeer, wie von Magdeburg bis Potsdam, hatte ich mir doch nicht für möglich gedacht. Eine junge, sehr hübsche

---

[1] Bezog sich auf den kärglichen Gehalt von sechs Dreiern den Tag.

Französin, die zu meinen Reisegefährten gehörte, gewährte mir eine angenehme Unterhaltung und ließ mich die öde und traurige Gegend leicht vergessen. Daß ich den galanten, schützenden Cavalier dieser Dame machte, die ohne Begleitung war, läßt sich von einem jungen preußischen Offizier wol nicht anders erwarten.

Auch hatte ich auf dieser Reise die Freude, meinem alten Regimentskameraden und Freund, dem Lieutenant Chmielinsky, von dem schon früher die Rede war, zu begegnen. Er kam von einem Commando aus Westpreußen zurück, wohin er die von mehren dortigen Regimentern an unser Regiment zu dessen Completirung abgegebenen Mannschaften zurückgebracht hatte und kehrte nun nach Wesel zurück.

Mein Aufenthalt auf der Akademie zu Potsdam.

Am 24. Mai 1796 langte ich zu Potsdam an, nachdenkend über Das, was ich dort finden würde, und nicht ohne ernsten Blick in die Zukunft, von der ich noch keine Ahnung hatte, wie sie sich gestalten würde.

Der erste Eindruck, den ich beim Eintritte in mein neues Verhältniß empfand, war nichts weniger als einladend. Ich fand eine Zahl junger Leute von 15 und 17 Jahren, die meine Miteleven sein sollten und eben aus dem Cadettencorps zu Berlin gekommen waren. Beinahe 21 Jahre alt, seit drei Jahren schon Offizier und als solcher bereits im Kriege gewesen, ließ meine Stellung zu dieser Gesellschaft etwas unbequem erscheinen. Auch empfing mich der Director der Akademie, der damalige Oberst, nachherige Generalmajor von Scheel, vordem in dänischen Diensten und Verfasser eines classischen Werks über Artillerie, etwas kühl, äußernd, wie es ihm keineswegs angenehm sei, mich zu sehen, indem ich als Offizier Prätensionen machen und mich in die Ordnung des Hauses nicht fügen würde, eine Annahme, die mir etwas sonderbar vorkam.

Um mich nach seiner Idee fügsam zu machen, muthete er mir zu, daß ich die Uniform der übrigen Eleven anlegen sollte, sodaß ich mich von diesen durch nichts als durch das Offizierportepée ausgezeichnet haben würde. Dieses wäre einer Art Degradation ähnlich gewesen, und konnte ich daher unmöglich auf eine

solche Zumuthung eingehen, daher ich bat, solches der Entscheidung des damaligen Obersten von Zastrow, vortragenden Adjutanten des Königs, anheimzugeben. Dies geschah und der König befahl hierauf, daß ich die Armeeuniform anlegen sollte. Diese Uniform war sehr kleidsam, dunkelblau mit rothen Rabatten, Kragen und Aufschlägen, weißes Unterfutter und eben solche Unterkleider, silberne Knöpfe und um den Hut eine breite gebogene silberne Tresse.

Da es mein fester Vorsatz war, Zeit und Gelegenheit für meinen Zweck möglichst zu benutzen, es auch an jeglicher Resignation, die unter den obwaltenden Umständen allerdings nöthig war, nicht fehlen zu lassen, so kam der Oberst von Scheel sehr bald von seinem Vorurtheile gegen mich zurück, sowie ich auch nächstdem viele Beweise seines Wohlwollens empfing. Meinem Vater, der meinetwegen etwas bekümmert war, schrieb ich, „daß ich vorerst an nichts Anderes denken würde, als mich auf mein Fach zu appliciren und tüchtige Kenntnisse einzusammeln, das Uebrige aber dem Schicksale überlasse“.

Sehr ermunternd für mich war mein Empfang bei dem Obersten von Zastrow; er sprach sich sehr lobend über das Motiv meines gethanen Schrittes aus, bei welcher Gelegenheit er sich auch über meinen ältern Bruder beim Regimente Unruh sehr vortheilhaft äußerte.

Jetzt noch einige Worte die Akademie betreffend.

Sie war nach dem Muster der zu ihrer Zeit in großem Rufe stehenden Karlsschule zu Stuttgart gebildet. Bei ihrer Errichtung im Jahre 1788 faßte sie 18 Eleven, die in zwei Classen getheilt waren. Der Lehrcursus war auf vier Jahre festgesetzt und zerfiel nach der Zahl der Classen in zwei Cötus. Die Lehrgegenstände waren: Mathematik, reine und angewandte; Befestigungskunst, permanente und passagere; Festungskrieg; Artillerie; schöne Baukunst; Fortifications-, Terrain- und freies Handzeichnen; französische Sprache; praktische Uebungen im Terrainaufnehmen, im Schanzenbau und in den Belagerungsarbeiten. Anfangs auch Taktik, die später wegen der Vielzahl der Gegenstände aber wegfiel.

Als Leitfaden beim Unterrichte dienten: In den mathematischen Wissenschaften, und zwar in der reinen und angewandten

Mathematik Hahn's Lehrbuch; Differenzial- und Integralrechnung nach dem freien Vortrage des Lehrers; in der Befestigungskunst, im niedern Cötus Struensee's Anfangsgründe; im höhern Cötus die eigenen Hefte des Lehrers; Festungskrieg und Artillerie Struensee's Anfangsgründe. In den übrigen Lehrzweigen wurden keine besondern Leitfaden zum Grunde gelegt.

Alle drei Monate war mündliche Prüfung in Gegenwart der Schulbehörden und der Lehrer. Alle zwei Jahre, am Schlusse des Cötus, fand classenweise eine umfassende schriftliche Prüfung unter Aufsicht des betreffenden Lehrers statt. Diese Prüfung entschied: beim niedern Cötus über den Uebertritt in den höhern Cötus, nnd bei dem höhern über die Qualification und Beförderung zum Ingenieuroffizier. Der Ausfall des Examens entschied die Anciennetät. Wer nicht genügend bestand, konnte den bezüglichen Cötus noch ein mal besuchen, oder er schied aus, wurde auch wol zu einer andern Truppengattung versetzt.

Bei vorzüglichen Leistungen erhielten die Eleven zuweilen als Auszeichnung die Erlaubniß zum Tragen des Offizierportepée, die vom Könige ertheilt wurde.

Die Uniform der Eleven war dunkelblau mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, und Unterfutter von derselben Farbe, schwefelgelbe Unterkleider, weiße metallene Knöpfe, dreieckiger Hut mit silberner Agraffe und ein Offizierdegen ohne Portepée.

An Gehalt bekamen die Eleven monatlich 10 Thaler.

Später, als das Bedürfniß des Ingenieurcorps es erlaubte, wurde die Zahl der Eleven auf 12 herabgesetzt.

Die Akademie hatte ein eigenes Gebäude, in welchem die Lehrsäle waren und der Director nebst einigen Lehrern der Anstalt, sowie sämmtliche Eleven ihre Wohnung hatten. Das Gebäude war unter Friedrich dem Großen Palais des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. als Prinz von Preußen, und ist dadurch merkwürdig geworden, daß König Friedrich Wilhelm III. dort geboren wurde.

Meinem Vorsatze getreu war ich sehr fleißig und machte auch gute Fortschritte. Oft arbeitete ich bis tief in die Nacht und nicht selten stand ich schon um 2 Uhr des Morgens auf.

Die Lehrer glaubten auf mein Verhältniß als Offizier Rücksicht nehmen zu müssen und übergingen mich bei den Repetitionen

und mündlichen Prüfungen. Diese Schonung verlangte ich aber nicht, vielmehr bat ich sehr, mit mir durchaus keine Umstände und zwischen mir und den übrigen Eleven keinen Unterschied zu machen, was denn auch geschah. Gewöhnlich finden die Offiziere etwas Verletzendes darin, wenn der Lehrer beim Unterrichte Fragen an sie richtet, und glauben sich bloßgestellt, wenn sie solche nicht beantworten können, eine Ansicht, die ich nicht theilen kann.

Es entging mir nicht, daß das Ungewöhnliche meines Schrittes, vom Offizier zum Eleven herabzusteigen, Aufsehen erregt hatte, und daß die Blicke auf mich gerichtet waren. Ich mußte mich daher um so mehr zusammennehmen, um mich nicht zu blamiren, auch darzuthun, daß es mir mit dem Tausche völlig Ernst gewesen sei. Ich sollte auch bald die Genugthuung haben, meinen Zweck hierin zu erreichen, als ich eines Tages beim hochseligen Könige als Kronprinz, ungefähr zwei Monate vor seiner Thronbesteigung, zur Tafel gezogen wurde und er an mich in Gegenwart des Generals Rüchel, der damals in Stettin ein Regiment hatte, und unseres damaligen Gesandten am russischen Hofe, Oberst Grafen Tauentzien, die Worte richtete: daß er mir habe zu erkennen geben wollen, wie sehr er solche Offiziere schätze, die auf eine so rühmliche Art ihrem Berufe nachzuleben suchten, als ich mich dessen befleißige. Eine solche Auszeichnung mußte auf mich mächtig einwirken! Als ich meinem Vater dies meldete, wiederholte ich noch, was ich schon früher geschrieben hatte, daß mir die Wissenschaften großes Vergnügen machten, besonders die Mathematik, die ich eine herrliche Wissenschaft, „die Wissenschaft der Harmonie" nannte.

Ueber meine Gesundheit konnte ich leider keine so gute Nachrichten geben. Vielleicht würde es besser damit gestanden haben, wenn ich weniger gearbeitet und etwas Ernstliches gebraucht hätte; allein ich wollte meine Studien nicht unterbrechen.

1798—1805.

Meine Ernennung zum Ingenieuroffizier.

Der Zeitpunkt der ersten schriftlichen Prüfung am Schlusse des ersten Cötus, die ich bestehen sollte, rückte heran und sollte Ostern **1798** stattfinden. Das Ergebniß dieser Prüfung, die eine

entscheidende war, konnte für mich in jeder Beziehung vorzüglich genannt werden, da ich in allen Gegenständen, über welche sich die Prüfung erstreckte, Nr. 1 erhielt. Es hatte für mich die Folge, daß ich, statt erst in zwei Jahren, nämlich nach Beendigung des ganzen Cursus, jetzt gleich, unterm 19. April 1798, als Lieutenant ins Ingenieurcorps versetzt wurde. Obgleich ich als jüngster Offizier eintrat, so mußte ich diese Versetzung doch als eine Auszeichnung betrachten, und da ich einmal diesen Beruf gewählt hatte, so war ich für den Augenblick auch damit zufrieden, zumal meine ganze Stellung dadurch mehr Halt bekam und ich von der Concurrenz der andern Eleven nichts mehr zu befürchten hatte. Ich setzte zwar meine Studien in der Akademie fort, doch wurde ich vom Zeichenunterrichte dispensirt, wogegen ich als Hülfslehrer in dieser Partie eintrat, auch bei der jüngern Classe den Unterricht in den mathematischen Wissenschaften erhielt. In dieser Zeit hatte ich die Freude, meinen frühern Gönner und Regimentschef, den General von Schlieffen, wiederzusehen, der nach Potsdam gekommen war, um dem Könige Friedrich Wilhelm III. zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen; vielleicht auch, um Wiederaufnahme in den Dienst zu finden. Da so ausgezeichnete Generale wie er zu den Seltenheiten gehören, so würde es gewiß ein großer Gewinn für die Armee gewesen sein, wenn er wieder eingetreten wäre. Leider bemerkte ich, daß man diesen würdigen Mann von vielen Seiten verkannte und seinen Werth nicht zu schätzen wußte, wie man denn auch unter anderm ihn wegen seiner Bemühung, die Fremdwörter zu verbannen, bespöttelte.

Als ich ihm meine Aufwartung machte, wurde ich äußerst gütig und mit sichtbarem Wohlwollen von ihm aufgenommen; auch lobte er meinen Entschluß, Ingenieur geworden zu sein.

Es war auffallend, daß die höhergestellten Männer diesen Entschluß nicht allein gut hießen, sondern mir auch viel Schmeichelhaftes darüber sagten, während die Mehrzahl der Uebrigen nicht begreifen konnte, wie ich dem Ingenieurdienste zu Gefallen solche Opfer hätte bringen können.

Mein Wirken im Lehrfache.

Nachdem im Jahre **1800** der Lehrcursus für mich beendigt war, rechnete ich darauf, zum praktischen Dienste in einer der Festungen angestellt zu werden. Statt dessen wurde mir die Bestimmung, als wirklicher Lehrer bei der Akademie zu verbleiben, indem ich den Unterricht in der Mathematik beim niedern Cötus definitiv behielt und zugleich den Unterricht im Terrainaufnehmen ertheilen mußte. Diese Anstellung zog mich zwar von dem eigentlichen Dienste in meinem Fache ab, doch fühlte ich mich durch die Gelegenheit zu einer erweiterten wissenschaftlichen Ausbildung, und ausgezeichneten Personen von Einfluß näher bekannt zu werden, entschädigt, und ich glaube, daß mir Dies in der Folge von Nutzen gewesen ist.

Um mich im Lehrfache mehr zu vervollkommnen, ertheilte ich in einzelnen Fällen auch wol Privatunterricht, wie z. B. dem durch seine Reisen berühmt gewordenen Prinzen Max von Neuwied und einem Grafen von Westphal, welche Beide mir viel Freude gemacht haben.

Mein Unterricht fand Beifall und lenkte die Aufmerksamkeit der Offiziere der Garnison auf sich. Da ich schon einige Kriegserfahrung besaß und in der Linie gedient hatte, so nahm ich hieraus Veranlassung, meinen Unterricht mit Nutzanwendungen zu bereichern, was sehr ansprach.

Als unterm General Rüchel der damalige Oberst Le Coq zu Potsdam eine Junkerschule für die dortige Garnison einrichtete, wurde mir ein Lehramt bei derselben übertragen. Von meinen damaligen Schülern sind einige bis zu Generalen in der Armee gestiegen, die sich noch jetzt jener Zeit auf eine Weise erinnern, die mir nur Vergnügen gewähren kann.

Dem Wunsche mehrer Offiziere der Garnison gemäß ließ ich mich bereitwillig finden, ihnen militärische Vorträge zu halten, als mir bald darauf auch der Antrag gemacht wurde, noch besonders den Offizieren des damaligen Ersten Bataillons Garde, der eigentlichen Leibgarde des Königs, Unterricht zu geben, was ich jedoch aus Mangel an Zeit und da ich mich nicht zu fest an Potsdam binden wollte, ablehnen mußte.

Militärische Gesellschaft zu Berlin.

Ueberall, namentlich in Berlin und Potsdam, gab sich in dieser Zeit unter den Offizieren aller Grade ein so reges Streben nach wissenschaftlichen Forschungen in allen Zweigen des kriegerischen Berufs kund, daß eine reiche Ausbeute in dieser Beziehung zu erwarten stand. Es war im Jahre 1801, als sich zu Berlin ein Verein von Offizieren aller Waffen, denen sich Offiziere anderer Garnisonen anschlossen, bildete und sich als eine „Militärische Gesellschaft" constituirte, ähnlich der früher zu Wesel unter Schlieffen bestandenen „Gesellschaft von Kriegskunst-Verehrern", wovon bereits die Rede war. Die Zahl der Offiziere, die als Gründer der Militärischen Gesellschaft zu Berlin angesehen werden können, betrug 67; darunter befand sich ein königlicher Prinz (Prinz August von Preußen), der Prinz, nachmalige Herzog Karl von Mecklenburg, der jetzt regierende Herzog von Anhalt-Köthen und sechs Generale. Merkwürdig ist, daß von den übrigen 58 Mitgliedern, unter welchen sich drei von der Militärverwaltung und dem Medicinalwesen befanden, es 32 bis zum General gebracht haben.

Daß ich bei meinem Streben nach höherer Ausbildung ihr anzugehören wünschte, läßt sich denken. Zu dem Ende reichte ich im darauf folgenden Jahre 1802 eine Abhandlung ein, wozu ich ein Thema gewählt hatte, das damals viel besprochen wurde und zu mannichfachen Debatten Anlaß gab: „Allgemeine Bemerkungen über die Situations-Zeichnungsmanier, welche die Böschungswinkel der Berge im Grundrisse genau angibt, und eine kurze Untersuchung über die Anwendung der sogenannten Lehmann'schen Manier".

Ich wurde infolge dessen Mitglied der Gesellschaft.

Mit meiner Abhandlung, die in dem dritten Bande der „Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft" abgedruckt ist, trat ich unbewußt in die Schranken mit dem damaligen Major von dem Knesebeck, jetzt General der Infanterie und Generaladjutant des Königs, der ein leidenschaftlicher Verfechter der Lehmann'schen Manier war, während ich, ihren unbestreitbaren Werth anerkennend, darzuthun suchte, daß es ihr in manchen Stücken an praktischer Anwendung gebreche, eine Ansicht, der ich auch

noch jetzt treu bin, obgleich die gedachte Manier zur Zeit fast überall angenommen ist. Bei alledem gebührt ihr das Verdienst, daß sie die frühere Manier mit den sogenannten Schwungstrichen verdrängt hat.

Bald nachher lieferte ich der Militärischen Gesellschaft einen andern Aufsatz, betitelt: „Einige Bemerkungen über den Gebrauch des Hadley'schen Spiegelsextanten", der ebenfalls im dritten Bande der „Denkwürdigkeiten" (S. 172—78) und zwar früher als der erstgenannte Aufsatz abgedruckt ist. In diesem Aufsatze wird auf einige Eigenthümlichkeiten in der Anwendung des gedachten Instruments, insbesondere wenn die Winkelpunkte nicht in einerlei Horizont liegen, aufmerksam gemacht.

Meine schriftstellerischen Arbeiten.

In dieser Zeit schrieb ich meine „Feldfortification", die 1804 in Halle bei Schimmelpfennig im Druck erschien. Dieses Buch hat viel Glück gemacht, wurde in vielen Militärschulen als Lehrbuch eingeführt und wird noch jetzt, nach 40 Jahren, benutzt. Da es mein erster schriftstellerischer Versuch war, so gab ich mich nicht als Verfasser zu erkennen. Nachdem dieses Werk eine gute Aufnahme gefunden hatte, ließ ich die ein Jahr später in der Himburg'schen Buchhandlung zu Berlin erschienene „Baupraktik für Feldingenieure" folgen, die ebenfalls Glück machte und zwei Auflagen erlebte, ungeachtet sie zu einem ungünstigen Momente, kurz vor Ausbruch des unglücklichen Kriegs 1806 erschien, sowie auch die darauf folgenden Jahre ein solches Unternehmen nicht begünstigen konnten. Ist unter solchen Umständen erst eine Reihe von Jahren verflossen, so kommen andere Werke zum Vorschein und lassen nur zu leicht die früher erschienenen unbeachtet.

Ermuthigt durch den guten Erfolg meiner bisherigen literarischen Arbeiten verfaßte ich ein Werk über „Permanente Befestigungskunst", welches in der sturmvollen Zeit von 1806 bald seinen Untergang gefunden hätte.

In meinem damaligen Verhältnisse als Lehrer im Vermessen und Terrainaufnehmen beschäftigte ich mich gern mit Versuchen, den bezüglichen Instrumenten eine verbesserte und vereinfachte Einrichtung zu geben, wovon mehre sich als nützlich erwiesen und

ausgeführt wurden. Es würde zu weit führen, wenn ich alles dieses einzeln herzählen wollte, und will ich nur eines von mir erfundenen Astrolabiums gedenken, welches auch als Boussole, sowie zum Nivelliren und zum Höhenmessen zu gebrauchen war, und zu dessen Ausführung ich vom Könige ein Geschenk von 20 Friedrichsd'or bekam. Es entsprach seinem Zwecke in jeder Hinsicht und fand so viel Beifall, daß der General Rüchel, als damaliger General-Inspecteur sämmtlicher Militär-, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten es für die in Potsdam befindlichen Militärschulen ankaufen ließ.

Bekanntlich liegt der Lehmann'schen Situations-Zeichnungsmanier das Princip zu Grunde, daß sie die Böschungswinkel der Bergabhänge ausdrücken und zu erkennen geben soll. Dies erfordert, daß beim Aufnehmen die Böschungswinkel gemessen werden, sowie es auch erforderlich ist, in unebenem Terrain an Ort und Stelle die bezüglichen Horizontalen aufzufinden. Die bisherigen hierzu bestimmten Instrumente entsprachen aber den an sie zu stellenden Anforderungen nicht genügend, daher es mir wichtig schien, wenn ein Instrument vorhanden wäre, das den vorgedachten doppelten Zweck auf praktische Weise, selbst beim flüchtigen Croquiren, erreichen ließe. Es gelang mir, ein solches Instrument auszudenken, und ich kann sagen, daß es sich seiner ungemeinen Einfachheit und praktischen Brauchbarkeit wegen sehr bewährt gezeigt hat, wofür auch der Umstand spricht, daß es vor nicht langer Zeit, 40 Jahre nach seiner Erfindung, bei der hiesigen vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule eingeführt wurde.

Für das Jahr 1805 wurde von der Militärischen Gesellschaft zu Berlin eine Preisfrage ertheilt über folgenden Gegenstand: „Worin liegen die Ursachen des geringen Widerstands der Festungen in neuern Zeiten? Hat der Angriff wirklich ein entscheidendes Uebergewicht über die Vertheidigung bei den jetzigen Festungen?"

Ich versuchte die Lösung dieser interessanten Aufgabe und hatte die Genugthuung, daß meiner Beantwortung der Preis zuerkannt wurde.

Die gekrönten Preisschriften wurden jederzeit in den „Denkwürdigkeiten" der Gesellschaft des darauf folgenden Jahres abgedruckt, demzufolge würde meine Arbeit in denen des Jahres 1806 erschienen sein, wenn dieses Unglücksjahr nicht die Gesellschaft

aufgelöst hätte. Meinem Manuscripte ist es nicht besser ergangen, indem es nicht wieder zum Vorschein gekommen ist und ich eine Abschrift davon nicht zurückbehalten hatte.

Die Hauptmomente meines Aufsatzes waren, daß der Angriff stets ein Uebergewicht über die Vertheidigung haben werde, wenn den eingeschlichenen Mängeln der Festungen nicht abgeholfen wird. Diese Mängel oder die Gründe des großen Uebergewichts des Angriffs gegen die Vertheidigung seien:

a) Die Vertheidigung wird nicht activ genug geführt;
b) die gewöhnlichen Commandanten sind ihrem Posten selten gewachsen;
c) die Ausfälle müssen mit mehr Klugheit und Energie stattfinden;
d) die Besatzung muß einen Kern aus den besten Truppen der Armee in sich fassen;
e) die Bewohner der Festung müssen für die Vertheidigung interessirt werden;
f) die Truppen müssen mehr in den Schanzarbeiten geübt werden;
g) die Abschnitte in den Werken können zweckmäßiger angelegt werden;
h) man soll die Wirkungen der Ricochetts durch häufigere Traversen verhindern;
i) es darf nicht an hinlänglichen bombenfesten Localen fehlen;
k) die Festungsartillerie und ihre Bedienung ist oft sehr mangelhaft, was die vorzeitige Uebergabe befördert;
l) die Tranchée-Cavaliere befördern ebenfalls die schnelle Uebergabe;
m) man solle sich der Contreminen häufiger bedienen;
n) die Festung schon im Frieden gehörig dotiren.

Ueber das Wesen unserer Militärischen Gesellschaft gab ich meinem Vater unterm 4. Juli 1803 Nachricht, woraus ich Folgendes entnehme: „In Berlin besteht seit zwei Jahren eine Militärische Gesellschaft, deren Mitglieder Freunde der Kriegswissenschaften sind, und woran Offiziere aus allen Waffen Antheil nehmen können, sowie auch Civilpersonen, deren Beruf mit dem Militärfache in irgend einer Beziehung steht. Die Mitglieder werden gewählt und ein jedes derselben muß zum Antritte eine Abhandlung liefern. Generale und Stabsoffiziere brauchen nur

den Wunsch zu äußern, um Mitglieder zu werden. Der Generallieutenant von Rüchel ist Präsident der Gesellschaft und alle Jahre am Geburtstage Friedrich's des Großen wird ein Director gewählt. Voriges Jahr war es der Oberstlieutenant Scharnhorst, dieses Jahr ist es der Oberst von Phull[1]. Unsere Gesellschaft besteht jetzt aus 133 Mitgliedern (bei ihrer Auflösung 188); alle Mittwoch ist Session, wo die eingelaufenen Arbeiten verlesen und beurtheilt werden, wovon eine Auswahl in den „Denkwürdigkeiten" der Gesellschaft gedruckt und den Mitgliedern mitgetheilt wird. Keine dieser Abhandlungen darf anderswo gedruckt noch auf irgend eine Art bekannt gemacht werden; hierfür bürgt das Ehrenwort. Im Winter wird irgend ein lehrreicher Feldzug gelesen u. s. w."

Der damalige Lieutenant Humbert vom Ingenieurcorps, der ebenfalls als Lehrer bei der Ingenieur-Akademie angestellt war, beabsichtigte einen topographischen Plan von Potsdam nebst Umgegend zu bearbeiten und herauszugeben. Unter Benutzung meiner Aufnahmen gelang ihm dieses Unternehmen und ward für ihn eine reichliche Quelle fortlaufenden Gewinns. Vom russischen Kaiser, dem er ein Exemplar dieses Plans überreichen durfte, erhielt er einen werthvollen Brillantring. Der einzige Gewinn, den ich davon hatte, bestand darin, daß der Benutzung meiner Aufnahmen auf dem Plane Erwähnung geschah.

Meine Versetzung zum praktischen Ingenieurdienst nach Danzig.

Mein Verbleiben in Potsdam sollte sein Ende erreichen. Höhern Orts war nämlich beschlossen worden, zu mehrer Beschützung des danziger Hafens die Befestigung des Forts Weichselmünde zu erweitern und solche bis über Neufahrwasser auf dem linken Ufer der Weichsel auszudehnen, welche Arbeiten im Laufe des Jahres 1804 begonnen hatten und mit dem nächsten Frühjahre in verstärktem Maße fortgesetzt werden sollten. Dies erforderte eine Vermehrung des Ingenieurpersonals daselbst, infolge

---

[1] Derselbe war zuletzt General in russischen Diensten und Gesandter im Haag.

dessen ich nach Danzig versetzt wurde. Obwol ich früher mehrmals den Wunsch ausgesprochen hatte, nicht zu lange dem praktischen Dienste entzogen zu bleiben, so kam mir diese Versetzung gerade am Vorabende zu erwartender großer Begebenheiten um so weniger gelegen, als sie mich vom Schauplatze ihrer Entwickelung entfernte. Doch das Verhängniß hatte beschlossen, daß Preußen überall 1805 am Kriege gar keinen Theil nehmen sollte.

Meine Abreise von Potsdam nach Danzig fand am 5. Mai 1805 statt; ich durfte meinen Weg über Stettin und Kolberg nehmen, welche Festungen ich bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen wünschte.

Auf Verwendung des Obersten Kleist, damaligen vortragenden Adjutanten des Königs, nachmals Graf Kleist von Nollendorf[1], welcher mein gütiger Gönner geworden, erhielt ich aus Rücksicht für meine Gesundheit, die noch sehr der Schonung bedurfte, vom Könige die Vergünstigung, die Reise statt auf der ordinären Post mit Vorspann zu machen.

Diese Art zu reisen war für das Land eine große Last, indem die Pferde dazu von den Bauern gestellt wurden, die sie nach den bezeichneten Stationen bringen und dort in Bereitschaft halten mußten. Die Größe dieser Stationen betrug in der Regel zwei Meilen. Da die zusammengebrachten Pferde nicht gewohnt miteinander zu laufen, überhaupt selten eingefahren waren, so kam man nicht selten in Gefahr, umgeworfen zu werden und den Wagen zu zerbrechen. Die Bauern, die die Pferde nach den Stationen gebracht hatten, waren mißtrauisch, daß ihnen von Dem, der den Kutscher machte, Ueberlast geschähe; sie wollten ihr Vieh nicht verlassen, und so traf es sich zuweilen, daß man eben so viele Bauern als Pferde hatte, die entweder nebenher liefen oder sich auf ihre Pferde setzten, auch wol auf den Bock oder auf den Wagen stiegen, was man jedoch nicht zu leiden brauchte.

Daß dies Vorspannwesen, mit dem nicht selten Mißbrauch getrieben wurde, aufgehört hat, ist gewiß keine geringe Wohlthat für Land und Leute.

Nach zwanzigtägiger Reise, meinen Aufenthalt in Stettin und Kolberg eingerechnet, traf ich in Danzig ein. Als ich von

[1] Starb 1823, 60 Jahre alt, als Feldmarschall.

Potsdam abging, waren die Bäume meist schon grün, je näher ich aber der Küste kam und ostwärts ging, desto winterlicher wurde es, und in der That, der Unterschied war höchst auffallend.

Der Festungsbau hatte bereits begonnen als ich in Danzig eintraf, und ich konnte sogleich einen Bauposten übernehmen.

Die Aufnahme, die ich in Danzig fand, zeigte von einem besondern Vertrauen, das in mich gesetzt zu werden schien, indem das ganze Befestigungsproject mit mir durchsprochen wurde, was einige Abänderungen in demselben zur Folge hatte.

Die nach dem Projecte auszuführenden Befestigungen bestanden

auf dem rechten Weichselufer

in einer bastionirten Erdenceinte mit nassem Graben, die das vorhandene Fortquarré umgab und eine gegen die See und die Weichselmündung vorgeschobene Redoute mit einem Reduit;

auf dem linken Weichselufer

aus einem zusammenhängenden Erdretranchement zwischen der Ostsee und dem Saspersee, gleichfalls mit nassem Graben.

Bemerkenswerth dabei war, daß sämmtliche Reduits und Baulichkeiten mit Balken und Erde bombenfest eingedeckt wurden, die ersten dieser Art.

Die höhern Ingenieurbehörden bei einem Festungsbau waren in aufsteigender Linie: ein Festungsbau-Director, ein Brigadier und ein Oberbrigadier[1].

Den Posten des Festungsbaudirectors bekleidete damals ein Lieutenant Pullet, derselbe, der sich bei der ruhmwürdigen Vertheidigung von Danzig 1807 so höchst ehrenvoll auszeichnete und zur Verlängerung des Widerstands dieses Platzes das Meiste beitrug. Als Anerkennung seiner desfallsigen Verdienste wurde er vom Lieutenant gleich zum Major befördert. Er starb als Generalmajor und Ingenieur-Inspecteur.

Brigadier, was jetzt Festungs-Inspecteur ist, war ein Major Kühfuß, ein Mann, der im Festungsbau viele Erfahrungen und praktische Tüchtigkeit besaß, sonst aber keinen hohen Standpunkt in seinem Fache einnahm.

Oberbrigadier, was jetzt Ingenieur-Inspecteur ist, war ein

---

[1] Höhere Instanzen sind noch der Generalinspecteur der Festungen und das Kriegsministerium.

General von Laurens, in jeder Beziehung ein sehr ausgezeichneter Ingenieur im höhern Sinne; der Stellung, die er bekleidete, ganz gewachsen. Ihm gebührt das Verdienst, sich vom alten Vauban'schen Schlendrian zuerst losgemacht und sich der neuern Befestigungsweise zugewendet zu haben[1].

Damals geschah es noch, daß die Arbeiter und Fuhren zum Festungsbau gegen ein höchst unbedeutendes Tagelohn von 2 gGr. vom Lande, aus den nächstgelegenen Provinzen gestellt werden mußten. Leute und Pferde mußten oft auf 30 Meilen weit herangezogen werden. Dies war ein großer Druck für das Land, besonders in menschenarmen Gegenden recht fühlbar. Da die Leute bei dem geringen Tagelohn, welches der Staat gutthat, nicht bestehen konnten, so bekamen sie eine Zulage, die das Land aufzubringen hatte, was den Druck der Arbeiterstellung noch vermehrte. Hinsichtlich der Fuhren hatte es eine ähnliche Bewandtniß. Manche Kreise zogen es daher vor, Menschen und Fuhren nicht in natura zu stellen, sondern sich mit Geld abzufinden. Zur Verhütung von Mißbräuchen durfte der Ingenieuroffizier sich mit dieser Angelegenheit nicht befassen und war deshalb ein eigener Civil-Commissarius angestellt, der die Stellung der Arbeiter gegen Geld besorgte, worüber die Behörden der betreffenden Landestheile sich mit ihm zu einigen hatten. Der Commissarius nahm nun Tagelöhner an, wobei er gegenüber der Fortificationsbehörde dafür einzustehen hatte, daß die Arbeiter sowol der Zahl als der Tüchtigkeit nach den Forderungen entsprachen. Dies Geschäft war sehr einträglich und man rechnete dem Commissarius nach, daß er jährlich gegen 9000 Thaler dabei verdiene.

Unser Commissarius war ein eigenes Subject. Anfangs Porzellanmaler, dann Schauspieler, entführte er eine junge Prinzessin aus einem damals noch regierenden Hause, die nachher einen italienischen Fürsten heirathete, bekam den Titel Hofrath und bald darauf die vorgedachte Stelle als Festungsbau-Commissarius. Später fand man ihn bei den Spielbanken.

---

[1] Er fiel auf dem Felde der Ehre bei der Vertheidigung von Danzig 1807, wo auch der unvergeßliche Bousmard den Heldentod fand.

Die Fuhren wurden vom Lande eigentlich niemals in natura gestellt, sondern an einen Entrepreneur überlassen, der sie in einzelnen Partien wiederum an andere Personen abtrat. Der Staat bezahlte für die vierspännige Fuhre per Tag einen Thaler, dagegen die Entrepreneurs vier Thaler dafür erhielten, sodaß das Land drei Thaler zuschießen mußte.

In frühern Zeiten gaben sich auch wol Ingenieuroffiziere damit ab, dergleichen Fuhren zu stellen, was jedoch späterhin streng untersagt wurde. Ob es nicht Mittel und Wege gab, das Gesetz zu umgehen, will ich dahingestellt sein lassen.

Die vorerwähnten niedrigen Sätze für Arbeiter und Fuhren, die der Staat gutthat und die bei den Kostenanschlägen zu Grunde gelegt wurden, und da das Bauholz aus den königlichen Forsten unentgeldlich geliefert wurde, ließen die Baukosten einer Festung im Vergleich gegen jetzt ungemein gering erscheinen. Rechnet man aber, was das Land zuschießen und leisten mußte, so dürfte sich das Gegentheil erweisen.

Die beim Bau angestellten Ingenieuroffiziere erhielten zu ihrem Gehalte monatlich 20 Thlr. Bauzulage. Außerdem bewilligte der Baudirector seinen Offizieren auch wol einen Laufburschen oder sogenannten Calfactor, der aus der Zahl der Arbeiter genommen wurde. Die meisten Offiziere ließen sich diesen nach dem Betrage des Tagelohns in Geld vergüten. Als besondere Vergünstigung waren mir zwei dergleichen Calfactors bewilligt. Auch die Handwerker mußte das Land stellen, was aber selten in natura geschah, sondern es wurde damit wie bei den gewöhnlichen Arbeitern verfahren.

Zu den kunstmäßigen Erdarbeiten, zu den Hülfsleistungen bei Vermessungen, Absteckungen und Nivellirungen, sowie zum Minenbau wurden von den damaligen Mineurcompagnien die nöthigen Mannschaften commandirt, die bei der Truppe als Beurlaubte geführt wurden, und deren Gehalte und sonstige Competenzen nach damaliger Sitte in die Taschen der Compagniechefs flossen.

Zweiter Abschnitt.

Preußens Prüfungszeit und Fall.
1805—12.

1805.

Preußens Neutralität.

Die großen Anstrengungen, welche Preußen in Polen zu machen hatte, und die sich immer kälter gestaltenden Verhältnisse zu Oestreich und England, wovon ersteres seine Politik, abweichend von der ursprünglichen Absicht, Bekämpfung der französischen Revolution[1], dahin geändert hatte, daß es auf eigene Eroberungen dachte und letzteres gleichfalls seine eigenen, größtentheils merkantilischen Zwecke verfolgte, dabei in Entrichtung der Subsidien, die Preußen in seiner finanziellen Bedrängniß im Frühjahr 1794 von den Seemächten annahm, immer schwieriger wurde, waren zunächst die Ursachen, daß man mit der damaligen französischen Republik in Unterhandlungen trat, die den Abschluß des Baseler Friedens vom 5. April 1795 zur Folge hatten.

Leider waren Preußen und Oestreich, als sie den Krieg gegen die Revolution begannen, in Betreff ihres Verhaltens in der polnischen Angelegenheit nichts weniger als einig. Hierdurch

---

[1] Pillnitzer Tractat vom 27. August 1791, dem ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Oestreich unterm 25. Juli zu Wien vorausgegangen und ein ähnliches unterm 7. Februar des folgenden Jahres zu Berlin folgte.

war der Keim zum nachmaligen Zerwürfnisse bereits bei der Bildung der Allianz gelegt. Dazu kam, daß Oestreich den Kampf gegen Frankreich mit schwächern Kräften, als es zugesagt hatte, führte, und die unglücklichen Erfolge des Feldzugs zu gegenseitigen Beschuldigungen Veranlassung gaben. Als dann schließlich der ursprüngliche Zweck, die Erhaltung des monarchischen Princips in Frankreich, sich als unerreichbar erwies und nun Oestreich nur noch auf Eroberung als Entschädigung der gebrachten Opfer dachte, schien für Preußen zureichende Veranlassung vorhanden, von der Coalition abzutreten [1].

Preußen verzichtete dadurch leider, gegen den kleinen Gewinn, von den Kriegslasten einstweilen befreit zu werden, auf die seiner Macht gebührende Stellung, das nordwestliche Deutschland gegen den Reichsfeind kräftigst zu schützen. Wol ward es deshalb vielfach geschmäht, und that sich selbst im eigenen Lande eine Mißstimmung kund, doch machten Kurzsichtige und wenig erleuchtete Rathgeber, die sich in den Fragen der Politik nicht einig waren, und solche auch nicht zu würdigen wußten, den König, dessen zu weit gehender väterlicher Sinn den Unterthanen neue Lasten nicht auflegen wollte, unsicher und in seinen Entschließungen schwanken. Daher kam es, daß Preußen, auch als nach Aufhebung des Congresses zu Rastatt [2] der Krieg wieder ausbrach, sich nicht entschließen konnte, Oestreich und Deutschland beizustehen, und als es endlich, bei den glücklichen Erfolgen der Coalition gegen Frankreich und vorzüglich auf Andrängen Rußlands, auf dem Punkte stand, seine Neutralität aufzugeben, wurden die Schlachten bei Marengo und Hohenlinden (14. Juni und 3. December 1800) geschlagen, die den Frieden von Lüneville vom 9. Februar 1801 [3] herbeiführte, infolge dessen auch

[1] Preußen büßte bei dieser Gelegenheit seine jenseits des Rheins belegenen Provinzen ein, welche es an Frankreich gegen das Versprechen späterer Entschädigung abtrat.

[2] 7. April 1799.

[3] In Gemäßheit dieses Friedens erhielt Preußen die ihm im Baseler Frieden zugesagten Entschädigungen, durch die ihm mittelst Reichsdeputationsbeschluß vom 25. März 1803 abgetretenen Fürstenthümer Münster, Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Grafschaften Treffurth, Untergleichen, das Gebiet von Erfurt, die Städte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, die

die Demarcationslinie, die seit dem Baseler Frieden zum Schutze des nördlichen Deutschlands unter der Garantie Preußens bestanden hatte, aufgelöst wurde.

Das schwankende und unschlüssige Benehmen Preußens, welches an Schwäche grenzte, zog ihm von den andern Großmächten eine Art Geringschätzung zu, die mancherlei demüthigende Verwickelungen herbeiführte. So trat es gewiß gegen seinen Willen und sein eigenes Interesse im Jahre 1800 der Nordischen Neutralität bei, die der Kaiser Paul, ein Verehrer Napoleon's, in Verbindung mit Schweden und Dänemark gegen England, wegen verweigerter Zurückgabe der Insel Malta an den Orden, zu dessen Großmeister sich Paul erklärt hatte, errichtete, indem es nur auf solche Weise die von Rußland und seinen Verbündeten gedrohte Besetzung der Nordseestaaten Deutschlands verhindern konnte. Es besetzte in Folge dessen selbst Hannover, Oldenburg und Bremen im Frühjahr 1801 auf die Dauer eines Jahrs. England sah die ganze Verbindung natürlich als eine feindselige Maßregel gegen sich an, und legte Beschlag auf alle in seinen Häfen liegende Schiffe der Neutralen. Ungeheure Verluste erwuchsen hierdurch dem Handelsstande und dem schifffahrttreibenden Publikum, die verheißene Neutralität Preußens erlitt einen Stoß und zog ihm einen bedauerlichen Bruch mit England, dem Verbüudeten Oestreichs und mächtigsten Gegner des immer zunehmenden Uebergewichts Frankreichs zu. Ohne es zu wollen, arbeitete Preußen Frankreich in die Hände und machte sich die Gemüther in Deutschland immer mehr abwendig.

Frankreich sah dieses natürlich gern; um seinen Einfluß auf Deutschland mehr auszubreiten und festzustellen, suchte es Preußen und Oestreich stets zu trennen und ferner die Mittelstaaten des Südwesten Deutschlands als eine dritte deutsche Macht zu constituiren und an sein Interesse zu fesseln. Es suchte uns dabei glauben zu machen, Frankreich und Preußen wären

---

Stifte Essen, Verden und Elten, die Abteien Herfort und Quedlinburg, und die Propstei Kappenburg, zusammen 230 □Meilen und über ½ Million Einwohner, wogegen das jenseits des Rheins nur 48 □Meilen mit 127,000 Einwohner verloren hatte.

natürliche Freunde und müßten zusammenhalten. Leider gab es unter unsern angesehensten Diplomaten sehr gewichtige, die geradezu aussprachen, wie es im Interesse Preußens liege, sich an Frankreich anzuschließen.

Die Gegner dieses gefährlichen Ausspruchs und der gesunde Sinn des Volks sahen aber weiter und durchschauten die hinterlistigen Absichten Frankreichs. Leider traten durch diese Gegensätze Verhältnisse ein, die den politischen Horizont Preußens immer mehr verdunkeln mußten und Maßregeln ohne Entschiedenheit herbeiführten.

Der Friede von Amiens am 27. März 1802 brachte zwar eine momentane Waffenruhe, führte aber keine genügende Lösung der Weltfragen herbei, verwickelte sie vielmehr durch die willkürlichen Handlungen Frankreichs nur noch mehr. Hierdurch sah sich England veranlaßt Frankreich von neuem (am 18. Mai 1803) den Krieg zu erklären, bei dem jedoch die Continentalmächte unbetheiligt blieben.

Ohne sich um den mit dem Deutschen Reiche geschlossenen Frieden zu bekümmern, ließ Napoleon, der seit dem 9. November (18. Brümaire) 1799 als erster Consul Frankreich regierte, ein französisches Heer unter dem General, nachmaligen Marschall Mortier in Hannover einrücken und dieses Land als eine dem Könige von England zugehörige Provinz, nach Abschluß der Sulinger Convention vom 3. Juni 1803 förmlich in Besitz nehmen [1].

Preußen, in welchem Deutschland nach Oestreichs Schwächung jetzt seinen Retter hätte finden können, unterließ es, gegen das Einrücken einer französischen Kriegsmacht in Hannover, als eine Verletzung des deutschen Gebiets, Einspruch zu thun und sich demselben entgegenzusetzen. Dieses gab seiner politischen Be-

---

[1] Dieses unglückselige Verhältniß, daß der König von England zugleich Landesherr von Hannover war, hat den Franzosen schon ein mal, im Siebenjährigen Kriege, zum Vorwande gedient, in Deutschland einzubringen, und so das deutsche Gebiet widerrechtlich zu verletzen. Gewiß widerrechtlich, da Hannover nicht zu England, sondern zu Deutschland gehörte. Glücklicherweise hat dieses Verhältniß gegenwärtig aufgehört, hoffentlich für immer!

deutung abermals einen empfindlichen Stoß und vermehrte die gegen diese Macht vorherrschende Verstimmung nur noch mehr.

Hannover war vielen Bedrückungen ausgesetzt, und eine gezwungene Anleihe, die das französische Gouvernement erheben ließ, erschöpfte das heimgesuchte Land, welches schon unter der Last der Einquartierung seufte, in sehr bedeutendem Maße.

Seit dem Tode Paul's, am 24. März 1801, hatten sich Rußland und England einander mehr genähert, und als Napoleon, der sich am 2. December 1804 den Kaisertitel hatte beilegen lassen, den Beschwerden Rußlands, welche unter andern auch die Besetzung Hannovers betrafen, keine Rücksicht gewähren wollte, schlossen Rußland, England, Oestreich und Schweden am 11. April, 9. August und 3. October 1804 einen Bund, sich den Anmaßungen Frankreichs entgegenzusetzen. Preußen, auf dessen Beitritt stark gerechnet worden war, versagte jede Theilnahme an der Coalition und verharrte nach wie vor in unerschütterlicher Parteilosigkeit!

Jetzt sollten die Verwickelungen, in welche Preußen sich durch seine Isolirung und sein Festhalten an ein unhaltbares System gestürzt hatte, seinen höchsten Gipfel erreichen und es immer tiefer hineinziehen.

Bereits hatten am 25. und 26. September 1805 zahlreiche französische Heere den Rhein überschritten und der Krieg begann abermals auf deutschem Boden. Entschlossen, jeden Versuch von Verletzung der Neutralität, sei es von welcher Seite es geschehe, mit Nachdruck zurückzuweisen, hatte Preußen den größten Theil seiner Armee auf den Kriegsfuß gesetzt und solche zunächst in der Nähe des Kriegsschauplatzes, von woher wol eine derartige Verletzung besorgt werden konnte, zusammengezogen, als Rußland für seine Truppen behufs Vereinigung mit den Oestreichern, um auf dem kürzesten Wege dazu zu gelangen, freien Durchmarsch durch das preußische Gebiet begehrte. Dieses wurde, als den Grundsätzen der Neutralität zuwider, entschieden abgelehnt. Rußland, nicht ablassend, drohte endlich den Durchmarsch zu erzwingen und jeden Widerstand mit Gewalt zurückzuweisen. Während dessen durchzogen die Franzosen, ohne anzufragen, über Uffenburg und Gungenhausen unsere fränkische Provinz Ansbach, am 3. October 1805.

Durch diese schändliche, alles Völkerrecht Hohn sprechende Handlungsweise wurde Preußen auf das schrecklichste compromittirt, verhöhnt und zuletzt ins Verderben gestürzt.

Mit Recht über ein solch verrätherisches Betragen Napoleon's entrüstet, gestattete der König jetzt nicht allein den Russen den Durchmarsch durch seine östlichen Provinzen, sondern trat auch am 3. November bei Anwesenheit des russischen Monarchen in Potsdam, sich über dem Sarge Friedrich's des Großen mit diesem die Hände reichend und Freundschaft und Treue bis in den Tod gelobend, bedingungsweise und nach zuvor noch zu versuchender Vermittelung, der Coalition bei. Preußen, im Begriff, seine in Schlesien zusammengezogenen Truppen zu dem russisch-östreichischen Heere in Mähren stoßen und zwei andere Armeen am Main und am Niederrhein auftreten zu lassen, wurde stutzig, als, in dem Augenblicke, wo jener aus der Seele des Volks hervorgegangene Entschluß zur Ausführung kommen und die Ungewißheit in unserm Handeln glücklich ein Ende erreichen sollte, es Napoleon gelang, am 2. December über die vereinigte östreichisch-russische Armee bei Austerlitz den entscheidenden Sieg zu erfechten.

Ein wahrer Donnerschlag für Preußen! Zu weit gegen Frankreich gegangen, um sich hinter einer Maske noch verbergen zu können, mußte es, abermals isolirt, der ganzen Rache Napoleon's gewärtig sein.

Die kritische Lage, in der Preußen sich in diesem Augenblicke befand, war nicht zu verkennen, und aus ihr sich mit Ehren herauszureißen, gewiß eine schwierige Aufgabe. Schon war der Graf Haugwitz zur Uebergabe der Vermittelungsvorschläge Preußens zu Napoleon nach Wien gesandt, ihm dabei zwischen der Annahme derselben oder einem Kriege mit Preußen die Wahl zu stellen. Diese Sendung versetzte die Gemüther bei uns in eine große Spannung und mit Ungeduld erwartete man den Erfolg derselben; man schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, Jeder nach seiner Weise. Leider theilten eine Kriegs- und eine Friedenspartei, welche letztere es mit Frankreich gehalten haben wollte, das Cabinet und die Umgebung des Königs. Der größte Theil der Armee und alle Diejenigen, welche in der Verbindung mit Frankreich nur Unheil für uns und für Deutschland sahen, wollten den Krieg.

Unter den einflußreichsten Männern des Militärs standen Kleist, dessen schon früher Erwähnung geschehen, und Massenbach, Oberst im Generalstabe, dem Könige am nächsten. Jener hielt den Krieg, wenigstens ein der Würde und Macht Preußens entsprechendes kräftiges Auftreten für das einzige, was Noth thue und war über unser unentschiedenes und schwankendes, daher ängstliches Benehmen in Verzweiflung; Dieser dagegen, ein phantastischer Mann, schwärmte für ein Anschließen an Frankreich.

Haugwitz, der noch im Laufe des Novembers in Wien eintraf, wurde bei Napoleon nicht vorgelassen und konnte sich daher des ihm ertheilten Auftrags nicht entledigen. Dieses Verfahren Napoleon's gegen einen preußischen Gesandten war verletzend für uns und hätte ein kräftigeres Auftreten verdient. Erst nachdem die Schlacht bei Austerlitz geliefert und so unglücklich für die Coalition ausgefallen war, wurde Haugwitz zu Napoleon nach Schönbrunn entboten. Napoleon beschwerte sich bei dieser Gelegenheit bitter über die feindseligen Gesinnungen, die Preußen gegen Frankreich gezeigt und kam allen Anträgen durch die Erklärung zuvor, daß er, der Gesandte, binnen wenigen Stunden zwischen Krieg oder Bündniß mit Frankreich zu wählen habe. Vergebens stellte der bestürzte Gesandte vor, daß ihm dazu weder Auftrag noch Vollmacht ertheilt sei; Napoleon beharrte auf seiner Forderung, ohne auch nur eine eintägige Frist zu gestatten. Napoleon erreichte seinen Zweck, Haugwitz ließ sich einschüchtern und unterzeichnete am 15. December, an dem Tage, der zum Einmarsche der preußischen Truppen in Mähren bestimmt war, den Tractat, vermöge dessen Preußen das Fürstenthum Neuffchâtel und das Herzogthum Cleve, so wie das Fürstenthum Ansbach, letzteres an Baiern, abtrat, wogegen Frankreich an Preußen Hannover, welches Napoleon nach dem Rechte der Eroberung als sein Eigenthum betrachtete, übergab.

König Friedrich Wilhelm III. hatte den Vertrag, gegen den sein Rechtsgefühl sich empörte, anfangs verworfen; aber die kritische Lage, in welcher sich Preußen nach Oestreichs Zurücktritt zufolge des am 26. December 1805 abgeschlossenen Preßburger Friedens befand, und den Vorspiegelungen Anderer nachgebend, wie der preußische Staat durch Hannover arrondirt werde, be-

wog endlich den König es anzunehmen, und Hannover als eine preußische Provinz zu besetzen, zumal ein Krieg mit Napoleon allein und auf eigene Hand zu führen, für zu bedenklich und unpolitisch erachtet werden mußte.

Ich war zu der Zeit noch in Potsdam und weiß es, wie es dem Könige große Ueberwindung gekostet hat, sich hierzu zu entschließen, auch betrachtete er den Besitz Hannovers als nur in Verwahrung genommen [1], bis es von England in einem förmlichen Friedensschlusse abgetreten sein würde.

Hannover war natürlich für uns ein sehr ungewisser Besitz, und verschlimmerte die politische Lage Preußens bis auf den höchsten Punkt. Es verfeindete uns mit England, führte einen Bruch mit Schweden herbei, dessen König, der nachmalige Oberst Gustavssohn, in seiner Erbitterung soweit ging, daß er unserm Monarchen den Schwarzen Adler-Orden, wie später an Alexander den Andreas-Orden, zurückschickte, weil Napoleon ihn auch erhalten und die Ritterehre es verbiete, Waffenbruder eines Mörders zu sein, entzweite Preußen mit sich selbst, im Cabinet und im Volke, setzte sein Ansehn in der öffentlichen Meinung herab, und ließ ein gespanntes Verhältniß mit Rußland fürchten. Ach! es war eine verhängnißvolle, traurige Zeit, in der wir Preußen damals schmachteten.

Die traurigen Folgen des Vertrags mit Napoleon blieben nicht lange aus. England erklärte uns den Krieg, und der König von Schweden, als Englands Verbündeter, verweigerte die Räumung des zu Hannover gehörenden Fürstenthums Lauenburg, blokirte auch unsere Häfen.

Nach dieser Darstellung der verwickelten und ungünstigen politischen Verhältnisse Preußens und seiner gesunkenen Bedeutung, kehre ich zu Demjenigen zurück, was mit mir persönlich in näherer Beziehung gestanden hat.

Die ersten Conflicte mit Rußland, die aus dem angedrohten gewaltsamen Durchmarsche seiner Truppen durch unser Land entstanden, ließen einen Krieg mit dieser Macht befürchten. Unsere

---

[1] Dieses hinderte jedoch nicht, die hannöverschen Wappen abnehmen und den preußischen Adler statt deren aufrichten zu lassen.

Ostseehäfen und Küsten wurden demzufolge in Vertheidigungszustand gesetzt und armirt. Eine besondere Berücksichtigung fand in dieser Beziehung auch Danzig [1], als der wichtigste Punkt auf dem ganzen Küstenstriche. Von der Consternation und dem Schrecken, den diese Armirungsmaßregeln bei der Kaufmannschaft und dem schifffahrttreibenden Publicum daselbst, sowie bei Allen, die irgend dabei betheiligt waren, hervorbrachte, kann man sich keinen Begriff machen. Es ist aber meist so, je weniger der Mensch an eine Gefahr denkt, und je sicherer er sich dagegen glaubt, desto niederschlagender wirkt sie, wenn sie plötzlich auf ihn einstürzt.

1806.

Armirung von Danzig.

Im Umsehen, wie man zu sagen pflegt, war der Armirungsplan entworfen, der Bedarf an Materialien festgestellt und deren Herbeischaffung angeordnet, auch Alles besorgt und bedacht, was hierauf Bezug haben konnte. Der Festungsbau nahm mit einem male einen kriegerischen Character an, und alle Arbeitskräfte wurden nur zu dem alleinigen Zwecke der Armirung verwandt [2]. Für mich war dieses eine sehr instructive und interessante Zeit. Wer hätte damals daran gedacht, daß diese Armirung am Ende gegen französische Waffen in Anwendung treten sollte. In dem Augenblicke, wo man einem Bruche mit Rußland entgegensah, erregte es kein geringes Aufsehen, als unerwartet ein russisches Kriegsschiff vor dem Hafen erschien. Man gewahrte, daß es Anker warf und ein Boot aussetzte, in welches einige Personen stiegen, die dem Lande zusteuerten.

Da sich dieses auf meinem Posten zutrug, so machte ich dem Commandanten von Weichselmünde, dem damaligen Obersten von Bonhorst, einem alten schwachen Mann, der aus danziger Diensten in die unsrigen übernommen war, von dem Vorgange sogleich Meldung. Noch ehe ich von dorther Verhaltungsbefehle hatte,

---

[1] Wo ich damals als Ingenieuroffizier in Garnison stand.

[2] Nahe an 40,000 Palisaden und Sturmpfähle und eine Menge Balkenholz zu Blockhäusern, Caponièren, bombenfesten Eindeckungen 2c. wurden beschafft und zugerichtet; anderer Arbeitsobjekte nicht zu gedenken.

landete das Boot (es war eine Schaluppe), was ich zwar zuließ, jedoch nicht gestattete, daß Jemand ans Land stieg. Der Offizier, der am Bord der Schaluppe war und etwas französisch sprach, rief mir zu, daß das Kriegsschiff Haverie erlitten habe und einen Nothhafen suche, deshalb Einlaß begehre.

Der Commandant verlangte, daß der Offizier zu ihm geführt werde und ich denselben begleiten sollte, doch sollten dem Offizier, wegen der bedenklichen Verhältnisse mit Rußland, auf dem Wege zu ihm die Augen verbunden werden.

Nächstdem wurde Meldung an den Gouverneur von Danzig, welches damals der Generallieutenant von Reinhardt war, gemacht, der darauf gestattete, daß das Schiff eingelassen werde, was auch sogleich geschah. Das Schiff war eine Fregatte von 28 Kanonen und von einem Kapitän Ogylvie, einem Engländer von Geburt, geführt, hatte außerdem 4 Offiziere und einige 60 Mann, nebst 1 Schiffsarzt und 1 Popen am Bord. Der Arzt, ein geborener Kurländer, sprach sehr gut deutsch. Die Offiziere und Mannschaften logirten sich in Neufahrwasser ein, wo sie den Winter über blieben. Der Capitän, ein kränklicher Mann, starb während dieser Zeit. Er wurde nach dem Ritus der griechischen Kirche bestattet [1], und bevor der Sarg zugemacht wurde, trat die Mannschaft des Schiffs heran und küßte ihrem verblichenen Führer zum Abschiede die Hand, was ein rührender Anblick war. Von unserer Seite folgte ein Detachement Truppen, die beim Einsenken des Sarges in die Gruft die üblichen militärischen Honneurs machten.

Die politische Verwickelung mit Rußland hatte, wie oben bemerkt, nicht zu einem Kriege mit dieser Macht geführt, dagegen war Preußen jetzt mit Schweden in ein feindseliges Verhältniß getreten, in Folge dessen ganz unerwartet, im Mai 1806, vor unsern Augen eine schwedische Fregatte, Namens Freya, auf Danzigs Rhede erschien, den Hafen zu blokiren. Kein Schiff konnte mehr auslaufen, und der Handel litt gewaltig. Diesseits wurden Anschläge gemacht, sich der Fregatte durch nächtlichen Ueberfall zu bemächtigen; die Schweden waren aber auf ihrer Hut.

[1] Obgleich man von den Geberden des Popen nur die Bedeutung, von den dabei gesprochenen Worten aber nichts verstand, so machte die ganze Ceremonie doch auf uns einen ergreifenden Eindruck.

Eines Morgens, mit Anbruch des Tages entstand großer Lärm, und es hieß, die Schweden hätten unsere Geschütze auf einer der Batterien am Strande vernagelt; es erwies sich jedoch als unwahr.

Um möglichen Versuchen der Art zu begegnen, dachte man abermals daran, einen coup de main gegen die Fregatte auszuführen, wozu der Plan von unternehmenden jungen Danzigern und Schiffern ausging [1]. Man wollte Boote bemannen, damit von mehren Seiten auf die Fregatte lossteuern und sie förmlich escaladiren, welches noch vor Anbruch des Tages geschehen sollte. Der Commandant war aber zu ängstlich, und da noch keine eigentliche Kriegserklärung zu unserer Kenntniß gelangt war, so kam die Unternehmung nicht zur Ausführung.

Auf der Fregatte mußte man Wind davon bekommen haben, denn man gewahrte seitdem, daß ein Boot während der ganzen Nacht sich um dieselbe herumbewegte.

Die politischen Verhältnisse mit Frankreich fingen abermals an, durch die Uebergriffe Napoleon's und seine rücksichtslose Handlungsweise, namentlich durch die Einverleibung Wesels mit Frankreich (29. Juli 1805), durch das Verbleiben der französischen Heere in Baiern, Franken, Schwaben und auf andern Punkten Deutschlands, sehr verwickelt und bedrohlich zu werden. Eine schwere Aufgabe für unsere Diplomatie trat wiederum hervor.

Um auf einer Seite Luft zu bekommen und den fortdauernden, an Verhöhnung grenzenden Vexationen des Schwedenkönigs gegen Preußen ein Ziel zu setzen, wurde im Mai 1806 zwischen Stettin und Pasewalk eine Armee von 20 Bataillonen, 25 Schwadronen und mehren Batterien zusammengezogen und der Oberbefehl darüber dem General Grafen Kalckreuth ertheilt. Ein Belagerungspark wurde ausgerüstet und war gegen Stralsund bestimmt. Mehre Ingenieuroffiziere wurden zur Belagerung dieser Festung auserwählt, zu welchen ich zu gehören das Vergnügen hatte.

---

[1] Hierbei stellte es sich recht deutlich heraus, wie nützlich, man möchte sagen nothwendig, Kanonjollen oder dergleichen Boote sein würden. Wenn sie auch eine Blokade von der Seeseite nicht verhindern können, so vermögen sie doch die Küste gegen Surprisen zu schützen.

Daß dort unser gefährlichster Feind nicht zu suchen war, leuchtete ein, jedoch nahm ich das mir zugedachte Commando gern entgegen, als eine Gelegenheit, den Belagerungskrieg praktisch zu üben.

In unserem Cabinet sah es aber leider schlimm, sehr schlimm aus! Man sah das Gewitter näher kommen, man fühlte, in welche Verlegenheiten man durch wiederholte Mißgriffe in unserer Politik und durch Mangel an Thatkraft gerathen war. Auf diese Art schwankte das Staatsschiff inmitten der den Untergang drohenden Klippen, ohne Steuermann und Lootsen. Man wußte nicht, wie man das kommende Ungewitter abwenden oder beschwören sollte, was heute beschlossen war, wurde morgen wieder zurückgenommen, und so ging es fort. Das Cabinet war getheilt und konnte sich nicht einigen. Mit tiefer Wehmuth und blutendem Herzen sah der preußische Patriot in die dunkle Zukunft. Der arme König!

Man verwünschte Haugwitz, der uns durch Hannover und durch seine politische Richtung so Schlimmes bereitet hatte, er sollte nun wieder helfen. Zu Denjenigen, welche auf entschiedenes Handeln drangen, gehörte auch der schon genannte Adjutant des Königs, Kleist, leider konnte er nicht durchdringen. Seine Briefe aus dieser Zeit, an Tauentzien, sprachen dies genugsam aus, sowie sie auch einen Begriff von den damaligen Zuständen in dieser Beziehung bei uns gaben. So schrieb er unter anderm am 18. April 1806: „Wenn die Sache dort (gegen den Schwedenkönig) losgeht, so werden wir doch einmal wissen, wohin wir Front machen müssen, hiernach sehne ich mich recht, denn die Ungewißheit und das ewige Aendern wird am Ende unerträglich.“ Und am 13. Mai: „Gott gebe nur, daß die diplomatischen Waffen nicht wieder die militärischen lähmen mögen, wie dies nun schon so oft der Fall gewesen ist. Wir werden so lange diplomatisiren, bis wir vom Uebermaß dergestalt erkranken werden, daß kein gewaltsames Mittel mehr anwendbar sein wird. Wenn unser Herrgott sich nicht darein mischt, weiß ich wahrlich nicht, was daraus werden soll.“ Unterm 4. Juli: „Man muß übrigens zu allem was geschieht schweigen — und dulden! — Ich fürchte gleichfalls, daß wir binnen Kurzem wichtige Ereignisse erleben werden, welche dann fürchterliche Explosionen nach

sich ziehen dürften, an deren Möglichkeit man jetzt wol nicht zu zweifeln, aber dennoch dabei sorglos zu sein scheint." Ferner am 26. August: „Da, wie es scheint, wir der Gefahr des erneuerten Angriffs von Seiten der Franzosen überhoben sein werden, zum wenigsten bis dieser stattfindet auch eine Truppenmasse zusammen haben können, so ist bei der Bestimmnng der Anordnungen die Offensive unserer Seits mehr als die Defensive berücksichtigt worden, indessen fehlt noch immer das Wort Krieg, und bis dieses nicht ausgesprochen ist, fürchte ich, daß wir bei den neuern Ereignissen in Deutschland wieder die isolirte Rolle spielen werden, welcher wir uns bis jetzt beflissen haben, und am Ende das Opfer davon sein müssen. Ich habe wieder erneuert einige sehr lebhafte Scenen mit dem Minister Haugwitz in Gegenwart des Königs gehabt, allein es hilft alles nichts, die Opposition ist zu stark gegen mich, und wenn es auch den Schein gewinnt, als wollte man endlich mit Energie und ernsthaft Handeln, so deutet die Sendung des mit dem Rothen Adler-Orden verzierten Generals Knobelsdorff mehr als zu sehr dahin, daß man sich mit leeren pour parlers wieder einlassen will, ich finde wenigstens die Zurückberufung Lucchessini's[1] gar nicht à sa place, und auf keinen Fall würde ich diesen geschmeidigen Mann hingeschickt haben."

Als Beitrag zu dem oben Gesagten und zur damaligen preußischen Politik mag noch ein Brief Massenbach's an Tauentzien vom 4. Juli 1806 angeführt werden, worin es unter anderm heißt: „Da hat uns die saubere Diplomatie wieder gegen den wahnsinnigen König von Schweden aufmarschiren lassen, und jetzt hat eine fürchterliche Angst wieder die Diplomatie überfallen, daß sie soweit gegangen ist. Erst schickt man uns dahin und dann fragt man erst in Petersburg an, ob man es dort nicht übel nimmt, wenn wir losschlagen."

---

[1] Unter Friedrich II. aus Italien kommend, als Vorleser und Bibliothekar mit dem Titel als Kammerherr angestellt. Unter Friedrich Wilhelm II. Gesandter in Wien (1793); unter Friedrich Wilhelm III. Gesandter in Paris (1802), ging nach dem unglücklichen Kriege 1806 in sein Vaterland zurück. Durch ihn soll der französische Gesandte Laforest in Berlin stets Kenntniß von Dem erhalten haben, was in den Conferenzen vorgekommen und beschlossen worden.

Nachdem Napoleon am 12. Juli auf eine rücksichtslose Weise gegen Preußen den Rheinbund gestiftet, und sich zum Protector desselben erklärt hatte, wurden unsern Diplomaten die Augen geöffnet. Diesem Bunde einen Damm entgegenzusetzen, entschloß sich Preußen zur Schließung eines Norddeutschen Bundes unter seinem Vorsitze, zu welchem alle nicht zum Rheinbunde gehörigen deutschen Staaten sich vereinigen sollten. Anfangs schien Napoleon dieser Maßregel nicht entgegen zu sein, ja er hatte sie selbst zur vorläufigen Beschwichtigung Preußens angegeben, doch war dieses nur eine Täuschung, um in den Friedensverhandlungen, welche zwischen Rußland und Frankreich im Gange waren, durch eine Gegenwirkung Preußens nicht gestört zu werden. Denn kaum war am 20. Juli ein Vertrag zu Stande gekommen, wonach Friede zwischen Frankreich und Rußland stattfinden sollte, dem jedoch später russischerseits die Bestätigung versagt wurde, so glaubte Napoleon jeder Schonung gegen Preußen überhoben zu sein. Nicht allein, daß Sachsen und Hessen im geheim durch Frankreich von dem Beitritte zum Norddeutschen Bunde zurückgehalten, den Hansestädten sich mit Preußen zu verbinden förmlich untersagt war, so wurde dieser Kränkung noch die weit größere hinzugefügt, in den Unterhandlungen mit England die „Rückgabe des, Preußen so gut wie aufgedrungenen Hannover", als eines des ersten und leichtesten Zugeständnisses voranzustellen.

Auch wurde dem damaligen Großherzog von Berg von Napoleon gestattet, die drei auf dem rechten Rheinufer in Westfalen liegenden Abteien Essen, Werden und Elten, auf welche er Ansprüche zu haben vermeinte, ohne weiters in Besitz zu nehmen, und Militär daselbst einrücken zu lassen.

Der gerade Sinn des Volkes fand in diesen verletzenden Handlungen die Nationalehre gekränkt und fühlte, daß die Zeit gekommen sei, wo Preußen zur Abwehr eigener Schmach das Schwert ziehen müsse. Namentlich wünschte die Armee den Krieg, auf die Unfehlbarkeit der preußischen Taktik vertrauend, und stolz auf die Thaten der Armee unter Friedrich dem Großen, des Sieges gewiß [1].

---

[1] Leider muß ich bekennen, daß eine solche Zuversicht und Ueberschätzung, wenn ich es nicht Uebermuth nennen will, bei einem großen Theile der

Obgleich die bezüglichen Unterhandlungen in Paris wenig Erfolg zu versprechen schienen, so suchte man, in der Hoffnung den Frieden zu erhalten, zunächst Zeit zu gewinnen, und vermied es, mit Entschiedenheit aufzutreten. Um jedoch aufs Aeußerste gefaßt zu sein und nicht unvorbereitet den Kampf aufnehmen zu müssen, wurde der größte Theil der Armee auf den Kriegsfuß gesetzt, und mehre Abtheilungen derselben rückten Anfangs September 1806 in Sachsen ein, welches mit aus dem Grunde geschah, um dasselbe zur Verbindung mit uns zu veranlassen.

Als die Mobilmachung der Armee befohlen wurde und die Nachricht davon nach Danzig kam, befand sich gerade der Ingenieurbrigadier, der damalige Major Kühfuß, daselbst. Die Begierde, den Krieg, woran Niemand zweifelte, mitzumachen, stieg in mir wie ein elektrischer Funke auf, und ich trat — es war gerade nach aufgehobener Mittagstafel, die dem Brigadier zu Ehren gegeben war — an denselben mit der Bitte heran, sich für mich zur Theilnahme an dem bevorstehenden Feldzuge zu verwenden. Als er dieses rundweg abschlug, erlaubte ich mir, allerdings in etwas gereiztem Tone, zu entgegnen, daß ich mich dann an den Obersten von Kleist, den mehrgenannten Adjutanten des Königs, der mein Gönner war, wenden würde. Dies nahm mir der Brigadier, wie es nicht anders sein konnte, sehr übel, und verbot mir solches in befehlendem Tone mit der An-

---

Armee nur zu sehr und zu ihrem Verderben Wurzel gefaßt hatte, wenn ein Mann wie Rüchel auf der Parade zu Potsdam in einem Kreise von Offizieren mit innerer Selbstgefälligkeit in Beziehung auf Napoleon, zu einer Zeit, als dessen Siege die Welt in Erstaunen setzten, sagen konnte: „Meine Herren, Generale, wie der Herr von Bonaparte, hat die Armee Sr. Majestät mehre aufzuweisen!“ Ich kann wol sagen, ich gehörte zu den Wenigen, die ein Mißtrauen in die Unfehlbarkeit und Allmacht der gepriesenen preußischen Kriegskünste oder vielmehr Künsteleien setzten, welches auszusprechen ich keine Gelegenheit vorbeigehen ließ. Einst, als nach einem der brillantesten potsdamer Herbstmanöver ein bekannter Offizier, der mein Glaubensbekenntniß in dieser Beziehung kannte, an mich herankam mit der Frage: „Ob ich jetzt noch zweifelte, daß wir die Franzosen schlagen würden?“ antwortete ich kurz: „Bei Dem was ich heute gesehen habe, schlagen die Franzosen uns!“ Indem wir bei unserer abgelebten Kampfweise und Kriegseinrichtung hartnäckig verblieben, zeigten wir, daß man die neuern Erscheinungen in dieser Beziehung weder erkannt noch begriffen habe.

drohung von Arrest, wenn ich mich dessen unterfangen würde. Mein unpassendes, dienstwidriges Benehmen einsehend, gehorchte ich.

Mein Abgang zur mobilen Armee.

Das Schicksal erfüllte jedoch meinen Wunsch, indem ich wenige Tage darauf die Ordre, zur Armee nach Sachsen zu gehen, erhielt, wo ich von dem damaligen Obersten von Scharnhorst nähere Instruction erhalten sollte.

Meine Equipirung war bald besorgt, Wagen und Pferde wurden angeschafft; selbst Feldbett und Bettstelle fehlten nicht [1]. So ausgerüstet trat ich meinen Marsch an.

Ende August traf ich in Berlin ein, wo ich mir Reitpferde anschaffte, sodaß ich nun vollständig equipirt und mit allem Nöthigen hinlänglich versehen war. Der Luxus in dieser Hinsicht war sehr hoch gestiegen, wenn auch zugegeben werden muß, daß ein Ingenieuroffizier im Felde manche Gegenstände mitzuführen hat, deren der Offizier in der Linie nicht bedarf. Die Mobilmachungsgelder reichten bei weitem nicht [2].

In Berlin fand ich meinen jüngern Bruder, Wilhelm, als Cadet. Er war sehr herangewachsen, allein seine natürliche Lebhaftigkeit hatte er verloren. Er war trübe gestimmt und litt unverkennbar am Heimweh. Ich sah ihn nie wieder.

Meine Reise zur Armee fortsetzend, traf ich in Magdeburg ein, als der König auf seiner Reise zur Armee sich dort befand. Ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als meinen verehrten Gönner, den Obersten Kleist, aufzusuchen. Ich ward mit gewohnter Freundlichkeit empfangen; im Uebrigen fand ich ihn aber sehr verstimmt; bange Ahnungen erfüllten ihn. Als ich ihn fragte, ob wir an der Elbe, als die Basis unserer Operationen, für den Fall eines möglichen Unglücks, die Uebergänge gehörig sichergestellt, und an diesen Punkten die geeigneten Brückenköpfe angelegt hätten, erwiderte er: „Mein Freund! soll ich

---

[1] Nach damaliger Sitte bei den meisten nichtregimentirten Offizieren. Auch bei den regimentirten fand diese Verweichlichung schon statt.

[2] Vom Staate bekam ich 50 Thaler Mobilmachungsgelder; außerdem 2 Pferde, davon eins in natura und das andere in Geld mit 45 Thaler vergütet; allerdings nicht zureichend.

Ihnen einen Rath geben, so lassen Sie ja nicht merken, als könnten wir geschlagen werden! Meine Stimme dringt nicht mehr durch; man glaubt, wir brauchten uns nur blicken zu lassen, so gehen die Franzosen schon davon; die Erfahrung hat uns nicht klüger gemacht!" Diese Worte, aus dem Munde des vortragenden Generaladjutanten des Königs, überraschten mich nicht wenig, und unvergeßlich sind sie mir geblieben.

Da wir uns keines andern Uebergangspunktes über die Elbe versichert hatten, so war Magdeburg als Centralpunkt von der höchsten Wichtigkeit. Ich fand dort im Ingenieur vom Platze einen braven Offizier, einen Major von Kleist. Er war so gütig, mich von den seinerseits getroffenen Maßregeln in Kenntniß zu setzen und solche mit mir näher zu besprechen. Hierbei fand ich, daß zur Flankirung der Anschlußfronten an der Elbe, besonders da eine derselben noch im Umbau begriffen war, nicht genug geschehen sei, und ich bewirkte, daß auf dem sogenannten Werder, eine Insel auf der Elbe, ein Werk angelegt wurde. — Doch halten wir uns hierbei nicht auf, wo nur trübe und wehmüthige Erinnerungen geweckt werden.

Meine Anstellung bei der Avantgarde unter dem Herzog von Sachsen-Weimar.

Von Magdeburg begab ich mich nach Naumburg, wo sich seit dem 20. September das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig, der den Oberbefehl über die Armee führte, befand. Der Oberst Scharnhorst, der beim Herzoge als Chef des Generalstabes fungirte, theilte mich dem Herzoge von Sachsen-Weimar zu, der die Avantgarde der Armee commandiren sollte. Meine Anstellung bei der Avantgarde und unter einem Feldherrn, der schon in der Rheincampagne seinen Ruf bewährt hatte, war mir sehr erfreulich. Als einziger Ingenieuroffizier bei diesem Corps, war der damalige Hauptmann von Müffling[1] vom Generalstabe, der den Dienst als Chef vom Generalstabe bei demselben versah, mein nächster Vorgesetzter.

---

[1] Jetzt General der Infanterie und Gouverneur von Berlin, auch Präsident des Staatsraths.

Die Armee war ohne Unterschied vom besten Geiste beseelt, sie war disciplinirt, und das Band der Zucht und Ordnung wurde nirgends vermißt. Sie liebte und verehrte ihren König, und drückte bei jeder Gelegenheit ihre Anhänglichkeit an seine Person aus. Von dieser Armee ließ sich alles erwarten! Bei den Offizieren vom Hauptmann abwärts herrschte große Kriegslust, und entsprachen sie im Allgemeinen den Anforderungen ihres Standes. An ihrer Tapferkeit, und daß sie ihren Untergebenen in der Gefahr mit dem besten Beispiele vorangehen würden, ließ sich nicht zweifeln. Doch waren, wie schon angedeutet, ihre ungestüme Sehnsucht nach Krieg, ihr Durst nach Thaten, Auszeichnung und Avancement, sowie ihre Geringschätzung des Feindes, mit dem sie bald fertig zu werden meinten, bei der Mehrzahl von ihnen nur zu prahlerisch; sie vergaßen, daß wer sich übernimmt, leicht fällt. Unzufrieden mit der bisherigen Theilnahmlosigkeit Preußens an den europäischen Händeln, und dem gestiegenen Uebergewichte Napoleon's, hatten sie nur Eine Besorgniß: daß es abermals nicht zum Kriege kommen würde.

Die Offiziere aufwärts zählten manche treffliche Männer; im Ganzen war es aber eine wurmstichige Gesellschaft. Ihre Stellen waren ihre Pfründen, die im Kriege nichts einbrachten, sie liebten daher den Frieden. Sie waren größtentheils bejahrte, abgelebte Männer, bei denen der Durst nach Ruhm erloschen war, und die nur wünschten, den Rest ihres Lebens in möglichster Ruhe und Behaglichkeit zuzubringen. Das damalige Kriegscommissariat war in ungeschickten Händen, die Truppen waren schlecht verpflegt und litten größtentheils Mangel am Nothwendigsten. Die Verpflegung geschah aus Magazinen; weder die Anlage, noch die Vertheilung derselben entsprachen den Bewegungen der Truppen. Bei der Austheilung herrschte Unordnung, die Empfänger mußten nicht selten unverrichteter Dinge wieder abziehen, oder sich gewaltsam vordrängen. Die Commissäre glaubten, die Magazine wären nur da, um sie zu bereichern. Statt sich mit Treue und Eifer ihrem Dienste hinzugeben, schwelgten sie und betrogen. Noch heute spielen Die eine Rolle, die sich damals durch Betrug bereicherten [1].

---

[1] Ungefähr so waren die Commissariate jener und der frühern Zeit

Truppen, die nicht die gehörige Sorgfalt für ihre Erhaltung gewahren, verlieren Vertrauen und Zuversicht zu ihren Führern. Kommt noch Unsicherheit und Mangel an Uebereinstimmung in der obern Leitung hinzu, so ist die Armee schon halb geschlagen, bevor noch der erste Kanonenschuß gefallen; die vollkommenste taktische Ausbildung und Tapferkeit der Truppen vermögen nicht, ohne daß Wunder geschehen, solches abzuwenden.

Dennoch war, wie schon erwähnt, der Geist und die Kampfeslust in der Armee nicht gebrochen, was um so höher angeschlagen werden muß, wenn man bedenkt, wie die preußischen Truppen damals gehalten und behandelt wurden. Wie schon früher erwähnt, waren die Stockschläge, Fuchtel und das Spießruthenlaufen noch in vollem Gange; außerdem war die Bekleidung des Soldaten unter aller Vorstellung. Das Tuch grob, wie man es heutzutage nicht mehr kennt, und so lose gearbeitet, daß man, nach dem damaligen beliebten Ausdrucke, hätte Erbsen durchsäen können. Das Tuch zu den Westen und Beinkleidern war von derselben Beschaffenheit, letztere ohne Unterfutter und Unterbeinkleider. Die Röcke waren vorn von der Brust ab kurz weggeschnitten, wodurch der Unterleib entblößt wurde, und als später zur Beseitigung dieses Uebelstandes die Röcke vorn bis zu den Hüften hinunter zum Zuhaken eingerichtet wurden, fielen die Westen ganz fort, nur die Schöße blieben übrig, soweit sie bis dahin unten zum Vorschein gekommen waren, und wurden an dem untern Saume des Rockes angehakt. Im Sommer wurden statt der tuchenen Beinkleider deren von Leinwand getragen. Da die Verhältnisse im October 1806 einen Wechsel hierin nicht zuließen, so mußten die Truppen in den kalten Herbstnächten mit den dünnen leinenen Beinkleidern sich behelfen.

Die Mundverpflegung war ebenso kärglich. Alle Woche wurde nur zwei mal pro Mann ½ Pfd. Fleisch geliefert; außerdem täglich 2 Pfd. sogenanntes Commisbrod, welches dem Gewicht nach ausreichend gewesen sein würde, wenn es nicht so oft verschimmelt oder nicht gehörig ausgebacken geliefert wäre. Die

---

beschaffen. Wie ganz anders jetzt, seitdem es ein organisirtes, auch im Frieden bestehendes Corps (Intendantur) geschickter und ehrenwerther Männer ist, die bei der Armee in hoher Achtung stehen.

tarifmäßigen Lieferungen an trockenen Gemüsen erfolgten in der Regel unvollständig, blieben auf den Märschen auch wol ganz aus.

Am übelsten erging es den Subalternoffizieren, die nichts von alledem geliefert bekamen, und buchstäblich Noth leiden mußten, wenn die Compagniechefs sich ihrer nicht erbarmten, wie bei einer frühern Gelegenheit schon erwähnt worden.

Lebensbilder aus damaliger Zeit.

Ueber die höhern Befehlshaber und einflußreichsten Personen hörte man vielerlei Urtheile. Diese kamen fast alle darin überein:

1. Daß der König, ausgerüstet mit den Tugenden seines Stammes, kein Selbstvertrauen habe, seine Meinung zu leicht unterordne, und es ihm stets ein peinliches Gefühl sei, in vorkommenden Fällen zu entscheiden. Aus Besorgniß und Ahnung eines schlimmen Ausganges hoffe und wünsche er noch den Krieg vermieden zu sehen, und habe nur den eindringlichen Vorstellungen seiner königlichen Gemahlin, die ihn auch ins Feld begleitete, und den Anreizungen eines feurigen heldenmüthigen Prinzen (Louis Ferdinand) und der Generale Rüchel und Blücher, welche an der Spitze der Kriegspartei standen, nachgegeben. Sich nicht zutrauend, den Oberbefehl selbst zu übernehmen, was die Armee so sehr wünschte, habe er anfangs geschwankt, ihn in die Hände des Herzogs von Braunschweig zu legen, doch sich endlich dazu verstanden, theils um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen, theils den anerkannten Feldherrntalenten des Herzogs zu huldigen, und theils den Vorwürfen zu entgehen, wenn es schlecht ablaufen würde, dem Herzoge, als einem erfahrenen Heerführer, nicht das Commando gegeben zu haben. Auch habe wol die Rücksicht dazu bewogen, daß die hohe Stellung des Herzogs den übrigen höhern Befehlshabern, unter denen sich Fürsten und Prinzen von Geblüt befanden, gehörig imponiren und die Einheit im Commando befördern würde. Uebrigens sei das Vertrauen des Königs in des Herzogs Kräfte, einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber, nicht sehr groß.

2. Daß der als Feldherr so berühmte Herzog von Braun-

schweig[1], unbeschadet seiner Tapferkeit, seines Heldenmuthes und ritterlichen Sinnes sich als Feldherr überlebt habe, nur noch einer untergegangenen Sonne zu vergleichen, die im Abglanze ihres Scheins zwar einen schönen Anblick gewähre, sonst aber matt und ohne Kraft sei.

Bei seiner hohen Meinung von Napoleon's Feldherrntalenten und der französischen Armee habe sein Vertrauen in die gerühmte Ueberlegenheit unserer Truppen, im Vergleich mit denen der übrigen Mächte, sehr abgenommen, und wünsche er daher, daß es nicht zum Kriege kommen möge. Nicht allein, daß er seinen Feldherrnruhm ungern aufs Spiel setze, so fürchte er auch als Regent, daß bei einem Echec seine Erblande in Gefahr kämen.

(Dies habe ich bestätigt gefunden, denn ich war zugegen, als von einer Veränderung in der Aufstellung unserer Armee die Rede war, daß er sehr empfindlich die Worte fallen ließ: „Es scheint, daß man die braunschweigschen Lande preisgeben will.“)

Da der Herzog den Umgang mit Franzosen und Französinnen liebte, so sei zu besorgen, daß er von französischen Spionen und Emissären umstellt sein werde. Auch meinte man, daß bei der bekannten tiefeingewurzelten Eifersucht des Herzogs auf den anerkannten Kriegsruhm des Fürsten Hohenlohe, es der Herzog sogar nicht ungern sehen würde, wenn Hohenlohe eine Schlappe abbekäme. Mit dem Unternehmungsgeiste des Fürsten bekannt, werde der Herzog diesem keine große Gewalt einräumen.

3. Möllendorf[2], ein Heros aus vergangener Zeit, in dem hohen Greisenalter von 82 Jahren, sei nur noch eine schöne Ruine. Zwar noch rüstig und mit den Gewohnheiten des Soldaten bekannt, als ein tapferer Degen in der Armee hochgeschätzt, ein Jünger Friedrich's II., noch immer ein kühner Reiter, ein großer Taktiker aus der früheren Schule, könne man ihm doch nicht die Befähigung, gegen Napoleon aufzutreten, beimessen.

Möllendorf wohne zwar den Berathungen beim Könige bei, doch sei er, was die strategische Partie betreffe, ohne Bedeutung,

[1] Gehörte schon als Erbprinz zu den Feldherren Friedrich's des Großen, starb an seinen in der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt erhaltenen Wunden, 1806, 71 Jahre alt.

[2] Seit 1793 Feldmarschall, 1816 im 92. Jahre gestorben.

man wisse aber nicht, wie er hinterher auf den König einwirke, da er dessen Antipathie gegen sublime Projecte und Pläne kenne[1], auch nur in der Erhaltung des Friedens Heil und Segen finde. Schon in der Rheincampagne, als er nach dem Herzoge von Braunschweig den Oberbefehl führte, hatte er stets den Frieden gepredigt, daher nicht zu erwarten stand, daß er mit Lust zur Sache anbeißen würde.

4. Kalckreuth[2], ein Veteran aus dem Siebenjährigen Kriege, ausgezeichnet als Reitersmann, sei allerdings ein fähiger General, dabei gewandter Hofmann und Diplomat; zum Commando eines aus Alliirten bestehenden Corps geeignet, wie aus der Rheincampagne erinnerlich; allein durch Sarkasmen und Witzeleien, die ihm in schneidender Weise zu Gebote ständen, höchst verletzend, schadenfroh und ohne wahre Anhänglichkeit an König und Staat: daher im Augenblicke der Noth und Gefahr nicht viel auf ihn zu rechnen sei. Ueber die Kriegskünstler und die gelehrten Herren machte er sich lustig, sowie überhaupt nicht leicht Jemand, der etwas galt, von ihm geschont wurde.

Seine vornehme und hohe Gestalt imponirte den Truppen sehr, und da er ihnen seine Sorgfalt zu erkennen gab, so stand er bei ihnen in großem Ansehen.

5. Fürst Hohenlohe[3], ein ritterlicher, liebenswürdiger Fürst, die Zierde seines Standes und Ranges in der Armee, aus der Rheincampagne als ein entschieden tüchtiger, selbst kühner, dabei glücklicher Feldherr bekannt, liebe eine kräftige Offensive und besitze daher die Anhänglichkeit und das Vertrauen seiner Untergebenen in vollem Maße, daher er unter den höhern Befehlshabern ohne Zweifel für den Oberbefehl der Armee am meisten geeignet sei. Da er seiner Anciennetät nach keine Aussicht dazu habe, so wünsche man in der Armee sein Corps noch vermehrt

[1] Die sogenannten „gelehrten Herren" (Generalstab ꝛc.) sagten dem Könige nicht sehr zu. Mehr als diese galten bei ihm die „Praktischen Soldaten von schlichtem Verstande", die er auch gern um sich hatte, wie z. B. Männer wie Köckeritz.

[2] General der Cavallerie. 1807 Feldmarschall, starb 1818, 81 Jahre alt. Zählte 1806 69 Jahre.

[3] Starb 1818 als General der Infanterie, im 72. Jahre. War 1806 59 Jahre alt.

zu sehen, da es unter seiner Führung Bedeutendes würde erwarten lassen. Bei der Jalousie aber, die der Herzog gegen ihn hege, und bei des Fürsten unverkennbarem Drange nach Selbstständigkeit wären für die Uebereinstimmung der Operationen Störungen zu befürchten.

In der That entzog der Herzog dem Corps des Fürsten immer mehr Truppen, wodurch es an kräftiger Selbständigkeit verlieren mußte. Dies veranlaßte zwischen beiden Feldherren große Animosität, die sich selbst auf die beiderseitigen Umgebungen erstreckte, und sogar auf die Truppen überzugehen besorgen ließ.

6. Der Herzog von Sachsen-Weimar[1], ein vielgebildeter heldenmüthiger Fürst. Die Avantgarde der Armee führend, durch sein Verhalten in der Rheincampagne rühmlichst bekannt, und wegen seines freimüthigen offenen Charakters auch als Soldatenfreund hochgehalten, sei er umsomehr an seiner Stelle, als er, ein leidenschaftlicher Jäger und Botaniker, die vollständigste Terrainkenntniß vom Kriegstheater besitze, und man auf seine lebhafte Theilnahme am Kriege zählen könne, dem er Alles zu opfern bereit sei.

In dieser Beziehung kann in Wahrheit von ihm gerühmt werden, daß er mit aller Hingebung und Uneigennützigkeit den Landesherrn dem General stets nachsetzte, und um die mögliche Wendung des Kriegsglückes unbekümmert, nicht bloß mit seiner Person, sondern auch mit einem Bataillon seiner Jäger[2] an dem Kriege theilnahm. Schade war es, daß er sich zuviel mit seinen Liebhabereien und mit Nebendingen abgab, und sich um die Geschäfte und die Operationen selbst wenig bekümmerte. Schon in der Rheincampagne war dies der Fall, wo Goethe, den die Soldaten „des Herzogs Feldpoeten" nannten, in seiner Umgebung war.

7. Der General Graf Tauentzien, 1806 45 Jahre alt,

---

[1] Starb 1828 als General der Cavallerie, im 71. Jahre. War 1806 48 Jahre alt.

[2] Das Bataillon zählte 700 Mann ausgesuchter Leute, die mit gezogenen Büchsen bewaffnet waren. Außerdem stellte er 40 Husaren ins Feld. Diese Truppen leisteten nachmals, nach Verhältniß ihrer Zahl, vorzügliche Dienste.

in der großen Welt aufgewachsen [1], habe sich bis jetzt zwar nur als Diplomat und feiner Hofmann gezeigt, sich indessen in der kurzen Zeit, daß er als Chef eines Regiments in den activen Militärdienst eingetreten war, das Vertrauen seiner Untergebenen in hohem Grade zu erwerben gewußt. Da er überdies einen hohen ritterlichen Sinn kund gebe, und mit Leib und Seele Soldat sei, so könne man ihn in seiner damaligen kritischen Stellung an der Spitze eines Corps für vollkommen befähigt halten, wofür sein Benehmen im Jahr zuvor, bei Verletzung unseres Gebiets in Franken durch die Franzosen, Bürgschaft gebe.

8. Der General Rüchel [2], Zögling und Liebling Friedrich's des Großen, durch seine Leistungen in der Rheincampagne bei Erstürmung von Frankfurt, der Belagerung von Mainz und mehren andern Gelegenheiten, bereits zu hohem Ansehn gelangt und schnell von Stufe zu Stufe emporgestiegen, entschieden von Charakter, im höchsten Grade ehrgeizig, dabei tapfer, von schneller Entschlossenheit, lasse er die Offensive nur als alleinige Kriegsregel gelten. Bei diesen Eigenschaften, seinem kräftigen Auftreten, und unterstützt durch ein imposantes Aeußere, im besten Mannesalter, ein wahrer Soldatenfreund [3], eigne er sich ganz zu der Stelle als höherer Befehlshaber und lasse Großes von sich erwarten. Die Truppen verstehe er zu handhaben und wisse ihnen ein soldatisches Selbstgefühl einzuflößen, sowie er auch für ihren Unterhalt besorgt sei, daher sie ihm mit vollem Vertrauen anhingen.

Die jüngern Offiziere waren seine wärmsten Verehrer; unter seiner Führung waren sie sicher zu siegen und glänzende Thaten zu verrichten. Seine Gegner erklärten ihn für übermüthig, voller Eigendünkel, darauf ausgehend Effekt zu machen, und wenn sie auch seinen militärischen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließen, so meinten sie doch, daß nicht alles Gold sei, was glänze.

---

[1] 1801 Generalmajor, 1807 Generallieutenant, 1814 General der Infanterie, starb 1824 als General der Infanterie und Graf Tauentzien von Wittenberg, 63 Jahre alt. Mit den Ehren eines Feldmarschalls begraben. Seine irdischen Ueberreste liegen auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin.

[2] 1806 im Alter von 52 Jahren.

[3] Ein eifriger Patriot; als Vorgesetzter unbedingten Gehorsam fordernd, ohne die Kunst des Gehorchens je erlernt zu haben.

In dem Wahne seiner Kraft halte er die schwierigsten Aufgaben für Kleinigkeiten (für einen Befehlshaber eine gefährliche Eigenschaft) und glaube, wenn er auf dem Kampfplatze erscheine, sei der Sieg entschieden. Man kann sagen, daß sich in ihm, wie Jemand sich ausdrückte, das Preußenthum von ehedem in seiner crassesten Form concentrire, so sollte auch nach ihm der alten preußischen Taktik nichts widerstehen können. Napoleon haßte er und schätzte ihn als Feldherrn gering. Alles sei bei ihm nur seinem Glücke und der Dummheit seiner Gegner zuzuschreiben.

9. Prinz Louis Ferdinand [1], ein hellleuchtendes Meteor am militärischen Sternenhimmel, die Avantgarde des Fürsten Hohenlohe commandirend, die Freude und die Hoffnung der Armee, die ihn mit Stolz den ihren nannte, ein ritterlicher heldenmüthiger Fürst, in welchem sich alle Tugenden seines Namens in hohem Maße vereinigten, mit großen Geistesgaben und den vielseitigsten Talenten begabt, entrüstet über die in seinen Augen schwachs und unwürdige Politik seines Vaterlandes, und verwünschend die Rathgeber des Königs und das Cabinet, das ihn zur Befolgung dieser Politik vermocht, sei in jeder Beziehung an der Spitze eines Corps ein hellglänzender Stern. Nur sei zu besorgen, daß ihn sein Feuereifer zu weit führen könne, daher er mehr geeignet sein würde, eine Reserve als eine Avantgarde zu befehligen. Wortführer und Stellvertreter seines Standes im Heere, machte er sich mit einer Leidenschaftlichkeit geltend, die kein sonderliches Beispiel gab.

Alle, die den Prinzen näher kannten, waren hingerissen und entzückt von seiner Liebenswürdigkeit und seinen eminenten Talenten, und waren überzeugt, daß wenn das ungebändigte Feuer seiner Jugend mit einer reifern Erfahrung sich erst verbunden haben werde, er ein ausgezeichneter Heerführer sein, und als solcher große Thaten verrichten würde. Feigheit war ihm ein Gräuel, mit Würde zu sterben, verlangte er von Jedermann.

---

[1] Blieb 1806 als Generallieutenant bei Saalfeld, 33 Jahre alt. Erwarb sich schon in der Rheincampagne hohen Ruhm und wurde schon damals (1793) Gegenstand eines Heldengedichts. Auf dem Schlachtfelde bei Saalfeld ehrt ein ihm errichtetes Denkmal sein Andenken.

Er hielt den Krieg gegen Napoleon für nothwendig, und zwar einen Krieg mit Kraft und Nachdruck geführt, als das einzige Mittel, Deutschland und Deutschlands Ehre zu retten. Unglücklich über die Rolle, die Preußen in den jüngsten Welthändeln gespielt hatte, unterließ er nichts, den Krieg herbeizuführen, mit sichtbarem Entschlusse, den Untergang seines Vaterlandes, wenn derselbe über dies verhängt sein sollte, nicht zu überleben.

10. Der General Blücher, 1806 im Alten von 62 Jahren, der volksthümliche Held, unser nachmaliger hochgefeierter Fürst und Marschall Vorwärts [1], hatte sich schon in der Rheincampagne und in den Niederlanden als ein unternehmender und tapferer Kriegsheld bewährt, und war von der Natur mit seltenen Eigenschaften ausgerüstet. Er besaß die Anhänglichkeit und das Vertrauen des Soldaten in vollem Maße, daher er unter allen Umständen auf sie rechnen konnte. Er war für eine unbedingte Offensive, und dachte es sich als das größte Vergnügen, an der Spitze von ein paar Husarenregimentern noch einmal selbst in den Feind einhauen zu können.

11. Der Herzog Eugen von Würtemberg [2], der die Reserve der Armee commandirte, war damals bei derselben noch nicht eingetroffen. Da er in der Armee zu wenig gekannt war, so hatte sich eine Meinung über seine Eigenschaft als Heerführer auch nicht gebildet.

12. Der gelehrte General Le Coq [3], der ein Corps aus Westfalen zur Armee führen sollte, war erst unlängst aus dem Generalstabe, in welchem er bis dahin gedient hatte, in den praktischen Dienst getreten. Er war ein geachteter Offizier, doch hatte er noch zu wenig Gelegenheit gehabt, seine Befähigung als höhe-

---

[1] Starb als Feldmarschall 1819, im Alter von 77 Jahren. Sein Standbild, aus Bronce gegossen, am schönen Opernplatze zu Berlin, stellt ihn in seiner eigenthümlichen Haltung, den gezogenen Husarensäbel in der Rechten, sehr bezeichnend dar.

[2] Starb 1822 als General der Cavallerie, 64 Jahre alt; 1806 48 Jahre alt.

[3] Starb 1829 als Generalmajor, 76 Jahre alt; Derselbe, von dem die ausgezeichnet schöne Karte von Westfalen herrührt. Im Jahre 1806 52 Jahre alt.

rer Befehlshaber an den Tag zu legen, um zu einer Meinung von sich in dieser Beziehung Veranlassung zu geben. Viel Entschlossenheit und Selbständigkeit traute man ihm jedoch nicht zu.

Auf Grund der von ihm herausgegebenen Karte von Westfalen setzte man bei ihm eine ausgedehnte Terrainkenntniß dieses Landes voraus, daher ihm der Befehl über ein dort aufgestelltes Corps zugewiesen wurde. Der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht.

13. Der General Graf Wartensleben[1], eine echt militärische Erscheinung, mit allen seiner Geburt und seinem Standpunkte entsprechenden Eigenschaften ausgerüstet, seit 20 Jahren schon theils Commandeur, theils Chef eines Regiments, mithin im Befehlen und in der Handhabung von Truppen geübt, der in der Rheincampagne Proben hohen Muthes und großer Geistesgaben an den Tag gelegt, und im Besitz eines nicht geringen Rufes in der Armee sei, genieße das Vertrauen der Truppen, die ihn gern an ihrer Spitze gewahrten. Ob er der Aufgabe, als selbstständiger Feldherr größere Truppenmassen zu führen, gewachsen sei, habe er zwar noch nicht gezeigt, doch halte man ihn ganz dazu befähigt.

Daß er von Oben her nicht höher gestellt, und im Vergleich mit Andern nicht mehr herangezogen werde, möge seinen Stolz und seine Erwartungen in dieser Hinsicht wol beleidigen, auch Unzufriedenheit und Ueberdruß in ihm erwecken, was sich aus seinen Aeußerungen auf mannichfache Weise kundgebe[2].

Was diejenigen Personen betrifft, die, wenngleich nicht in ähnlichem Range, dennoch vermöge ihrer Stellung einen besondern Einfluß auf die Heeresbewegungen hatten, so waren dahin vorzugsweise zu rechnen:

1. Der General von Phull, ein origineller Sonderling, kalt

---

[1] Im Jahre 1806 im Alter von 60 Jahren.

[2] Leider hat sich dieses späterhin nur zu sehr verwirklicht, und ist auf sein späteres Schicksal und Mißgeschick nicht ohne Einfluß geblieben. Er starb im Jahre 1828 außer Dienst. Ein Bruder von ihm, General in östreichischen Diensten, war während der Rheincampagne im preußischen Hauptquartiere als militärischer Bevollmächtigter angestellt und kam dadurch mit unserer Armee in vielfache Berührung.

wie Marmor, Würtemberger von Geburt, bei der Person des Königs angestellt, stand in dem Rufe eines genialen Kriegskünstlers, auf dessen Ansichten und Meinungen von seinen Anhängern großes Gewicht gelegt wurde. Er war aber im hohen Grade Egoist und abstoßend, dabei sarkastisch und nicht selten paradox. Fand seine Meinung Widerspruch, oder ging sie nicht durch, so ließ er kalt gewähren, selbst wenn der Staat dabei zu Grunde gehen sollte. Lief eine Sache schlecht ab und er sollte nun rathen, so pflegte er zu sagen: „Wer den Karren in den Dreck geschoben hat, kann ihn auch wieder herausziehen." Aechte Vaterlandsliebe besaß er hiernach nicht.

Seine mitunter verschrobene Genialität und seine eigenthümlichen Ideen hatten ihm viele Anhänger im Generalstabe verschafft, die eine Art Partei bildeten. Seine Kriegsentwürfe hatten das Gepräge von Eigenthümlichkeit und Einfachheit, doch war eine gewisse Chablone, die nach Bülow's „Geist des neuern Kriegssystems" gemodelt war, dabei nicht zu verkennen.

2. Der nachher untergegangene Oberst von Massenbach, ebenfalls ein Würtemberger, ein feuriger, enthusiastischer, leidenschaftlicher Mann und ein unermüdlicher Memoirenschreiber, dem Rede und Schrift zu Gebote standen.

Seine Untergebenen im Generalstabe hingen ihm sehr an, und er stand bei ihnen hoch in Ansehen. Er war reich an Ideen, die jedoch nicht immer zur gehörigen Reife gediehen, oder praktisch zu nennen waren. Nach ihm sollte, wie schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt, Preußen sich fest an Frankreich anschließen und mit ihm gemeinschaftliche Sache machen, daher er in seiner Verblendung die Besitznahme Hannovers als ein willkommenes Ereigniß für Preußen ansah, mit der naiven Absicht im Hintergrunde, es nicht wieder herauszugeben [1], sowie überhaupt die Arrondirung und Vergrößerung Preußens ein Lieblingsgedanke bei ihm war. Ein Zusammenhalten mit Rußland hielt er für den preußischen Staat für einen Schritt zum Untergange. Beim Fürsten Hohenlohe, bei dem er Chef des Generalstabes war, stand er sehr in Gunsten und genoß dessen Vertrauen im

[1] Der Besitz Hannovers sei schon einen Krieg werth, meinte er, und mit ihm damals mancher Andere.

höchsten Maße[1]. Schon war dies in der Rheincampagne der Fall, welches Verhältniß ohne Unterbrechung bis auf die letzte Zeit fortgedauert hat.

Mit den Maßregeln im großen Hauptquartiere in stetem Widerspruche, drang er in den Fürsten Hohenlohe, seinen eigenen Weg zu gehen. Hierdurch ward das Einvernehmen zwischen diesem Fürsten und dem Herzoge von Braunschweig nicht gefördert, aber wol gefährdet.

3. Der hochverdiente Oberst von Scharnhorst, Hannoveraner von Geburt[2], war 1801 auf besondere Empfehlung des Herzogs von Braunschweig aus dem hannöverschen in den preußischen Dienst übergetreten, und wurde bei der Artillerie, später beim Generalstabe angestellt. Der Herzog schenkte ihm besonderes Vertrauen, und nahm ihn als Chef des Generalstabes zu sich.

Durch seine äußere Erscheinung imponirte er wenig; langsam, nachlässig und wenig militärisch in seiner Haltung, im mündlichen Vortrage unbeholfen, flößte er, ungeachtet seines anerkannten Rufes als militärischer Schriftsteller, nirgend rechtes Vertrauen ein, sowie er auch für wenig praktisch gehalten wurde. Doch einem stillen Wasser gleich, welches einen tiefen Grund hat, verbarg er unter einer unscheinbaren Aeußerlichkeit in sich vielfache Schätze, die nur der Anregung bedurften, um an das Tageslicht zu gelangen.

Vor ihm bestanden in der Armee, behufs wissenschaftlicher Ausbildung für jüngere Offiziere, militärische Collegia bei einem Tempelhof, Ingenieurmajor Müller[3] und Andern; allein ihm

---

[1] Sein Einfluß auf den Fürsten war nicht heilbringend, im Gegentheil von sehr schlimmen Folgen.

[2] Starb 1813 als Generallieutenant zu Prag an seinen bei Großgörschen erhaltenen Wunden, im 57. Jahre seines Alters. Seine irdischen Ueberreste wurden nach Berlin gebracht, wo sie auf dem Invalidenkirchhofe ruhen. Die Stelle bezeichnet ein Denkmal, welches König Friedrich Wilhelm III. ihm hat setzen lassen. Sein marmornes Standbild an der Hauptwache zu Berlin stellt ihn sehr charakteristisch in sinnender Stellung mit übergeworfenem Mantel dar.

[3] Nicht bloß ein in seinem Fache, sondern in allen militärischen Zweigen sehr unterrichteter und erfahrener Mann, der sich auch um die militärische Zeichenkunst sehr verdient gemacht hat.

gebührt das Verdienst, eine Militair-Akademie für Offiziere nach einem erweiterten Umfange, mit steter Rücksicht auf den Krieg, hervorgerufen zu haben. Die vielen ausgezeichneten Männer bis zu den höchsten Stellen, die sich des Unterrichts unter Scharnhorst zu erfreuen gehabt, und die Anhänglichkeit, die sie diesem Manne und seinem Andenken bewahrt haben, legen Zeugniß ab von der Vorzüglichkeit der durch ihn ins Leben gesetzten Anstalt.

Was die Armee späterhin durch ihre Umgestaltung nach den Bedürfnissen und Fortschritten der Zeit und der Kriegführung gewonnen, und ihm dabei zu verdanken hat, sichert ihm einen ehrenvollen und unvergänglichen Platz in der vaterländischen Geschichte.

4. Der Major von dem Knesebeck [1], als einer der kenntnißreichsten und talentvollsten Offiziere, und ausgezeichnet als General-Stabsoffizier in höherer Potenz, wurde fast bei allen Conferenzen von Wichtigkeit zugezogen, und ließ sich hiernach nur wünschen, daß sein Einfluß im Zunehmen blieb. Der Person des Generals von Rüchel nähergestellt, meinte man, daß er bei seiner großen Umsicht und Besonnenheit diesem energischen Manne, dessen ganzes Vertrauen er besaß, sehr nützlich werden könne.

5. Der Hauptmann von Müffling, jetzt General der Infanterie und Gouverneur von Berlin, war erster Generalstabs-Offizier (Chef des Generalstabes) beim Herzoge von Weimar. Dieser schenkte ihm ein großes Vertrauen, sowie sein Wort auch im großen Rathe ein entscheidendes Gewicht hatte, zumal er eine genaue Kenntniß des Kriegstheaters nach seinen verschiedenen militärischen Beziehungen besaß.

Unstreitig ist er einer der bedeutendsten höhern Offiziere in der Armee, der sich auch als Staatsmann und Diplomat einen Namen gemacht hat. Doch flößt er den Truppen nicht viel Vertrauen ein, da sie ihn nach seiner besorglichen und geheimnißvollen Miene, als wäre ein mißlicher Umstand eingetreten, beurtheilen, welches anders sein würde, wenn er sich etwas mehr populär zu machen vermöchte.

---

[1] Jetzt der Senior unter den Veteranen der Armee. Ein Stratege erster Größe, mit gewichtiger Stimme im hohen Rathe.

Beginn der Operationen.

Mit den gespanntesten Erwartungen sah man der Entwickelung des Dramas entgegen, und Niemand zweifelte an einem glücklichen Ausgange. Jemehr dieser Zeitpunkt heranrückte, desto weniger begriff man, daß verkappte französische Emissäre, die man jedoch bald erkannte, das Land nach allen Richtungen durchstreifen konnten, und ihnen nichts weiter entgegengesetzt wurde, als das Geschäft der Ausspähung zu erschweren, indem man die Truppen in Cantonnements vereinzelte und ihren Stand oft veränderte. Nicht minder fiel es auf, daß so vieles unterblieb, was bei einem vorauszusehenden, oder auch nur möglichen Kriege zu den gewöhnlichsten und unentbehrlichsten Maßregeln gehört. Man knüpfte daran die Muthmaßung, daß es abermals nicht zum Kriege kommen sollte.

Ueber die zu nehmende Aufstellung unserer Armee, im Falle es noch zum Kriege kommen würde, herrschte viel Ungewißheit. Dasselbe fand auch über die Frage statt, ob man auf den Feind losgehen, oder ihn erwarten sollte.

Die allgemeine Stimme, die durch Hohenlohe, den Prinzen Louis Ferdinand und Blücher repräsentirt wurde, war unbedingt für das erstere, wol aus dem Grunde, damit einem Kriege nicht mehr ausgewichen werden möge.

Durch die Berichte des Marquis Lucchessini, unseres außerordentlichen Gesandten zu Paris, wonach Napoleon, so unwahrscheinlich es auch war und fast allgemein bezweifelt wurde, die Beibehaltung des Friedens sehnlichst wünsche, und wenn ein Krieg unvermeidlich sein sollte, er zwar, was ebenso unwahrscheinlich war, bis an die Fränkische Saale vorgehen, dort aber den Angriff Preußens abwarten werde, hatte man sich verleiten lassen, noch in Unthätigkeit zu verharren, wahrscheinlich um den Weg zu einer friedlichen Ausgleichung sich nicht ganz zu versperren.

Wie sehr sich Lucchessini hatte täuschen lassen, und wie wenig man Napoleon erkannt, hat der Erfolg auf das bitterste gezeigt.

Endlich entschied sich der Herzog dahin:

„daß die ganze combinirte preußisch-sächsische Armee sich zwischen der Werra und Saale, nördlich hinter dem Thüringer

Walde, sammeln, und nach geschehener Vereinigung die Offensive durch den Uebergang über dieses Waldgebirge beginnen solle."

Hiernach sollten von der aus 14 Divisionen bestehenden Armee, 3 Divisionen über Eisenach nach Fulda, 10 Divisionen, wovon 2 zur Reserve bleiben sollten, den Thüringer Wald in 6 Colonnen über Kahlert, Frauenwalde, Ohrdruff, Schmalkalden, Altenstein und Elterwinden passiren und sich bei Meiningen und Hildburghausen vereinigen. Um bei dieser Bewegung nicht in der linken Flanke umgangen zu werden, sollte eine Division bei Hof aufgestellt werden. Man hoffte den Feind mit Einem Schlage zu vernichten.

Ein böses Vorzeichen war es jedoch und erfüllte manches preußische Herz mit bangen Ahnungen, als in einem Zeitraume von 12 Tagen die Marschdirectionen nicht weniger als fünf mal verändert wurden. Auch wurde der Vormarsch durch den Thüringer Wald mit der ganzen Armee, mithin auch die Offensive aufgegeben, wogegen es dabei verbleiben sollte, daß die Armee sich zwischen der Werra und Saale aufstellte.

Auch diese Aufstellung erfuhr mehrfache Anfechtung; unter ihren Gegnern befanden sich Hohenlohe und Massenbach. Insbesondere fand man dagegen zu erinnern, daß der Landstrich zwischen der Saale und Elbe, gegen 20 Meilen breit, dem Feinde bloßgestellt würde und die Armee in der linken Flanke umgangen, festgehalten und von ihrer Subsistenz abgeschnitten werden könnte, sowie auch ganz Sachsen ohne alle Deckung bliebe, was auf die Stimmung desselben, da es dem Bündnisse mit Preußen ganz contrecoeur beigetreten war, einen übeln Eindruck machen und Mißtrauen gegen uns erwecken würde.

Dagegen meinten die Andern, daß der Feind nicht wagen könne, zwischen der Saale und Elbe vorzudringen, ohne die Armee anzugreifen und zu schlagen; daß diese sich aber in einer sehr vortheilhaften, fast unbezwingbaren Stellung befände, die nach allen Seiten eine freie Bewegung der Truppen zulasse, und es leicht sein würde, den Feind, wenn es ihm auch wirklich gelingen sollte, sich der Uebergänge über die Saale zu bemächtigen, in die Thäler zurückzuwerfen.

Daß man eine hohe Idee von dieser Stellung hatte, geht

daraus hervor, daß z. B. Gneisenau, damals noch Hauptmann[1], erklärt haben soll, „sie wäre ganz unangreifbar!“

Während man bei uns noch immer glaubte, daß es nicht zum Kriege kommen werde und die Feindseligkeiten nicht vor dem 8. October, bis zu welchem Tage man Antwort auf das nach Paris geschickte Ultimatum haben konnte, eröffnen wollte, zog der Feind seine Streitkräfte bei Würzburg, Schweinfurt und Bamberg zusammen und setzte sich am 5. October in Bewegung. Zwei Tage darauf eröffnete Napoleon die Operationen gegen Tauentzien, der bei Hof und Saalburg stand, und zwang ihn, sich bis Schleiz zurückzuziehen.

Als dieses vorging, stand die Avantgarde unterm Herzoge von Weimar längs des Thüringer Waldes zwischen Waltershausen und Ohrdruff; das Hauptquartier des Herzog in Tambach, auf der Straße von Gotha nach Meiningen.

Das Corps bestand ursprünglich aus den Musketierbataillonen der Regimenter Kunheim, Borke, Herzog von Braunschweig-Oels und Owstien, zusammen acht Bataillonen; dem Füsilierbataillon Graf Wedell, 4 Jägercompagnien Oberst von York, zehn Escadrons Rudorff-Husaren, fünf Schwadronen Pletz-Husaren (später hinzugekommen); 5 Escadrons König von Baiern-Dragoner, eine reitende und eine sechspfündige Fußbatterie. Sämmtliche Truppen gehörten zu den auserwähltesten der Armee.

Diese Truppen waren eingetheilt in:

eine Brigade leichte Truppen (Generalmajor von Rudorff),
　　Füsilierbataillon Graf Wedell,
　　vier Compagnien Jäger,
　　zehn Schwadronen Leibhusaren;
zwei Brigaden Linieninfanterie (Generalmajor Herzog von Braunschweig-Oels,
　　davon die erste (Oberst von Frankenberg),
　　　　Regiment Kunheim (2 Bat.),
　　　　„ Borke (2 Bat.),
　　die zweite (Oberst von Kaminsky),
　　　　Regiment Herz. von Braunschw.-Oels (2 Bat.),
　　　　„ Owstien (2 Bat.),
　　dazu eine Batterie Sechspfünder;

[1] Im Gefolge des Fürsten Hohenlohe.

eine Brigade Cavalerie (Generalmajor von Pelet),
fünf Schwadronen König von Baiern,
" " Pletz-Husaren (2 Bat.)[1]
dazu eine reitende Batterie.

Uns zugegangenen Nachrichten zufolge sollte der Feind mit größter Sorglosigkeit, alle militärischen Vorsichtsmaßregeln vernachlässigend, marschiren. Der Hauptmann von Müffling, unser Chef des Generalstabes, stützte hierauf seinen Plan, dem Feinde mit 10—15 Escadrons Cavalerie und einer oder einer halben reitenden Batterie in die Colonnen zu fallen, was nicht niedergemacht werde, gefangen zu nehmen oder auseinander zu jagen. Auch sollte Königshofen, ein kleiner fester Platz, überrumpelt werden. Durch diese Diversion glaubte man den Feind aufzuhalten und für seinen Rücken besorgt zu machen und Unsicherheit in seine Bewegungen zu bringen.

Ich erlaubte mir gegen diese Unternehmung, als eine nutzlose und in ihren Folgen gefährliche, Einwendungen zu machen, indem ich vorstellte, daß wir einem Hauptschlage entgegensehen müßten, es also darauf ankäme, daß das Corps bei der Hand sei, daran theil zu nehmen, hinzufügend, daß im glücklichsten Falle, wenn wir auch Königshofen nähmen, wir dies gleich wieder würden räumen müssen, und daß Napoleon mit der Meldung von dessen Verluste gleichzeitig die, daß es schon wieder von uns verlassen sei, erhalten würde.

Meine Einwendungen fanden kein Gehör, und da der Herzog zu dieser Expedition höhern Befehl abwarten zu müssen glaubte, so begab sich Müffling selbst zum Herzog von Braunschweig, um dessen Genehmigung einzuholen, die auch erfolgte.

Da wir im Ganzen nur 15 Escadrons beim Corps hatten, so wurden demselben zu der beabsichtigten Expedition noch 10 Escadrons Pletz-Husaren überwiesen.

Die Expedition war auf den 10. October festgesetzt und wurde dem General Rudorff übertragen. Das Corps folgte zu

[1] Die Husarenregimenter zählten damals jedes zehn Schwadronen, die in zwei Bataillone eingetheilt waren, mit Ausnahme des Bataillons in Franken, welches nur fünf Schwadronen hatte.

Von den 14 Dragonerregimentern hatten 12 fünf Schwadronen, 2 zehn Schwadronen, die 13 Kürassierregimenter hatten jedes fünf Schwadronen.

dessen Unterstützung, indem es den Thüringer Wald passirte und bis an die Werra vorging.

Das Resultat der Expedition war, daß zwar Königshofen überfallen und auch genommen wurde; die feindlichen Colonnen aber, auf die es besonders abgesehen war, nicht getroffen wurden, da sie schon über Koburg hinaus waren. In Königshofen machte man ein paar Mann zu Gefangenen und erbeutete zwei Wagen mit Schuhen u. s. w.

Der Herzog zog hierauf das Detachement zurück und wollte nunmehr eine Expedition im Rücken des Feindes auf Koburg unternehmen. Hierzu kam es aber nicht, da vom Herzog von Braunschweig der Befehl eintraf, daß das Corps sich ungesäumt über Schmalkalden und Gotha zur Hauptarmee nach Hochdorf begeben solle. Da aber der Weg über Ilmenau kürzer war als der über Schmalkalden, so zog es der Herzog vor, erstern zu nehmen, sodaß wir am 13. Abends bei Ilmenau eintrafen. Die Truppen wurden in Cantonnirungen verlegt, um sich nicht zu verrathen.

Saalfeld (10. October).

Kaum bei Ilmenau angelangt, erschienen Schwärme von Flüchtlingen, alles durcheinander, Preußen und Sachsen. Sie kamen von Saalfeld und verkündeten das dort vorgefallene Unglück, sowie den Tod des Prinzen Louis Ferdinand, wovon uns einige Gerüchte schon in der Nacht vom 11. auf den 12. zugekommen waren, doch nicht geglaubt wurden. Was man nie als möglich gedacht hatte, diese Leute kamen Alle ohne Gewehre, und als man Näheres erfragen wollte, wußten sie nichts Anderes herauszubringen, als „sie seien Versprengte!“ ein Wort, das bis dahin noch nicht gehört war.

Unsere Truppen waren entrüstet und verhöhnten die Flüchtlinge, die sie als Feige empfingen. Der Herzog wollte sie züchtigen lassen, es waren ihrer aber zu viele. Auf alle gegen sie ausgestoßene Schimpfreden antworteten sie: „Ja, wartet nur, es wird Euch nicht besser gehen!“

Dergleichen von preußischen Truppen zu erleben, war etwas bis dahin Unglaubliches, eine Begebenheit, die um so schmerz-

licher ergreifen mußte, als die Unmöglichkeit vor Augen lag, daß unser Corps zu der alle Tage zu erwartenden Hauptschlacht, die über so viele Weltfragen entscheiden sollte, zu rechter Zeit noch hätte herankommen können.

Das Vaterland und die Kameraden in Gefahr zu wissen und ihnen nicht beistehen zu können, da man es doch vermocht hätte, war ein schrecklicher Gedanke! Verwünscht habe ich in Schmerz und Unmuth den Urheber der unheilvollen Expedition, und noch heute, 38 Jahre nachher, empört sich mein Inneres, so oft ich daran denke, und das geschieht oft [1].

---

[1] Unterm 9. October, den Tag vor dem Treffen bei Saalfeld und vier Tage vor Eröffnung der Feindseligkeiten wurde preußischerseits eine Proclamation an die Armee erlassen, kam aber erst den 11. zur Bekanntmachung an die Truppen.

Unterm 7. October erließ Napoleon seinerseits eine dergleichen an seine Armee, welche einer Kriegserklärung gleichzuachten war.

Die preußische Proclamation lautete:

„Se. Majestät der König haben allergnädigst befohlen, der Armee bekannt zu machen:

Alle Bemühungen, Ihren und Ihrer nächsten Alliirten Staaten, den Frieden noch länger zu erhalten, sind fruchtlos gewesen, und wenn nicht das ganze nördliche Deutschland, ja vielleicht ganz Europa, der Willkür eines nie ruhenden Feindes und seiner verheerenden Armee überlassen werden soll, so ist der Krieg unvermeidlich.

Se. Majestät haben ihn beschlossen, da die Ehre und Sicherheit des Staats in Gefahr ist. Glücklich würden Sie Sich geschätzt haben, wenn Sie diese auf einem friedlichen Wege hätten erhalten können; dies weiß die Armee, dies weiß die Nation, ja die Welt; aber mit froher Zuversicht werden Sie jetzt Ihr Heer zum Kampfe für Vaterland und Nationalehre führen, denn die gerechte Sache ist mit uns!

Es ist Sr. Majestät nicht unbemerkt geblieben, daß die Armee längst den Krieg gewünscht, und wenn gleich Rücksichten, die allein aus Ihrem Standpunkte richtig erwogen werden können, Sie abhielten, diesem Wunsche früher nachzugeben, so haben Sie ihn doch geehrt, da Sie Sich überzeugt halten, daß er nur aus wahrer Ehr- und Vaterlandsliebe, welche die Armee immer in so hohem Grade an den Tag gelegt, entsprossen ist. Auch die gesammte Nation hat schon bewiesen, welchen lebhaften Antheil sie an diesem Kriege nimmt, und es gereicht Sr. Majestät zu großer Beruhigung, daß Das, was jetzt geschieht, nicht allein unvermeidlich, sondern auch der einstimmige Wunsch des ganzen Volks ist.

Se. Majestät sind überzeugt, daß schon die Erhaltung der Nationalehre und des Ruhms, den Friedrich's Geist über seine Preußen verbreitete, die Armee zu der gewohnten Tapferkeit und zur willigen Ertragung aller

Jena und Auerstädt (14. October).

Der verhängnißvolle 14. October brach an; dichte, undurchdringliche Nebel bedeckten den Erdboden, Alles war in der ge-

---

im Kriege unvermeidlichen Mühseligkeiten hinlänglich aufmuntern würde; allein dieser Krieg hat noch mehre allgemeinere Zwecke.

Wir haben es mit einem Feinde zu thun, der ringsumher die zahlreichsten Armeen geschlagen, die mächtigsten Staaten gedemüthigt, die ehrwürdigsten Verfassungen vernichtet, mehr als eine Nation ihrer Unabhängigkeit und ihres Namens beraubt hat.

Ein gleiches Schicksal war der preußischen Monarchie zugedacht. Schon bedrohten zahlreiche Feinde ihre Grenzen und vermehrten sich täglich. Auch sie sollte in kurzem herabsinken, ja wol gar einem fremden Gebieter dienen; und Uebermuth und Raubgier träumte schon die Theilung des nördlichen Deutschlands.

Wir fechten also für Unabhängigkeit, für Haus und Herd, ja für Alles, was uns theuer ist; und wenn Gott unserer gerechten Sache, unsern Waffen und dem Muthe, der gewiß die Brust jedes Preußen belebt, den Sieg verleiht, so können wir die Retter tausender Bedrückter werden. Gewiß ist Niemand in der Armee, vom obersten Feldherrn bis zum Soldaten, dessen Herz kalt bei solchen Zwecken bleiben kann. Jeder Krieger, der in diesem Kampfe fällt, ist für eine heilige Sache der Menschheit gestorben. Jeder Krieger, der ihn überlebt, hat außer einem unsterblichen Ruhme auch seinen Antheil an dem Danke, dem Jubel und den Freudenthränen des geretteten Vaterlandes.

Wer unter uns könnte den Gedanken ertragen, dieses fremder Willkür preisgegeben zu sehen? Aber indem wir für uns selbst kämpfen, indem wir die tiefste Erniedrigung, die eine Nation nur bedrohen kann, von uns selbst abwehren, sind wir zugleich die Retter und Befreier unserer deutschen Mitbrüder. Die Augen aller Völker sind auf uns, als die letzte Stütze aller Freiheit, aller Selbstständigkeit, aller Ordnung in Europa, gerichtet. Der Sieg, nach dem wir trachten, ist kein gemeiner Sieg. Groß sind die Zwecke desselben und groß die Mittel des siegetrunkenen Feindes; groß, ausgezeichnet und entscheidend müssen also auch unsere Anstrengungen sein.

Se. Majestät werden diese Anstrengungen, Gefahren und Mühseligkeiten treulich mit Ihren Truppen theilen. Sie wissen, was Sie von Ihren Mitstreitern zu erwarten haben. Sie wissen, daß unverdrossene Bereitwilligkeit, unermüdete Wachsamkeit, unbedingte Entschlossenheit und ausdauernde Beharrlichkeit von Ihrer braven Armee keinen Augenblick weichen können, und daß sie unter allen Umständen ihrer großen Bestimmung eingedenk sein würde.

Die Schicksale der Völker und Heere stehen zwar in Gottes Hand, doch verleiht er meist nur anhaltenden Sieg und dauerhaftes Gedeihen der Ge-

spanntesten Erwartung. Rund umher war eine Stille, ähnlich der, die einem schweren Gewitter vorangeht. Endlich brach die

---

rechtigkeit. Sie ist mit uns, das Vertrauen der guten Sache ist mit uns; für uns ist die Stimme der Zeitgenossen. Der glücklichste Erfolg wird unsere Sache krönen."

Diese Ansprache an die Armee stellt die Nothwendigkeit des Kriegs von unserer Seite sehr überzeugend dar, indem sie zugleich einen Aufruf an die Truppen zur Belebung und Stärkung des Muthes und der Ausdauer im Kampfe enthält; jedoch möchte man meinen, daß sie mehr im Stil eines Manifestes als einer Proclamation abgefaßt sei, indem es bei letzterer auf eine lebendige und begeisternde, dem Soldaten zusagende Sprache mehr ankommt, als auf eine Kundmachung der rechtfertigenden Ursachen und Zwecke des Kriegs.

Hören wir dagegen die Proclamation Napoleon's an die Armee aus Bamberg vom 7. October:

„Soldats! L'ordre pour votre rentrée en France était parti; vous vous étiez déjà rapprochés de plusieurs marches; des fêtes triomphales vous attendaient et les préparatifs pour vous recevoir étaient commencés dans la capitale; mais lorsque nous nous abandonnions à cette trop confiante sécurité, de nouvelles drames s'ourdissaient sous le masque de l'amitié et de l'alliance! Des cris de guerre se sont fait entendre à Berlin: depuis deux mois nous sommes provoqués tous les jours d'avantage; la même faction, le même esprit de vertige qui, à la faveur de nos dissensions intestines, conduisait, il y a quatorze ans, les Prussiens au milieu de plaines de la Champagne, domine tous les conseils. Si ce n'est plus Paris qu'ils veulent brûler et renverser jusque dans ses fondements, c'est aujourd'hui leurs drapeaux qu'ils se vantent de planter dans les capitales de nos alliés; c'est la Saxe qu'ils veulent obliger à renoncer, par une transaction honteuse, à son indépendance, en la rangeant au nombre de leurs provinces; c'est enfin vos lauriers qu'ils veulent arracher de votre front. Ils veulent que nous évacuions l'Allemagne à l'aspect de leurs armes! Les insensés!!! qu'ils sachent donc qu'il serait mille fois plus facile de détruire la grande capitale que de flétrir l'honneur du Grand peuple et de ses alliés. Leurs projets confondus alors, ils trouvèrent dans les plaines de la Champagne la défaite, la mort et la honte; mais les leçons de l'expérience s'effacent, et il est des hommes chez lesquels le sentiment de la haîne et de la jalousie ne meurt jamais.

Soldats! il n'est aucun de vous qui veuille retourner en France par un autre chemin que celui de l'honneur. Nous ne devons y rentrer que sous des arcs de triomphe, et quoi! aurions-nous donc bravé les saisons, les mers, les déserts, vaincu l'Europe plusieurs fois coallisée contre nous, porté notre gloire de l'Orient à l'Occident, pour retourner aujourd'hui dans notre patrie comme des transfuges, après avoir abandonné nos alliés, et pour entendre dire que l'aigle français a été épouvanté à l'aspect des armées prusiennes? ...

Sonne durch, ein heiterer, wolkenfreier Himmel kam nach und nach zum Vorschein; aber ach! uns sollte sie nur Unglück und Verderben bringen.

Wären wir noch jetzt, obwol sechs Meilen vom Schlachtfelde, ungesäumt aufgebrochen, wie entscheidend hätten wir nicht noch eingreifen können! Statt dessen beschließt der Herzog, bei Ilmenau stehen zu bleiben und nähere Befehle abzuwarten. Am Nachmittage langt ein Offizier von der Armee an und bringt die Nachricht von der am Morgen begonnenen Schlacht. Der Herzog entschließt sich hierauf, noch während der Nacht bis Eggstedt bei Erfurt und den folgenden Tag auf Weimar zu marschiren. Unterwegs langt die Nachricht von der verlorenen Schlacht und der Niederlage der Armee an, von dem damaligen Lieutenant und Brigademajor von Uttenhofen[1] überbracht. Der Herzog beschließt hierauf, ohne Aufenthalt bis Erfurt zu gehen.

Wir marschirten die ganze Nacht durch und langten am Morgen des 15. gegen 9 Uhr bei Erfurt an. Dort angekommen, schickt der Herzog sogleich seinen Adjutanten, den damaligen Hauptmann Grafen von Wartensleben, zum Commandanten mit der Aufforderung, Lebensmittel für das Corps hinauszuschaffen. Der Adjutant kommt zurück mit der niederschlagenden Nachricht, daß der Ort mit Blessirten, Flüchtigen und Fuhrwerken aller Art überfüllt und an Empfang von Lebensmitteln nicht zu denken sei. Zugleich zeigte er an, daß sich dort der alte Feldmarschall von Möllendorf verwundet, ferner der damalige Prinz von Oranien, auch die Generale von Larisch und Zweiffel, sowie mehre andere Generale und höhere Militärs befänden. Hierauf schickte der Herzog den Grafen Wartensleben wieder hinein und ließ genannte

---

Mais déjà ils sont arrivés sur nos avant-postes ... marchons donc puisque la modération n'a pu les faire sortir de cette étonnante ivresse: Que l'armée prusienne éprouve le même sort, qu'elle éprouva il y a quatorze ans! Qu'ils apprennent que, s'il est facile d'acquérir un accroissement de domaines et de puissance avec l'amitié d'un grand peuple, son inimitié, qu'on ne peut provoquer que par l'abandon de tout esprit, de sagesse et de raison, est plus terrible que les tempêtes de l'Océan."

[1] Starb 1834 als Generalmajor und Divisionscommandeur. Er war in der Armee mein unmittelbarer Hintermann.

Herren einladen, sich an ihn anzuschließen, solches jedoch ohne Zeitverlust zu thun. Diese Aufforderung fand indessen kein Gehör, Erfurt capitulirte und sämmtliche Herren, mit Ausnahme des Generals Zweiffel, der sich uns anschloß, ergaben sich kriegsgefangen! Es war dies ein entsetzlicher Moment, das Herz blutete mir! Wie war es möglich, daß eine Armee, die für die schönste in der Welt galt, mit allen ihren großen Erinnerungen und Hoffnungen mit Einem Schlage auseinandergesprengt und fast zertrümmert werden konnte! Wol noch nie hat die Nemesis so streng gerichtet und gedemüthigt!

Mit dem Hin- und Herschicken vergingen mehre Stunden, und welche Stunden! Hier erfuhren wir erst das Nähere des vorigen Tages; der Herzog von Braunschweig tödtlich blessirt, beide Augen verloren, als sollte er das Unglück des Tages nicht sehen, aber doch noch den Schmerz haben, es zu erleben; Feldmarschall von Möllendorff, wie schon erwähnt, verwundet; General Rüchel, General Graf Schmettau und Andere desgleichen. Schmettau, der den wichtigsten Paß über die Saale bei Kösen unbesetzt gelassen hatte, nahm sich, wahrscheinlich aus Verzweiflung hierüber, selbst das Leben.

So tief und ergreifend der Eindruck war, den diese Nachrichten hervorbrachten, so war doch immer die erste Frage: Was macht der König? Lebt er? Ist er gerettet? Gesund? Und erst, nachdem man hierüber beruhigt sein konnte, legte sich einigermaßen die angstvolle Besorgniß, die sich wegen der Erhaltung des Königs eines Jeden bemächtigt hatte; gewiß nicht ohne Grund, denn wie man später erfuhr, hat er bei der überhand nehmenden Flucht der Truppen in großer Gefahr geschwebt, dem Feinde in die Hände zu fallen. Zu seiner Rettung hat der damalige Major von dem Knesebeck vom Generalstabe, dessen schon im Vorhergehenden erwähnt worden, wenn auch nur zufällig, nicht wenig beigetragen. Wie ich aus dessen selbsteigener Erzählung weiß, befand sich der König auf freiem Felde, der Gegend nicht recht kundig, ungewiß, welche Richtung er zu nehmen habe, als Knesebeck geritten kommt und des Königs gewahr wird. Aus frühern Recognoscirungen in der Gegend gut Bescheid wissend, erbot er sich, den König zu führen und hatte das Glück, ihn auf den rechden Weg und in Sicherheit zu bringen. Diesen Dienst hat der

König ihm nie vergessen, und von dem Augenblicke an mußte er bei dessen Person verbleiben.

Nach dieser Erzählung zu unserm Verweilen bei Erfurt zurückkehrend, kann ich versichern, daß die Kunde von der Rettung des Königs bei allen unsern Truppen den feurigsten Eindruck machte, und so ernst sie auch gestimmt waren, so war es, als wenn ein neues Leben in ihnen aufstiege. Ueberhaupt kann ich betheuern, daß die Truppen unseres Corps, ob zwar tief ergriffen von dem großen Unglücke, das die Armee betroffen hatte, dennoch in einer Haltung verblieben, die wahrhaft bewundernswürdig war.

Die feindlichen Colonnen sahen wir immer näher auf Erfurt heranziehen und sich zur Einschließung dieser Festung entfalten.

Rückzug des weimarischen Corps.

Als der Herzog nun sah, daß es höchste Zeit sei, und Möllendorff auch schon geschickt hatte, daß man sich nicht länger aufhalten möchte, so wurde der Abmarsch angetreten; die Infanterie unter dem Herzoge von Braunschweig-Oels über Langensalza und Mühlhausen, und die Cavalerie, die später aufbrach, unter des Herzogs eigener Führung, ihren Weg über Gotha nehmend.

Der Schmerz, den man in dem Augenblicke des Abmarsches von Erfurt bei der Trennung von Freunden und Kameraden, die man im Geiste schon in die Gefangenschaft abführen sah, empfand, diese Wehmuth und Trauer, diese trüben Blicke in die Zukunft, der Gedanke, was aus Preußen, aus uns Allen werden solle, die Zerknirschung über den Uebermuth eines verhaßten Feindes, über die Schadenfreude von andern Seiten her, alles dieses, was Herz und Brust zusammenpreßte und oft so weich und wehmüthig stimmte, daß man sich der Thränen nicht erwehren konnte, läßt sich durch Worte nicht ausdrücken, wenigstens ist meine Feder zu schwach dazu! Doch das Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache kräftigte und ließ den Geist nicht fallen.

Als es Nacht wurde, ließ der Herzog Fackeln anzünden, von deren Scheine beleuchtet wir an der Spitze der Avantgarde den Marsch fortsetzten. In Gotha verfehlte der Herzog den Weg, indem er die Straße nach Eisenach statt nach Langensalza einschlug. Es wurde jedoch bald bemerkt und umgekehrt, was aller-

dings mit nicht wenigen Schwierigkeiten verknüpft war. Wer da weiß, wie schwierig ein solches Umkehren schon bei Tage ist, wird sich vorstellen können, wie viel mehr dieses bei Nacht der Fall war.

Als es Tag geworden war, gewahrten wir seitwärts in einiger Entfernung Truppen, die auf uns zuzumarschiren schienen. Von unserm Corps konnten sie nicht sein, und da man sie noch nicht erkennen konnte, so wurden allerlei Vermuthungen aufgestellt. Entgegengeschickte Cavaleriepatrouillen sagten aus, daß es Preußen seien, und es ergab sich, daß es der General Winning war, der zum Corps des Generals Rüchel gehörte, und von diesem in der Richtung über Eisenach und Fulda zu einer Demonstration gegen den Feind detachirt gewesen war. Die Truppen, mit welchen General Winning sich unserm Corps anschloß, bestanden aus zwei Bataillonen des Regiments von Tschammer, den beiden Füsilierbataillonen Bila und Graf Kayserling, zwei Compagnien Jäger, fünf Escadrons Köhler-Husaren, eine halbe Batterie reitender und eine halbe Batterie Zwölfpfünder Fußartillerie.

Noch an demselben Tage trafen wir mit fünf Escadrons Irving-Dragoner und einer Escadron Baillodz-Kürassire zusammen, welche mit dem Corps vereinigt wurden. Bei demselben befand sich auch der damalige Oberst von York, nachmals Feldmarschall Graf York von Wartenburg.

Bei unserm Eintreffen in Duderstadt am 18. October wurde ein französischer Hauptmann, Namens Petitgrand, Adjutant des Marschalls Berthier, gebracht, der im Rücken der feindlichen Armee durch ein preußisches Streifcorps unter dem Flügeladjutanten des Königs Major Graf Götz gefangen genommen war. Er sollte die Nachricht von der Schlacht am 14. nach Paris bringen, die nun verspätet dort angelangt sein wird. Da er früher Ingenieuroffizier war, so gab mir dies Veranlassung, mit ihm nähere Bekanntschaft zu machen und mich seiner besonders anzunehmen.

Von Lutter am Barenberge, wo wir am 20. October eintrafen, wollte der Herzog sich auf Magdeburg dirigiren, als vom General Blücher ein Schreiben aus Braunschweig anlangte, worin er anzeigte, daß er mit 40 Geschützen und einigen Hundert Pferden dort angekommen sei, nach Sandau marschiren und dort die Elbe passiren werde.

Dies bewog den Herzog, den Marsch nach Magdeburg aufzugeben und ein Gleiches zu thun.

Da man, um Magdeburg zu erreichen, durch den Umweg, den man zur Vermeidung des Feindes und in der Hoffnung, vor den Têten seiner Colonnen unangefochten vorbeizukommen, machte, schon Zeit verloren hatte, ohne sie durch forcirte Märsche wieder einzubringen, so war es unter diesen Umständen vielleicht ganz zweckmäßig gehandelt.

Hierauf fand Tags darauf, am 21., zwischen dem Herzoge und Blücher in Wolffenbüttel eine Zusammenkunft statt, worin das Nähere besprochen wurde. Der damalige Major Graf Chazot, später Generalmajor und Commandant von Berlin[1], wurde vorausgeschickt, um den Uebergang über die Elbe vorzubereiten. Als in mein Fach einschlagend, hätte ich ihm bei diesem Geschäfte nützlich sein können und erwartete daher, ihm beigegeben zu werden, was jedoch nicht geschah. Wir erfuhren hier, daß in Hannover nach dem Abmarsche unserer Truppen von dort das Volk die preußischen Adler abgerissen und das kurfürstlich hannöversche Wappen wieder aufgerichtet habe, wobei es an Verwünschung und Verhöhnung des preußischen Namens nicht gefehlt haben soll, was sich bei der damaligen Stimmung in Hannover gegen Preußen wol denken läßt.

Die Aussicht, vor dem Feinde die Elbe zu erreichen, fing an zu schwinden, indem nach den uns zugegangenen Nachrichten der Marschall Soult an dem Tage, am 22., als wir in Königslutter waren, bei Wansleben, zwei Meilen westlich von Magdeburg, stand, mithin wenigstens ebenso nahe an Sandau war als wir. Ein Zusammentreffen mit dem Feinde war daher täglich zu gewärtigen.

Bei den angestrengten Märschen, wozu man sich jetzt verstehen mußte, litten unsere Truppen gewaltig. Der Verpflegung wegen und aus vermeinlicher Schonung ließ man die Truppen auf dem Marsche cantonniren, welche Maßregel aber den Nachtheil mit sich führte, daß die Märsche wegen der entferntern Quartiere oft um Stunden und Meilen vergrößert wurden. Unsere

---

[1] Starb 1812 zu Pskow am Peipussee in Rußland auf einer Reise nach Petersburg, um an dem Kriege gegen Napoleon theilzunehmen.

Truppen behielten noch fortwährend eine angemessene Haltung und noch nirgends waren Merkmale von Indisciplin. Ihr Gesundheitszustand erhielt sich gut, obgleich sie bei der so späten Jahreszeit, wie schon bemerkt, noch dünne leinene Beinkleider trugen, welches Ungemach den guten Willen des Soldaten nicht schwächte. Die ersten Spuren des uns verfolgenden Feindes trafen wir in Gardelegen, wo wir am 24. eintrafen. Bereits vor uns war eine feindliche Patrouille dort gewesen und eine zweite, die auf dem Wege dorthin war, wurde von uns aufgehoben.

Der Anblick dieser Gefangenen machte auf unsere Truppen, die bis dahin noch keinen Feind gesehen hatten, einen ermuthigenden Eindruck und allen Wahrnehmungen zufolge konnte man auf ihre Hingebung rechnen. Mehr läßt sich von Truppen, die mit Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen hatten, nachdem die Hauptarmee geschlagen war und sie selbst auf dem Rückzuge waren, gewiß nicht verlangen.

Vom Fürsten Hohenlohe, der den Oberbefehl über sämmtliche noch vorhandene Heerestheile der Armee erhalten hatte, ging aus Neustadt an der Dosse, woselbst sich auch Blücher befand, die Anzeige ein, daß er geradenwegs auf Stettin gehe, wobei er den Herzog aufforderte, ein Gleiches zu thun und sich mit ihm zu vereinigen.

Der General Le Coq meldete aus Hameln, daß er mit seinen $3^1/_2$ Bataillonen Infanterie, einer halben reitenden Batterie und fünf Escadrons Cavalerie am 27. in Havelberg eintreffen würde, als unmittelbar darauf ein zweites Schreiben von demselben einging, wonach er sich entschlossen gehabt, in Hameln zu bleiben. Uns Allen war ein so seltsamer Entschluß unbegreiflich.

Bis dahin hatten sich alle einzelnen Theile unseres Corps intakt und in festem Zusammenhange erhalten. Doch sollte unsere Freude hierüber einigermaßen getrübt werden, als es sich am folgenden Tag, dem 25., beim Abmarsche von Gardelegen nach Stendal ergab, daß vom Regimente Tschammer, eins der ausgezeichnetsten Regimenter der Armee, 300 Mann fehlten und sich auch nicht wieder einfanden. Glücklicherweise war dies ein einzelner Fall, der zunächst weiter keine Nachahmung fand. Wirft doch ein Sturm ganze Mauern um oder reißt einzelne Theile aus ihren Fugen, wie sollte nicht ein Orkan, wie der am 14.,

Aehnliches bei einer Masse hervorbringen, deren einzelne Glieder aus Fleisch und Blut bestehen und durch einen Mörtel weit zarterer Natur zusammengehalten werden.

Das Ausbleiben so vieler Mannschaften von einem und demselben Regimente ging daraus hervor, daß der Theil der Provinz, in welchem Gardelegen liegt, zu dem Canton gehörte, aus welchem genanntes Regiment seine Einländer erhielt. Hier in ihrer Heimath angelangt, mögen sie bei der Gewißheit, daß unmittelbar nach unserm Abmarsche der Feind dorthin kommen würde, und bei der Aussicht des zu gewärtigenden Schicksals mehr an die Wahrnehmung ihres häuslichen Interesses als an die Unverbrüchlichkeit ihrer Pflichten als Soldaten gedacht haben [1].

Nachdenkend und in ernster Stimmung setzten wir unsern Marsch fort, gewärtig, nicht mehr unangefochten zu bleiben. Alles wurde in Bereitschaft gesetzt, den Feind zu empfangen. Es währte auch nicht lange, so sprengte feindliche Cavalerie auf uns an; sie wurde jedesmal zurückgewiesen und wir machten Gefangene. Diese sagten aus, Soult sei mit 40,000 Mann in Anmarsch und wolle bei Tangermünde über die Elbe gehen.

Ohne Verlust erreichten wir Stendal, doch wir sollten der Ruhe nicht genießen; denn noch in derselben Nacht wurden wir allarmirt, auch sah man $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernt bei Tangermünde die Wachtfeuer des Feindes in großer Zahl, was die Aussagen der Gefangenen zu bestätigen schien.

Der Lärm, der uns auf die Beine brachte, war zwar nur ein blinder, doch der Herzog fand sich veranlaßt, sofort aufzubrechen und seinen Marsch nach Sandau fortzusetzen. Hierbei trat der unangenehme Umstaud ein, daß die Artillerie auf dem Wege, der ihr angewiesen war, nicht durchkommen konnte und einen andern Weg über einen Ort einschlagen mußte, wo der

[1] Es ist überhaupt eine bedenkliche Sache bei allen dergleichen Einrichtungen, wenn die Regimenter ihren Ersatz ausschließlich aus gewissen Provinzialbezirken erhalten, da Erscheinungen, wie die erwähnte, sich unter ähnlichen Umständen wol wiederholen können, wovor uns jedoch der allgütige Himmel bewahren möge! Ein zweiter bedenklicher Umstand bei Provinzialregimentern ist der, daß bei erlittenen starken Verlusten einzelner Regimenter oft ganze Provinzen in Trauer versetzt und vor andern entvölkert werden.

Feind schon gewesen war. Die Bagage des Corps war schon vorausgegangen und man hoffte, daß sie bei Ankunft des Corps an der Elbe diese schon passirt haben würde.

Das Regiment Yorke wäre auf diesem Marsche von feindlicher Cavalerie bald überrascht worden: es sammelte sich aber und kam ohne Verlust davon. Von da ab setzte das Regiment seinen Marsch in offenen Quarrés nach der damaligen Formation fort, was bei der Unebenheit des Bodens, der an mehren Stellen mit Gestrüpp bedeckt, eine höchst beschwerliche Bewegung war, die natürlich sehr langsam vor sich ging. Damals kannte man keine andere Art, feindliche Cavalerie zu empfangen, und wenn die Formation eines offenen Quarré schon auf dem Exercirplatze weitläufig ist, so ist sie im Angesichte des Feindes wegen der so leicht entstehenden Unterbrechung in der taktischen Gliederung der Linie oft unausführbar, daher es der Commandeur hier vorzog, in der Quarréformation seinen Marsch fortzusetzen. Dieses Verfahren kann jedoch zur Nachahmung nicht empfohlen werden.

Uebergang über die Elbe (26. October).

Als wir am 26. mit Tagesanbruch nach Altenzaun[1] kamen, mithin die Elbe erreicht hatten, fanden wir zu unserm großen Erstaunen alle Bagage in der größten Verwirrung noch am diesseitigen Ufer. Es hatte nicht an Fahrzeugen zum Uebersetzen gefehlt, auch war die Bagage schon längst da; allein dem am jenseitigen Ufer postirten Offizier war es eingefallen, bei der Nacht nichts herüberzulassen. Offenbar fehlte es diesem Offizier an Umsicht, auch war er nicht gehörig instruirt.

Bei der Nähe des Feindes und der unvermeidlichen Dauer des ohnehin verzögerten Uebergangs wurden nun zur Deckung desselben die geeigneten Vorkehrungen getroffen. Die drei Füsilierbataillone und die sechs Jägercompagnien des Corps wurden als Arrièregarde unter dem Obersten von York in dem coupirten Terrain zwischen Altenzaun und Rosenhof aufgestellt und durch eine Reserve unterstützt, sowie nicht minder die Elbdeiche mit Infanterie besetzt wurden.

---

[1] Eine Meile oberhalb Sandau an der Elbe.

Hierauf begann der Uebergang; die Cavalerie zuerst, dann die Artillerie und zuletzt die Infanterie; einige und zwanzig größere und kleinere Fahrzeuge waren damit in steter Bewegung.

Wir glaubten schon den begonnenen Uebergang unangefochten bewerkstelligen zu können, als gegen 4 Uhr Nachmittags ein feindliches Dragonerregiment vor Altenzaun erschien und seine Plänkler vorschickte. Nur Infanterie konnte hoffen, unsere Truppen aus dem coupirten Terrain, welches sie besetzt hielten, zu vertreiben. Die Dragoner, dreist geworden, saßen daher sogleich ab und griffen zu Fuß an, sie wurden aber jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Selbst als nach Verlauf von einer Stunde feindliche Infanterie heranrückte, hielten unsere Truppen tapfer aus, bis die Nacht dem Gefechte ein Ende machte. Dieses Gefecht, von dessen Ausgange so viel abhing, gereichte den Truppen und ihrem tapfern, unerschrockenen Anführer York zur größten Ehre. Man kann sagen, daß York hier den Grundstein zu seiner nachmaligen Bedeutung legte.

Der Feind wagte nicht mehr den Uebergang zu stören, der denn auch bis Mitternacht vollständig und ohne weitern Verlust bewerkstelligt wurde. Man glaubte ein großes Ziel erlangt zu haben und zweifelte nicht mehr an einer Vereinigung mit Blücher und Hohenlohe. Alles faßte neuen Muth; Geist und Kräfte waren wie neu belebt!

Im Siegeslaufe brav zu sein, ist nicht schwer; anders ist es, wenn das Glück den Rücken gekehrt hat, zur Umkehr desselben die Aussichten immer mehr schwinden und die Entbehrungen und Fatiguen mit jedem Tage zunehmen. Hält dann eine Truppe noch zusammen und sucht sie dabei dem Feinde jeden Fuß breit Terrain streitig zu machen, so übt sie gewiß den höchsten Grad von Bravour und Disciplin. Es ist gewiß nicht übertrieben, wenn ich sage, daß das eben Bemerkte auf unsere Truppen volle Anwendung fand.

Nachdem wir die Elbe glücklich hinter uns hatten, hofften wir auch bis zur Oder zu kommen. Erreichten wir gar Stettin, so hielten wir uns für gerettet; dorthin mußte man also sich wenden.

Allerdings ward an die Möglichkeit gedacht, daß solches fehlschlagen könne. Für diesen Fall hatte man das Project gefaßt

sich gegen die Peene zu wenden und Schwedisch-Pommern zu gewinnen. Zu dem Ende hatte der Herzog bereits an den dortigen schwedischen Generalgouverneur geschrieben und eintretenden Falls um freien Uebergang über die Peene nachgesucht. Es erfolgte jedoch eine kategorisch abschlägige Antwort, der man um so weniger gewärtig war, als sich Schweden mit Frankreich noch im Kriegszustande befand und man unsere frühern Zerwürfnisse mit dieser Macht für beseitigt hielt.

Durch den ungeachtet des in den ersten Tagen unseres Rückzugs gemachten Umwegs und des dadurch entstandenen Zeitverlustes glücklich ausgeführten Uebergang über die Elbe hatte das Corps für den Augenblick allerdings viel gewonnen; doch verhehlte man sich nicht, daß das Ziel unserer Wünsche, für den Dienst des Königs erhalten und ihm zugeführt zu werden, noch sehr entfernt liege und bis dahin wol noch so mancher Kampf zu bestehen sein würde.

Der Herzog von Weimar legt das Commando nieder (28. October).

Nachdem der Herzog das Corps über die Elbe geführt hatte, legte er das Commando desselben nieder. Er würde sich hierzu vielleicht noch nicht verstanden haben; allein noch während des Uebergangs über die Elbe langte ein Courier vom Könige mit einem Schreiben an, worin der König ihn nicht allein ermächtigte, sondern auch ersuchte, das Commando niederzulegen und es dem ältesten General nach ihm zu übergeben.

Früher als nach erfolgtem Uebergange über die Elbe würde der Herzog sich hierzu nicht verstanden haben, indem er die wiederholten Anforderungen seines Landes und seiner Familie, begleitet von der Androhung Napoleon's, des Landes verlustig zu sein, wenn er nicht sofort zurückkehre, womit der damalige Kammerherr, jetzige Hofmarschall von Spiegel aus Weimar bereits mehre Tage zuvor angekommen war, dahin zurückwies, daß er es als eine Ehrensache und als eine dem Könige schuldige Pflicht betrachte, das Commando keinenfalls früher niederzulegen, als bis er das Corps über die Elbe gebracht habe. Diese Erklärung ist gewiß um so ehrenvoller, als der Herzog sich in seiner Eigen-

schaft als regierender Herr in einer sehr schwierigen Lage befand. Seine Lande hatte der Feind erobert und diese befanden sich in dessen Gewalt; seine Familie, die in Weimar zurückgeblieben war, desgleichen, und der Herzog hatte nicht allein für seine Person, sondern auch als Landesherr thätig Theil an dem Kriege genommen.

Mit aufrichtigem Bedauern sahen wir den Herzog von uns scheiden. Er hatte die Liebe und das Vertrauen der Truppen in hohem Maße sich erworben, und ich werde nie die Scene der gegenseitigen Rührung beim Abschiede vergessen!

Der älteste General nach dem Herzoge war der General von Winning, der das Commando nunmehr führte.

Jeder Wechsel im Commando bringt eine Veränderung in den Verhältnissen hervor, und eine Vergleichung in dieser Hinsicht ist unvermeidlich. In der Führung des Corps stand ein Unterschied nicht zu vermuthen, da der Einfluß des Hauptmanns von Müffling in dieser Beziehung nichts weniger als eine Beschränkung zu erfahren hatte. Der General Winning war als ein tüchtiger Exercirmeister bekannt und zeichnete sich vor der Front seines Regiments aus. Er war gewiß ein tapferer Degen und ein unerschrockener Krieger; allein in das Süblime der Kriegskunst schien er nicht tief eingedrungen zu sein.

So erinnere ich mich, daß, als ihm durch einen der Offiziere seiner Umgebung ein Plan vorgetragen ward, wodurch man leichter zum Ziele zu kommen hoffen durfte, er diesen mit den Worten abwies: „Das mag gewiß ganz gut sein; allein ich habe noch nie eine Armee commandirt, dazu gehört Routine; gehen Sie zum Hauptmann Müffling.“

Unser leibliches Wohl hatte bei dem Commandowechsel einen Unterschied erfahren. Der Herzog, der die Freuden der Tafel liebte, dabei eine aufgeweckte und geistreiche Unterhaltung führte, hielt eine sehr gastfreie Tafel, an welcher dessen ganze Umgebung Theil nahm. Bei seinem Nachfolger fiel alles Dies weg, was uns wenig behagte.

Durch eine Anzeige von Blücher, die während des Uebergangs über die Elbe eintraf, erfuhren wir, daß er in Neu-Ruppin stehe und das Commando über das Natzmer'sche Corps, früher die Reserve der Armee unter dem Herzog Eugen von Würtemberg, übernommen habe. Wie wir später erfuhren, stand

Hohenlohe an diesem Tage in der Gegend von Lychen; Jener gegen acht Meilen von uns ab und um eben so viel näher an Stettin als wir, ein Beweis, wie viel Zeit wir durch den Umweg von Erfurt ab verloren hatten. Wie sich später auswies, standen die uns nachrückenden feindlichen Colonnen zu der Zeit, als wir über die Elbe gingen, folgendergestalt: Soult folgte uns mit einem Theile seines Corps; mit der Hauptmacht war er bei Tangermünde im Uebergehen über die Elbe begriffen; Murat war bis Liebenwalde und Zehdenick vorgerückt; Lannes stand bei Löwenberg, und Bernadotte war im Anzuge über Nauen und Cremmen.

Hieraus ging hervor, daß wir, ohne uns durch alle diese feindlichen Corps durchzuschlagen, nicht mehr nach Stettin, bis wohin wir von Havelberg ab noch einen Weg von 26 Meilen zurückzulegen hatten, kommen konnten. Unter diesen Umständen war von einem Unternehmen dieser Art kein glücklicher Erfolg zu erwarten; es hätte an Verwegenheit gegrenzt, dem Feinde geradezu in die Hände zu laufen. Bekanntlich fand am 28. die unglückliche Katastrophe bei Prenzlau statt. Blücher, der dahin auf dem Marsche war, um zu Hohenlohe zu stoßen, erfuhr die Nachricht davon, als er nur noch zwei Meilen von diesem Ziele entfernt war. Er kehrte hierauf um, unserm Corps entgegen, in der Absicht sich mit demselben zu vereinigen. Unbekannt mit den Ereignissen und der Stellung der uns verfolgenden feindlichen Corps, brachen wir am 29. von Havelberg auf und schlugen die Straße über Kyritz nach Stettin ein. In Kyritz kamen uns schon die beunruhigendsten Gerüchte, an deren Glaubhaftigkeit man nicht zweifeln konnte, zu, worauf sich der General Winning veranlaßt fand, am 30. mehr nördlich, auf Wittstock, zu marschiren. Obgleich wir von hier immer noch den Weg auf Stettin einschlagen konnten, so war es doch schon entschieden, daß uns derselbe nicht mehr offen stand.

Ein wahrhaft ernstes Gefühl durchzieht die Seele, wenn der letzte Funke von Hoffnung, den Rettungshafen zu erreichen, geschwunden ist und man, von den Seinigen getrennt, dem Ende seiner Laufbahn entgegeneilt. Bei einer solchen Aussicht, wenn sie erst zur Gewißheit geworden, wo man nur daran denkt, mit Ehren unterzugehen, bemächtigt sich uns ein anderes — ein feier=

liches, erhabenes Gefühl: man hat mit der Welt abgeschlossen, das Leben ist nichts mehr werth.

Von dem Augenblicke an, wo wir uns auf Wittstock zuwandten, hatte unser Ende begonnen, und da dieses aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr fern sein konnte, so wollte ich noch etwas, woran mir viel gelegen war, womöglich aus dem Schiffbruche retten: es war dieses mein Manuscript „Die Befestigungskunst", welches ich von Potsdam mit nach Danzig und von da ins Feld mitgenommen hatte. Zu diesem Ende hatte der damalige Kriegsrath Buddée, früher Offizier bei der Artillerie, die Güte, es in Verwahrsam zu nehmen, bis ich es zurückfordern oder er die Gewißheit von meinem Tode erhalten haben würde, in welchem letztern Falle es ihm als Eigenthum unter dem Anheimstellen, es zu geeigneter Zeit im Drucke erscheinen zu lassen, verbleiben solle.

Der Feind war uns bereits so nahe gekommen, daß um ihm auszuweichen, wir schon um Mitternacht von Wittstock aufbrechen mußten und, die Straße auf Stettin wieder einschlagend, am 31. bis Mirow marschirten. Hier erhielten wir die traurige Gewißheit von dem unglücklichen Schicksale des Hohenlohe'schen Corps bei Prenzlau, worüber wir durch den aus Stettin eben angekommenen damaligen Lieutenant von Pfuel, jetzt General der Infanterie und commandirenden General des 7. Armeecorps, auch Gouverneur von Neufchâtel, die betrübendsten Details erfuhren.

Bei dieser Lage der Dinge wurde die Absicht, womöglich noch Stettin zu erreichen, ganz aufgegeben, und wir wandten uns nunmehr am 1. November von Mirow ganz nördlich zwischen vielen Seen durch, den Möritzsee in der linken Flanke, ungewiß, wo das Schicksal uns hinführen würde.

Man kann sich denken, daß über Das, was zu thun sei, manches Project vorgebracht wurde, bis endlich Pfuel in seiner bekannten Genialität auf den Gedanken kam, daß die Infanterie mit der Artillerie nach Rostock marschiren, sich dieses Platzes, damals noch eine Art freie Stadt, die ihr eigenes Militär hatte, bemächtigen, und sich dort einschiffen, die Cavallerie dagegen sich nach Böhmen durchhauen solle. Was sich nicht in Rostock einschiffen könne, solle solches in Wismar versuchen.

In Bezug hierauf wurde mir der Befehl, nach den beiden

genannten Seestädten zu gehen und dort die Vorbereitungen zur Einschiffung zu treffen. Bei der Möglichkeit, hierbei auf Schwierigkeiten zu stoßen, wurde der General von Wobeser [1], der auf dem Marsche nach Güstrow war, angewiesen, mir auf meine Requisition die erforderliche militärische Unterstützung zukommen zu lassen, sich auch nöthigenfalls Rostocks durch Ueberfall zu bemächtigen.

Hierauf ging ich mit Pfuel ohne Zeitverlust nach Güstrow, woselbst dieser blieb um Wobeser abzuwarten; ich begab mich dagegen nach Rostock. Meinen Diener hatte ich beim Corps gelassen, was ich später sehr zu bereuen gehabt habe.

In dem Gasthofe zu Rostock, in welchem ich abgestiegen war, traf ich den Herzog von Weimar, der im Begriff war, sich nach Holstein einzuschiffen [2]. Ich ging sogleich zu ihm und wurde sehr freundlich aufgenommen. Als ich ihn von meinem Auftrage vertraulich in Kenntniß setzte, und er vernahm, was man in Bezug auf Rostock auszuführen gedächte, meinte er, daß es ihm lieb sei, nichts mehr damit zu thun zu haben, indem er solche Gewaltschritte nicht gutheißen könne. Auch könne er nicht glauben, da Rostock kein haltbarer Ort sei, daß die Einschiffung in so kurzer Zeit, als angenommen werden müsse, weder vorbereitet, noch weniger bewerkstelligt sein könne, wie ihm überhaupt das ganze Project etwas abenteuerlich vorkomme.

Im Hafen von Rostock, wohin ich mich sogleich verfügte, fand ich eine nicht unbedeutende Anzahl Kauffartheischiffe. So gut als es gehen wollte ohne eine Absicht zu verrathen, suchte ich von dem Fassungsvermögen und der Tragfähigkeit der Schiffe, von der Zeit sie segelfertig zu machen, sowie von den benöthigten Approvisionements-Gegenständen und der Möglichkeit ihrer Beschaffung, und was sonst noch zu bedenken war, Erkundigung einzuziehen.

Nachdem ich dies alles detaillirt und zusammengestellt hatte, erschrack ich nicht wenig über den Umfang der zur Einschiffung erforderlichen Vorbereitungen.

---

[1] Starb 1821 als Generallieutenant.

[2] Ein Herr von Barner in Mecklenburg, der Vater unseres Generals dieses Namens, hatte dem Herzoge einen Civilüberrock gegeben, wofür ihm später ein kostbarer Brillantring zu Theil wurde.

Vereinigung mit Blücher (1. November).

Als ich in meinen Gasthof zurückkam, und eben im Begriff war, meinen Bericht zu machen, erhielt ich von Pfuel aus Güstrow die Anzeige, daß das Blücher'sche Corps mit dem unserigen bei Speck zusammengetroffen und die Einschiffung aufgegeben, dagegen beschlossen sei, daß beide Corps vereinigt bei Boitzenburg über die Elbe zurückgehen und auf Nienburg und Hameln marschiren sollten; die Corps sollten beide Festungen entsetzen, sich dort mit Munition und sonstigen Kriegsbedürfnissen versehen, sodann sich gegen Hessen und Westfalen wenden, daselbst eine Insurrection bewirken und einen Parteigängerkrieg im großen Stile führen, wovon man sich für die Fortsetzung des Krieges einen mächtigen Erfolg versprach.

Dieser veränderte Plan überhob mich zwar einer großen Verantwortung, abgesehen von der damit verbundenen, kaum möglich zu machenden Arbeit. Allein sie versetzte mich auch wieder in eine Lage, die für mich nicht minder peinlich war. Wenn es auch mein erster und natürlichster Gedanke sein mußte, ungesäumt zu meinem Corps zurückzugehen und mich, um es keinenfalls zu verfehlen, direct nach Boitzenburg zu begeben, so kann ich doch nicht leugnen, daß bei mir Betrachtungen mancherlei Art aufstiegen, und wie in einem Nebelbilde mir die Aussicht einer bessern Zukunft vorspiegelten.

Es hatten sich in Rostock einige preußische Offiziere eingefunden, um sich nach Kolberg oder Danzig einzuschiffen. Diese riethen mir, mich ihnen anzuschließen und nicht zum Corps zurückzugehen, was in der Lage, in welcher ich mich befände, nicht von mir zu verlangen sei. Zwischen diesen beiden Alternativen zu wählen, war mir nicht leicht, und ich gestehe, daß ich mich in großer Beklemmung befand. Die Betrachtung jedoch, daß solange das Corps, zu dem ich commandirt sei, noch existire, ich dorthin gehöre, und nichts unterlassen dürfe, es zu erreichen, bestimmte meinen Entschluß. Nicht allein, daß ich es für meine Pflicht hielt, so schien es mir auch ehrenvoller, Freud und Leid mit meinen Corpskameraden, mit denen mich meine Bestimmung zusammengeführt hatte, zu theilen, und mich nicht von ihnen zu

trennen. Dem Erfolge nach wäre es vielleicht klüger und meinem persönlichen Interesse entsprechender gewesen, wenn ich dem Vorschlage meiner rostocker Kameraden gefolgt wäre. Wer mag aber behaupten, ob das Klügste auch immer das der Ehre und der Pflicht entsprechendste ist. Zeit war nicht mehr zu verlieren.

Ich nahm daher sogleich Post und machte mich auf den Weg. Um schlimmen Begegnissen möglichst auszuweichen und in solchen Fällen die Küste gewinnen zu können, ging ich über Wismar auf Lübeck. Von hier konnte ich nach Umständen geradezu nach Boitzenburg, oder, wenn die Communication dahin nicht mehr sicher sein möchte, mich auf Hamburg wenden und dort die Elbe passiren. In Lübeck dachte ich vorerst Nachricht über den Stand der Dinge abzuwarten, und zu erfahren, wo ich das Corps zu suchen haben würde. Auf bloße Gerüchte darf man sich nicht immer verlassen; sie sind meist übertrieben, oft auch grundlos.

Lübeck.

Ich kam in Lübeck am Morgen des 4. November an und stieg im Gasthofe „Zur Stadt Wismar“ auf dem Kuhberge, einem freien Platze, ab. Es herrschte große Aufregung in der Stadt, und angstvolle Besorgniß trieb die Menschen hin und her. Nicht längst, am 31. October, hatte das Corps Schweden, welches bis dahin im Lauenburgischen gestanden und bei Annäherung der Franzosen nach Travemünde eilte, um sich nach Schweden einzuschiffen, bei der Weigerung des Senats der Stadt, ihm einen freien Durchzug zu gestatten, die Thore erbrochen und mit Gewalt das Begehrte durchgesetzt. Jetzt erscholl die Nachricht, daß Blücher, von den Franzosen hart gedrängt, im Anzuge und nur noch wenige Meilen von Lübeck entfernt sei.

In der That, es währte auch nicht lange, daß diese Nachricht ihre Bestätigung erhielt, denn schon am Morgen des folgenden Tages, am 5., erschienen die ersten Preußen und kündigten die Ankunft Blücher's an, der denn auch an demselben Tage, die Protestation des Senats nicht achtend, einrückte. Man hörte nicht auf, Blücher und die Preußen zu verwünschen, da sie kä-

men, die Stadt unglücklich zu machen und sie in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Vergebens stützten sich die Lübecker auf ihre Neutralität und auf ihre Rechte als freie Reichsstadt; Geld, alles wollten sie geben, nur sollte man ihre Stadt verschonen und abziehen.

Nunmehr war ich außer aller Verlegenheit, meine Absicht, wieder zum Corps zu stoßen, war erreicht und ich fühlte eine gewisse Genugthuung und Beruhigung, so und nicht anders gehandelt zu haben, obwol ich mir gestand, daß es der Vorabend der Entscheidung sein würde, umsomehr, als Blücher zur Erholung der Truppen und zur Ergänzung der nothwendigsten Marschbedürfnisse mehre Tage in Lübeck zu verweilen gedachte.

Doch diese Ruhe wurde ihm und uns nicht vergönnt. Der verhängnißvolle 6. November erschien, welcher der Tag unseres Unterganges und der Vernichtung der letzten Ueberreste unserer schönen Armee sein sollte. Die Angst der Lübecker sollte zur Wirklichkeit werden, denn sie mußten die Schrecknisse und Drangsale des Krieges in ihrer furchtbarsten Gestalt erfahren, wie sie bis dahin kaum gedacht werden konnten.

Die Ereignisse jener unglücklichen Tage mit ihren Folgen sind bekannt, und ich will nur noch soviel bemerken, daß das Unglück nicht so groß, vielleicht ganz abgewehrt worden wäre, hätte man sich auf einen möglichen Angriff mehr vorgesehen und die Localität demgemäß zu benutzen gewußt. So aber bildete Scharnhorst [1] sich fest ein, der Feind würde uns hier sobald nicht angreifen, daher demgemäß auch eigentlich nichts geschah.

Lübeck war damals noch ein sehr haltbarer, leicht zu vertheidigender Ort, der gegen einen coup de main als ganz gesichert angesehen werden mußte. Er hat die Gestalt eines Ovals, dessen längster Durchmesser, 2000 Schritt, beinahe in der Richtung von Süden nach Norden liegt [2]. Der westliche Umfang der Stadt wird durch die 60 Schritt breite Trave, und der östliche durch die an 200 Schritt breite Wackenitz begrenzt. Beide

---

[1] Der mit Blücher gekommen war und ihm als Chef des Generalstabes zur Seite stand.

[2] Der kürzere Durchmesser beträgt gegen 1200 Schritt und der Umfang der Stadt 5000 Schritt.

Flüsse nähern sich am nördlichen Ende des Orts bis auf eine Distanz von 200 Schritten, worauf die Wackenitz sich schnell südlich wendet und sich am obern Ende der Stadt mit der in entgegengesetzter Richtung fließenden Trave vereinigt, wo sie zum Betriebe von Mühlen, unter Belassung von fünf Kanälen, abgedämmt ist. Bis auf den kleinen Zwischenraum am untern (nördlichen) Ende der Stadt, ist dieselbe ganz mit Wasser umgeben.

Durch die Wackenitz führen, außer dem Damme an deren Einmündung in die Trave, noch zwei mit Durchlaßkanälen versehene Dämme. Von den dadurch gebildeten beiden Teichen heißt der oberhalb gelegene der Krähenteich und der untere der Mühlenteich.

Damals hatte Lübeck noch eine ziemlich gut erhaltene bastionirte Umwallung, von starkem Erdprofile mit nassem Graben, 10 Bastionen außerhalb längs der Trave, längs der Wackenitz dagegen befanden sich oberhalb des Krähenteiches nur Ueberreste von zwei Bastionen — dem Rosenwall und dem Hundewall — außerdem vor der Mündung der Wackenitz in die Trave die Wallmasse eines ehemaligen Hornwerks mit einem Wassergraben davor. Dieses Hornwerk erstreckte sich von der Trave bis über den Damm hinaus, der den Krähen- und Mühlteich voneinander trennt.

Zur Stadt führen vier Thore: 1) das Holstenthor auf der westlichen Stadtseite, ungefähr in der Mitte derselben, mit einer Brücke über die Trave, unterhalb welcher sich der Hafen befindet; 2) das Mühlenthor auf den entgegengesetzten (östlichen) Stadttheilen zwischen dem Mühlen- und Krähenteiche; 3) das Hörterthor auf derselben Stadtseite, zwischen dem Krähenteiche und der Wackenitz, und 4) das Burgthor am nördlichen Ende der Stadt, zwischen der Trave und der Wackenitz. Auf diesem Zwischenraume war die ehemalige Befestigung in ihrer ganzen Ausdehnung bis auf den Grund abgetragen, und statt dessen eine niedrige kreisförmige Mauer mit einem Staket darauf angebracht. Dieses Thor war unter allen am zugänglichsten, dabei aber doch noch von bedeutender Haltbarkeit, indem es durch die nebenliegenden Bastionen an der Trave, dem sogenannten Teufelsort, unter Feuer genommen werden konnte, und die alte Burg mit dem

Marstalle und der sogenannten Brauerkunst einen starken Abschnitt dahinter bildete. Für das Holstenthor, sowie für die ganze westliche Seite der Stadt war wegen der Trennung durch die Trave wenig zu befürchten.

Zur Sicherstellung und Vertheidigung der Thore war außer den allergewöhnlichsten Maßregeln ihrer Bewachung nichts geschehen, man glaubte sich sicher wie in Abrahams Schooß, als sich mit Anbruch des Tages vor den drei Thoren — dem Mühlen-, Hözter- und Burgthore — die feindlichen Vortruppen zeigten.

Daran einmal gewöhnt, achtete man nicht weiter darauf, selbst dann noch nicht, als unsere Außenposten zurückgetrieben wurden. Die Zahl der Feinde wuchs immer mehr, das Tirailleurgefecht wurde immer lebhafter, ohne daß man sich viel daraus machte. Endlich nach Verlauf von einer Stunde wurde Generalmarsch geschlagen, die Truppen versammelten sich auf ihren Allarmplätzen und zogen nach den bedrohten Thoren, Kanonen eilten in vollem Jagen eben dahin.

Blücher mit seinem ganzen Hauptquartiere blieb noch ruhig im „Heiligen Geiste" auf dem Markte, so sicher glaubte man sich, und als Blücher, zuletzt unruhig, sich zu Pferde setzen und nach dem Burgthore, wo das Gefecht am lebhaftesten war, eilen will, hält Scharnhorst, ihn am Arme fassend, mit der Versicherung zurück, daß für die Stadt nichts zu befürchten, es vielmehr sehr wesentlich sei, die Disposition für den folgenden Tag zu machen.

Inzwischen hatte der Feind das Burgthor forcirt und drang unaufhaltsam in die Stadt, sich von hier innerhalb der Mauer gegen die übrigen Thore ausdehnend. Unsere Truppen, die sich hier von der Seite und im Rücken angegriffen sahen, verließen die Thore, worauf der Feind überall auch hier eindringt. Fechtend zogen sich unsere Truppen zurück, das Gemetzel in der Stadt war fürchterlich, ein wahres Blutbad wurde angerichtet. So ging das von allen Seiten bis zum Markte fort; kaum hatte Blücher noch soviel Zeit, aus dem Hause zu kommen und sich auf ein ihm in diesem Augenblicke dargebotenes Pferd zu werfen und sich zu retten. Scharnhorst und Alle, die vom Hauptquartiere noch zurück waren, sowie auch meine Person, wurden kriegsgefangen.

Blücher, und wer aus Lübeck entkommen konnte [1], zog sich durch das Holstenthor nach Schwartau und Ratkau, in der Absicht, bei Travemünde sich von neuem zu setzen, bis endlich Blücher gezwungen wurde, mit dem Reste seiner Truppen zu capituliren und sich gefangen zu geben, womit die Vernichtung der gegen Napoleon ins Feld gerückten Armee bis auf den letzten Mann vollendet, und Napoleon's prahlerische Drohung in Erfüllung gebracht wurde.

In Folge der außerordentlichen Strapatzen und Anstrengungen fühlte ich mich sehr krank, und war daher gezwungen, in Lübeck zurückzubleiben. Es wurde auf mein Verlangen ein Arzt geholt, der bei Untersuchung meines Zustandes eine sehr bedenkliche Miene annahm und endlich erklärte, daß es das Lazarethfieber, der Typhus, sei. Der Doctor mußte wol Ansteckung befürchten oder sonst Gründe haben, denn er ließ sich nicht wieder bei mir sehen. Ich wandte mich hierauf an einen französischen Chirurgien-Major, mit dessen Behandlung ich Ursache hatte vollkommen zufrieden zu sein.

Die Schreckenstage von Lübeck sind mir wie Flammenzüge vor Augen geblieben, und die Gräuelscenen, die ich dort erlebte, werden mich stets mit Schauder erfüllen. Kaum waren die Franzosen Meister der Stadt, so wurden die Häuser erbrochen und das Plündern ging los; was nicht mitzunehmen war, wurde zerschlagen; die furchtbarsten Scenen fielen dabei vor. Preußische Soldaten, die sich in die Häuser flüchten wollten, fanden keinen Einlaß, und waren dann gewöhnlich eine Beute des Todes, den sie unter den Bajonetten, Kolben oder Flintenkugeln des Feindes fanden. So oft neue Truppen einrückten, und die erstern zu Blücher's Verfolgung fortzogen, fing die Plünderung immer von neuem an und dauerte so Tag und Nacht ununterbrochen fort. In den Straßen loderten die Bivouakfeuer hoch auf, zu deren Unterhaltung selbst die kostbarsten Meubles nicht verschont wurden. Dabei das Jammergeschrei und Wehklagen der unglücklichen Menschen, das fortwährende Einstoßen der Thüren, das Zerschlagen der Meubles, dabei einzelne Schüsse, alles dies war wahrhaft gräßlich anzuhören.

---

[1] Mit ihm sein Sohn und der Hauptmann von Müffling.

Nachdem so zwei volle Tage und Nächte vergangen waren, und man hoffte, daß es damit vorbei sei, kamen die Truppen, nachdem Blücher capitulirt hatte, von Ratkau zurück, und die grausenhaften Scenen fingen von vorn an, bis es nichts mehr zu plündern gab und die Ordnung nach und nach wiederkehrte.

Das Haus, in welchem ich lag, war vielleicht das einzige, das verschont blieb. In demselben logirte ein Uhrmacher aus Genf, der, als alle Reisende bei dem Einrücken des Blücher-schen Corps Reißaus nahmen, zurückblieb und der Schutzengel des Hauses wurde, indem er sich vor die Hausthür stellte und mit Gefahr seines Lebens Niemand einließ. Wahrscheinlich glaub-ten die Plünderer, wenn sie zurückgewiesen wurden, daß es ein von französischen Familien bewohntes Haus sei. Doch erschien mit einem male in meinem Zimmer, als ich im Bette lag, ein französischer schnurrbärtiger Grenadier, der mir sehr verdächtig schien. Ich besann mich nicht lange und rief ihm entgegen: „Que voulez-vous, je suis içi sous la sauve-garde du Prince de Ponte-Corvo!“ Dieser Zuruf machte Eindruck, und er entfernte sich mit einem Excusez, Monsieur!

Wenn ich nicht in Abrede stellen kann, daß der Sturm auf Lübeck eine außerordentliche Waffenthat genannt werden muß, so bewiesen unsere Truppen nicht minder Unerschrockenheit und hel-denmüthige Gegenwehr. Ihr wahrhaft tapferes Verhalten ist um so anerkennenswerther, als sie schon seit drei Wochen auf dem Rückzuge waren, mit den unsäglichsten Mühseligkeiten zu kämpfen hatten und von einem vielfach überlegenen Feinde ver-folgt wurden.

York mit seinen trefflichen Jägern that Wunder der Tapfer-keit. Er wurde schwer blessirt und mußte in Lübeck zurückbleiben, wo ich ihn, nachdem ich wieder ausgehen konnte, öfters besuchte. Einst erzählte er mir einen merkwürdigen Zug von einem seiner Oberjäger, Namens Meier. Dieser befand sich in dem Straßen-gefechte an seiner Seite, als er einen Schuß bekommt, wovon die Kugel vorn in die Brust hinein- und hinten herausgegangen war. „Herr Oberst, ich bin blessirt!“ sagt Meier zu York. Dieser sieht ihn an, und als er das Blut gewahrt, das an bei-den Orten zur Wunde herausströmt, reicht er ihm tiefbewegt die Hand mit den Worten: „Mein lieber Meier, es ist vorbei, Sie

sterben wie ein braver tapferer Mann; Gott befohlen!" „Wohlan", sagt Meier mit fester Stimme, „wenn es denn gestorben sein muß, so will ich noch einen Franzosen mitnehmen!" Hierauf legt er an, drückt los, und in demselben Augenblicke stürzt der Franzose, den er aufs Korn genommen hat, zur Erde nieder.

Meier wurde wieder hergestellt; die Kugel war nicht durch die Brust gegangen, sondern hatte ihren Weg um eine Rippe genommen.

Bekanntlich hatten die bereits erwähnten 1200 Schweden glücklich Travemünde erreicht, sich auch wirklich eingeschifft, als sie, durch widrige Winde am Auslaufen gehindert, dennoch den Franzosen in die Hände fielen. Die Gefangenen wurden nach Lübeck gebracht und auf dem Kuhberge vor meinen Fenstern aufgestellt. Dies interessirte mich, ich stand auf und trat ans Fenster. Es währte nicht lange, so erschien ein französischer Marschall in seiner großen Uniform, sie zu besichtigen; es war Bernadotte, damals Prinz von Ponte-Corvo. Wie bei einer gewöhnlichen Musterung ging er die Front hinunter, und wie es mir schien, begegnete er ihnen mit Herablassung. Der schwedische Commandeur begleitete ihn. Nach beendigter Besichtigung wurden die Soldaten in die an dem Platze gelegene Jacobikirche geführt, während sämmtliche Offiziere auf Befehl und, wie man nachher sagte, auf Kosten des Marschalls, in der „Stadt Wismar" bewirthet wurden. Unter diesen Offizieren befand sich der Lieutenant Graf Mörner, der bei der Erwählung Bernadotte's zum schwedischen Thronerben eine ebenso einflußreiche als auffallende Rolle gespielt hat.

Als nämlich im Jahre 1810 nach dem plötzlichen Ableben des zum Kronprinzen von Schweden gewählten Prinzen Karl August von Schleswig-Holstein-Augustenburg, zu einer neuen Wahl geschritten werden mußte, konnten sich die Stimmen nicht einigen. Doch war diejenige Partei die mächtigste, die den Bruder des verstorbenen Kronprinzen erwählt wissen wollte, dessen Wahl um so gewisser schien, als der damalige alte König Karl XIII. und Alle, die zur Regierung gehörten, diese wünschten.

Bevor es zur Abstimmung kam, war Mörner, der für die Idee, dem Prinzen von Ponte-Corvo Schwedens Krone zuzuwenden, schwärmte, in einer gesandtschaftlichen Mission als Cou-

rier nach Paris geschickt, und hatte diese Gelegenheit benutzt, unter Trotzbietung der schwersten persönlichen Verantwortung, einleitende Schritte zur Verwirklichung dieser Idee zu wagen. Der Zustimmung des Prinzen und der Einwilligung Napoleon's gewiß, wuchs die Partei, welche Bernadotte den übrigen Prinzen vorzog, von Tag zu Tag. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, verbreitete Mörner eine Flugschrift unter dem Titel: „Gedanken über die Thronfolge", worin er, die ausgezeichneten Eigenschaften des Prinzen schildernd, sich mit den Worten an die Soldaten wandte:

„Ihr würdigen Streiter des schwedischen Volkes, die Ihr den Edelmuth und die Güte des Prinzen von Ponte-Corvo erfahren, und gesehen, mit welcher Auszeichnung und Aufmerksamkeit er die Schweden behandelte, Ihr, an die er Ansprüche auf Anerkenntniß und Dankbarkeit zu machen hat, unternehmt Ihr es, seine Tugenden würdiger zu preisen und unsere Hoffnungen zu rechtfertigen!"

Gewiß ist es unendlich schwierig, in der Geschichte die Anfangsfäden zu entdecken, welche in ihrem nachherigen bunten Gewebe uns die fertigen Ereignisse liefern. Mir ist stets das theilnehmende, ja zuvorkommende Benehmen Bernadotte's den gefangenen Schweden zu Lübeck gegenüber, als einer jener Fäden erschienen, welche ihn später auf Schwedens Thron führten. — Doch kehre ich zu meiner Geschichte zurück.

Das beispiellose Unglück, welches den Staat und die Armee betroffen hatte, erschütterte mich tief. Es war, als wenn der Staat vor meinen Augen in Trümmer zusammenstürzte. Auch mein eigenes Schicksal bekümmerte mich nicht wenig, denn alle meine Aussichten für die Zukunft waren in trübe Wolken gehüllt. Dabei krank und verlassen, keine menschliche Seele sich um mich bekümmernd, war ich ununterbrochen von Gefahren umgeben, die das Schlimmste für mich fürchten ließen. Da ich meine Leute und Pferde mit meiner Bagage verloren hatte, und an deren Wiederbesitz nicht zu denken war, so war ich, bis auf das Wenige, was ich mit nach Rostock genommen und mit hierher gebracht hatte, von allem entblößt. Oft war ich der Verzweiflung nahe, und der Gedanke, meinem traurigen Leben ein Ende zu machen, stieg nicht selten in mir auf. Nur das Vertrauen auf Gott, das keinen Menschen ohne Hoffnung läßt, und eine innere

Stimme, daß Preußen nicht ganz untergehen werde, hielt mich aufrecht und erfüllte mich mit neuer Zuversicht.

Eine große Beruhigung würde es mir gewährt haben, wenn ich mich in meine Heimat hätte begeben können; allein der Zustand meiner Gesundheit ließ solches bei den rauhen und feuchten Novembertagen nicht zu; sowie ich auch in der Befürchtung schwebte, meine Vaterstadt vom Feinde eingeschlossen und belagert zu sehen. Die Besorgniß, daß meine dortigen Angehörigen allen Schrecknissen einer belagerten Stadt ausgesetzt sein möchten, vermehrten meine Unruhe.

Eine wahre Erquickung in dieser angstvollen Zeit gewährte mir der Besuch eines, obgleich mir unbekannten, Herrn von Bülow aus dem Lüneburgischen, der in der Gaststube des Hauses, in welchem ich lag, gehört hatte, daß oben ein preußischer Offizier krank liege. Durch mich hoffte er über einen Herrn von Düring in preußischen Diensten und Hannoveraner von Geburt, etwas zu erfahren: allein ich konnte ihm keine Auskunft geben.

Von unverkennbarer Theilnahme über die bedauerungswürdige Lage, in der er mich fand, angeregt, erbot er sich, meinem Vater Nachricht von mir zu geben und übernahm es, einen Brief an denselben zu besorgen. Der edle Mann hat, wie man nachher sehen wird, treulich Wort gehalten.

Wenn es schon auf Reisen und in fernen Landen ein inniger Genuß ist, Landsleute, auch wenn man sie früher nie gesehen, anzutreffen, so findet dies in um so höherm Maße statt, sobald man sich hülflos und verlassen fühlt. Man wird finden, daß solche zufällige Bekanntschaften nicht allein schnell zu Stande kommen, sondern auch nicht selten für die ganze Dauer des Lebens geknüpft sind, auch wol in wahre Freundschaft übergehen.

Obgleich die Capitulation von Ratkau auf die in Lübeck zurückgebliebenen kranken und blessirten Preußen ausgedehnt sein mochte, so war uns in dieser Beziehung noch kein Revers abgefordert. Daher faßte ich das Project, so bald ich in soweit wiederhergestellt sein würde, mich in das nahegelegene dänische Gebiet durchzuschleichen, und mich von da nach Pommern oder Preußen einzuschiffen. Ehe ich dies ins Werk richten konnte, erging von der französischen Commandantur des Platzes ein Befehl an sämmtliche Hausbesitzer, unter Androhung einer Strafe von 50

Mark, alle preußischen Offiziere, die sich in ihren Häusern aufhielten, anzugeben. Wer nun vorher nicht entkommen konnte, was leider bei mir unmöglich war, mußte sich gefallen lassen, den vorgelegten Revers zu unterschreiben.

Die Peinlichkeit meiner Lage in Lübeck vermehrte sich mit jedem Tage, umsomehr, als ich in dem Gasthofe, in welchem ich wohnte, für mein Geld leben und alles wie ein durchreisender Fremder bezahlen mußte. Auf Zuschuß von Hause mochte ich keinen Anspruch machen, da mein Vater als hannöverscher Beamter, seit der Besitznahme des Landes durch die Franzosen, kein Diensteinkommen bezog, unter der Last der Einquartierung fast erlag, und außerdem eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte.

In meiner Bedrängniß wandte ich mich an unsern Consul zu Lübeck, den Kaufmann Platzmann, und da ich für den Monat November noch keinen Gehalt und keine Feldzulage erhalten hatte, so bat ich ihn, mir beides gegen Quittung auszuzahlen. Er wollte hierauf jedoch nicht eingehen.

Gottes Beistand sollte indessen nicht mehr fern sein. Denn ganz unerwartet erhielt ich unter meiner Adresse, von unbekannter Hand sechs Stück Friedrichsd'or zugeschickt. So viel Edelmuth, und die überaus zarte Art ihn zu bethätigen, preßten mir Thränen der Rührung und Dankbarkeit aus, doch nicht ohne Bedauern, daß ich keine Gelegenheit haben sollte, weder diese dem edeln Geber an den Tag zu legen, noch der Rückzahlung der Gabe mich zu entledigen. Bis diesen Augenblick habe ich nicht erfahren können, von wem sie kam, obgleich ich vermuthe, daß es derselbe Herr von Bülow gewesen ist, von dem vorher die Rede war. Wer es auch sein mag, das Gefühl der Dankbarkeit durchdringt mich noch heute in ungeschwächtem Maße und wird nur mit meinem Leben erlöschen können.

Als ich soweit wieder hergestellt war, daß ich unten in das Gastzimmer gehen konnte, was beim besten Willen nicht zu vermeiden war, da ich wegen mangelnder Bedienung mir alles selbst besorgen mußte, kam ich mit französischen Offizieren in Berührung. Obgleich die meisten aus dem Stande der Unteroffiziere hervorgegangen, so fand ich unter ihnen doch auch Leute von Bildung, und muß ich ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mir stets viel Theilnahme bezeigten, und sich nie

eine unangenehme oder geringschätzende Aeußerung, wie ich sie als Offizier und Mann von Ehre nicht hätte hinnehmen dürfen, gegen mich erlaubten. Im Gegentheil, so oft ich über das unnennbare Unglück, welches uns Preußen betroffen hatte, trauerte, suchten sie mich gewöhnlich mit den Worten „Mon Dieu, ce sont les chances de la guerre“ zu beschwichtigen. Allgemein ließen sie der Tapferkeit und dem Muthe unserer Truppen Gerechtigkeit widerfahren, und sprachen oft ihre Verwunderung darüber aus, wie Truppen, die so kärglich gehalten, geprügelt, und wenn sie invalid oder zum Krüppel geschossen wären, betteln müßten, sich dennoch so tapfer schlügen. Leider konnte ich hiergegen nichts einwenden und mußte die Achseln zucken.

Mit den Franzosen ist es in der That ein eigen Ding. Wenn man dem Einzelnen oft nicht gram sein kann, kann man sie in der Gesammtheit als Nation, wegen ihrer aussaugenden Bedrückung anderer Völker, ihrer intriguanten, treulosen und selbstsüchtigen Politik, und ihrer blutdürstigen vandalischen und alles Völkerrecht verhöhnenden Handlungen, wovon ihre Geschichte übervoll ist, nur hassen und verabscheuen; man braucht sich nur an die Bartholomäusnacht, an die Verheerungen und Mordbrennereien in der Pfalz, an die Reunionskammern, an die hinterlistige Wegnahme von Straßburg und an vieles andere zu erinnern, der in der letzten Revolution begangenen Scheußlichkeiten nicht zu gedenken.

Der December war schon halb verflossen, und noch immer hatte ich keine Nachricht von meinem Vater. Ich war unbeschreiblich traurig und von Besorgniß seinetwegen erfüllt. Die Möglichkeit, daß mein Brief verloren gegangen, lag nahe. Da ich nicht wußte, ob mein Vater mit den Seinigen nicht Nienburg, um einer möglichen Belagerung auszuweichen, verlassen habe, und wo er in diesem Falle hingegangen sei, so ließ ich mich hierdurch abhalten, durch die Post an ihn zu schreiben, zumal ich befürchten mußte, ihm Ungelegenheiten zuzuziehen, wenn die Franzosen erführen, daß er Söhne in preußischen Diensten habe. Es konnte dies nicht ausbleiben, da auf den Postbureaus französische Agenten angestellt waren, die alle ihnen verdächtig scheinenden Briefe öffneten, auf welche Weise schon mancher Ehrenmann

compromittirt worden war. Endlich am 23. December war ich so glücklich, einen Brief von meinem Vater zu erhalten. Meine Freude läßt sich nicht schildern, sie kann nur empfunden werden. Diese Freude wurde um so inniger, als der Inhalt des Briefes in jeder Hinsicht zufriedenstellend war, und die besten Nachrichten über alle meine dortigen Angehörigen enthielt.

Aus dem Briefe ersah ich, daß der Vater, als Savary [1] gegen Nienburg anrückte und es zu belagern drohte, den Ort mit seiner ganzen Familie verlassen hatte und nach Hoya gegangen war, wo wir Verwandte hatten. Nach der am 24. November erfolgten Uebergabe der Festung war er nach Nienburg zurückgekehrt.

Ungeachtet mein Vater aus den schon angegebenen Gründen nichts übrig haben konnte, ich daher auch nichts erwartete, so war seinem Briefe doch nicht allein Geld für mich beigefügt, sondern derselbe enthielt auch noch eine Anweisung auf den schon genannten Kaufmann Platzmann, mir das Geld, welches ich verlangen würde, verabfolgen zu lassen. Auch drang mein gütiger Vater in mich, Lübeck nicht eher zu verlassen, bis ich ohne Gefahr für meine Gesundheit die Reise unternehmen könne. So viele väterliche Sorgfalt und Güte rührte mich tief.

So sehr es mich auch drückte, wenn ich daran dachte, daß meinem Vater die Anschaffung des mir überschickten Geldes sauer genug geworden sein dürfte, so kam es mir doch wieder sehr willkommen, indem meine Börse bei dem theuern Aufenthalte in Lübeck schon längst in erschöpftem Zustande war. Daher hatte ich mich, auf einen Geldzuschuß von Hause nicht rechnend, schon veranlaßt gesehen, bei der französischen Commandantur auf Naturalquartier mit Beköstigung anzutragen, welches mir auch ohne weiters gewährt wurde.

---

[1] Herzog von Rovigo, commandirte das französisch-holländische Armeecorps, welches vom Niederrhein durch Westfalen vorrückte.

1807 und 1808.

Meine Rückkehr in die Heimath und mein Aufenthalt daselbst.

Nachdem ich aus aller Geldverlegenheit war, und es ohne Gefahr für meine Gesundheit geschehen konnte, ließ ich mir auf der Commandantur eine Marschroute geben und trat darauf am 28. December die Reise nach Nienburg an. Ich nahm meinen Weg über Hamburg, wo ich, darauf bedacht, mir durch meine Kenntnisse als Ingenieur-Offizier nöthigenfalls Erwerb und Unterhalt zu verschaffen, einige mathematische Instrumente anschaffte.

Meine Kurzsichtigkeit, an unsern Gesandten in Hamburg, Graf von der Golz, nicht gedacht zu haben, der die sich bei ihm meldenden preußischen gefangenen Offiziere nicht allein mit Geld zum weitern Fortkommen unterstützte, sondern ihnen auch zum Hinüberkommen ins Dänische und von da weiter, indirect behülflich gewesen sein soll, habe ich sehr bereut, sowie ich es auch sehr bedauerte, von dem Aufenthalte Blücher's in Hamburg zu jener Zeit nichts erfahren zu haben.

In den ersten Tagen des Januars 1807 langte ich wohlbehalten, aber sehr durchfroren, da meine Garderobe keine besondern Schutzmittel gegen Frost und Kälte enthielt, um Mitternacht in meiner Vaterstadt an. Um im älterlichen Hause keine Störung zu veranlassen, blieb ich die Nacht im Gasthofe. Daß ich sogleich das Bett suchte, war natürlich, umsomehr, da die mir angewiesene Stube eiskalt war. Theils konnte ich mich nicht erwärmen, und theils war ich durch die Erwartung des Wiedersehens am kommenden Morgen und durch die untermischte Rührung bei dem Gedanken an die traurigen Umstände jener Zeit so sehr aufgeregt, daß an Schlaf nicht zu denken war.

Mit welchen Gefühlen ich das väterliche Haus betrat, und wie mich die Freude des Wiedersehens überwältigte, kann ich mit Worten nicht ausdrücken; kaum daß ich mich in dem Augenblicke, wo ich Dies schreibe, der Rührung erwehren kann.

Ich trat in einen zahlreichen Familienkreis, von welchem mir

drei Schwestern, die seit meiner letzten Anwesenheit geboren, noch ganz unbekannt waren. Den jüngern Geschwistern war ich eine ganz neue Erscheinung und des Beschauens und Betrachtens des heimkehrenden Bruders nahm kein Ende. Wie unbefangen waren di^se guten lieben Geschöpfe, die das unglückliche Verhängniß, unter welchem das Vaterland schmachtete und die Bedrängniß ter Zeit noch nicht begriffen und fühlten.

Nicht wenig war ich verwundert, im älterlichen Hause einen Kameraden und Unglücksgenossen, wie zur Familie gehörig, zu finden. Es war ein Lieutenant von Weltzien, vom damaligen Regimente von Grävenitz, der mit der Compagnie seines Regiments, bei welcher er gestanden hatte, bei Ausbruch des Kriegs nach Nienburg zur Besatzung kam, bei meinen Aeltern einquartirt wurde und nach der Uebergabe der Festung dort geblieben war. Daß ihn sein Herz zurückhielt, welches auch Erwiderung gefunden hatte, wurde mir bald klar. Seine Auserwählte war meine zweite Schwester Sophie, und in drei Monaten war er mein Schwager.

Ein gemeinschaftliches Schicksal, übereinstimmende Gesinnungen, preußische Herzen, die in unserer Brust schlugen, legten den Grund zu dem freundschaftlichen Verhältnisse, welches nachdem ununterbrochen zwischen uns bestanden hat.

Seine hohe Gestalt und seine ernste Haltung gaben ihm ein vornehm martialisches Ansehen, welches imponirte; weniger gefiel sein dem mecklenburgischen Edelmann gewöhnlich anklebender Stolz und ein zu aristokratischer Sinn. Seine Stentorstimme durchtönte das ganze Haus und überwog im Wortstreit nicht selten die triftigsten Gründe.

Zu meinen hannöverschen Landsleuten konnte ich mich nicht hingezogen fühlen. Von jeher, theils aus früherer Eifersucht über das schnelle Wachsen des brandenburgischen Kurhauses, theils weil man Preußen Schuld gab, daß ihm nach dem Besitze Hannovers gelüste, liebte man uns Preußen nicht; seitdem wir aber Hannover als eine preußische Provinz von Napoleon angenommen hatten und dafür Deutschland sinken ließen, haßte man uns auf das entschiedenste und ohne den mindesten Rückhalt. Um nicht täglich in Mißhelligkeiten zu gerathen, zog ich mich auf unsern häuslichen Kreis immer mehr zurück. Nur in dem Haß gegen

den deutschen Erbfeind stimmten wir überein; es war das deutsche Herz, welches sich begegnete.

Von vielfachen Durchmärschen und wiederholten Einquartierungen heimgesucht, war es mir stets ein widerwärtiges Gefühl, wenn ich bei solchen Gelegenheiten mit Denen, die unsere Feinde und Unterdrücker waren, an einem Tische sitzen mußte, dem ich aus Rücksichten gegen meine Aeltern, die aus mehrjähriger Erfahrung wußten, daß mit den Franzosen am besten auszukommen sei, wenn man sie an dem Familientische theilnehmen lasse, nicht gut ausweichen konnte.

Entfernt vom Kriegsschauplatze, fehlte es nicht an Gerüchten von daher. Gute und schlechte wechselten miteinander ab, leider, daß die guten so spärlich eintreffen wollten. Kolberg, Danzig und Schill's Züge waren Hoffnungsstrahlen, die unsere preußischen Herzen erwärmten und mit bessern Aussichten für die Zukunft erfüllten.

Die Vorgänge in Schlesien erschienen von geringer Bedeutung. Wenn jene Waffenthaten den Zeiger der Schicksalsuhr auch nicht zum Stillstande bringen konnten, sondern nur in seinem bisher so rapiden Gange etwas aufzuhalten vermochten, so erkannte man darin doch, daß man sich des preußischen Namens noch nicht zu schämen hatte.

Die Gefangennehmung des Marschalls Victor durch Schill's Krieger in Vereinigung mit pommerschen Bauern erfüllte uns mit großer Freude. Zugleich erfuhren wir, daß Blücher's Auswechselung gegen Victor im Werke sei. Dies, welches ich als eine gute Gelegenheit betrachtete, auch meine Auswechselung zu bewirken, veranlaßte mich, an Blücher, der sich noch in Hamburg aufhielt, schriftlich die Bitte zu richten, bei seiner Rückkehr zum Könige meine Auswechselung nach Möglichkeit zu bewirken. Es erfolgte hierauf auch eine zusagende Erwiderung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, allein vergebens harrte ich der Erfüllung meiner Wünsche.

Das Auftreten einer russischen Armee auf dem Kampfplatze erweckte in uns die Hoffnung einer möglichen Wendung des Kriegsglücks zu unsern Gunsten. Diese schien auch glänzend in Erfüllung gehen zu sollen, als die Nachricht von einem, durch die combinirte preußisch-russische Armee am 8. Februar bei Preußisch-

Eilau erfochtenen großen Siege sich verbreitete, woran um so weniger zu zweifeln war, als man bei den Franzosen in unserm Orte viel Unruhe und besorgliche Gesichter wahrnahm. Bald nachher wies es sich aus, daß es mit dem Siege seine Richtigkeit hatte, daß die Schlacht aber zu den Zwitterschlachten gehörte, die taktisch gewonnen, strategisch aber verloren werden; ein Ergebniß, welches unsere anfängliche Freude nicht wenig herabstimmte.

Die Verkündigung eines bei Eilau erfochtenen großen Sieges hob das Selbstgefühl der Hannoveraner nicht wenig, indem Bennigsen, ein Hannoveraner, dabei den Oberbefehl führte und der Erste gewesen, der die Macht Napoleon's zu brechen vermochte. Es gab dieses der antipreußischen Stimmung in Hannover neue Nahrung, eine Stimmung, die sich bei keiner Gelegenheit verleugnete. Allerdings hat es rühmliche Ausnahmen gegeben, wenigstens suchten Manche im geselligen Verkehr ihre Abneigung gegen uns zu verbergen, was ihnen jedoch selten ganz gelang. Dagegen muß ich es den Hannoveranern zum Ruhme nachsagen, daß sie ihrem angestammten Herrscherhause in allen Wechselfällen stets die größte Anhänglichkeit bewahrten und solches vor Feind und Freund nie verhehlten. Selbst die Franzosen konnten ihre Verwunderung darüber nicht verbergen, und als einst ein französischer General gegen einen hannöverschen Beamten, bei dem er im Quartier lag, äußerte, daß er nicht begreife, wie die Hannoveraner in solch hohem Grade an ihrem Könige hängen könnten, da sie ihn doch nie zu sehen bekämen, dieser darauf antwortete: „Es ist damit wie mit dem lieben Gott, den man auch nicht sieht!“

Auch bewahrte der Hannoveraner stets ein lebendiges Interesse für die gute Sache, zu deren Förderung er nach Kräften und bei allen sich dabietenden Gelegenheiten mitwirkte. So sah man Offiziere und Soldaten der aufgelösten Armee und Andere aus dem Lande heimlich nach England gehen und sich unter die Fahnen der dortigen englisch-hannöverschen Legion reihen, ungeachtet die Auswanderung dahin bei Todesstrafe verboten war. Auch sah man verstohlenerweise ganze Sendungen von Sachen und Geldunterstützungen dahin schicken und an den Küsten fand man Vertraute, die unter Lebensgefahr einen beständigen Ver-

kehr mit England unterhielten. Hannover ist das einzige deutsche Land, welches von sich sagen kann, daß es von Anfang bis zu Ende nicht aufgehört hat, gegen Frankreich und namentlich gegen Napoleon zu kämpfen! Ueberhaupt kann man den Nationalcharakter des Hannoveraners, seinen Biedersinn und sein rechtliches Gefühl nicht genug ehren und nie wird man seine ächt deutsche Gesinnung untergehen sehen.

Meine Zeit im älterlichen Hause suchte ich so gut wie möglich anzuwenden. Ich ertheilte meinen jüngern Geschwistern, namentlich dem Bruder Fritz, Unterricht und war ihnen bei ihren kleinen Komödienspielen mit Kartenfiguren, in Zurichten von Theatern, Decorationen und Vermehrung ihres Bühnenpersonals behülflich. Doch dachte ich auch an ernstere Beschäftigung und erbat mir zu dem Ende von dem Director Buddée zu Wittstock das bei ihm deponirte früher erwähnte Manuscript zurück, welches auch bald darauf wieder in meine Hände gelangte. Obgleich es schon zum Drucke fertig war, so suchte ich es doch in einigen Theilen weiter auszudehnen. Diese Arbeit machte mir ein besonderes Vergnügen.

Die Belagerung von Danzig, die seit Mitte März im Gange war, nahm als mein früherer Garnisonsort meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und Alles, was ich darüber in Erfahrung brachte, interessirte mich in jeder Hinsicht. Die Vertheidigung einer Festung gegen einen durch alle Perioden durchgeführten förmlichen Angriff bietet dem Ingenieuroffizier ein so reichliches Feld sich auszuzeichnen und Ruhm einzuärnten dar, daß ich es bedauerte, mich nicht dort zu befinden und das Schicksal meiner dasigen Kameraden theilen zu können. Wenn etwas mich hierin trösten konnte, so war es der Umstand, daß ich zu meiner Anstellung bei der Armee nichts beigetragen hatte, vielmehr verhindert wurde, etwas dazu zu thun. Da es dennoch geschah, so war es eine reine Fügung des Schicksals. Wer hätte aber auch damals denken können, daß die Franzosen vor Danzig erscheinen würden!

Wenn hin und wieder gemeint wird, daß die Vertheidigung von Danzig noch bis zur Bresche im Hauptwall und bis zum Uebergange über dessen Graben auszudehnen gewesen wäre, so steht sie dessenungeachtet in der Geschichte als eine glänzende und

ruhmvolle Waffenthat da. Viele Familien haben durch theuere Opfer zu diesem Ruhme beigetragen, welches Loos auch der unserigen zutheil werden sollte, indem mein Bruder Wilhelm als Portepéefähnrich bei einem neuerrichteten pommerschen Reservebataillon, welches Danzig vertheidigen half, dort einen ehrenvollen Tod starb [1]. Diese Nachricht wurde uns durch einen nahen Verwandten, den Lieutenant von Reiche, vom damaligen Kürassierregimente von Reitzenstein, der in Danzig mitgefochten hatte und nach der Uebergabe dieser Festung als Kriegsgefangener auf Ehrenwort in seine Heimath zurückging [2] überbracht.

Durch ihn erhielt ich auch Nachricht über meine drei Pferde. Mein Reitknecht, der in der Schlacht von Lübeck von mir abgekommen war und mich nicht fand, hatte den nach seiner Weise natürlichen Gedanken gefaßt, mit den Pferden nach Danzig, wo ich ihn bei meiner Mobilmachung angenommen hatte, zu gehen. Der Weg war weit und auf etappenmäßige Verpflegung konnte er, indem er nicht im Besitze einer Marschroute war, nicht rechnen. Wie klug wußte er sich zu helfen! Nachdem ihm unterwegs das Geld ausgegangen sein mochte, verkaufte er eins der Pferde. Mit dem dafür gelösten Gelde füttert er die beiden andern, bis es aufgezehrt war. Darauf verkauft er das zweite, und wie das dafür gelöste Geld auch verschwunden ist, bleibt er mit dem dritten so lange an einem Orte im Wirthshause liegen, bis es sich so zu sagen selbst aufgefressen hat. Die ehrliche Haut hatte in seinem kassubischen Glauben für Pflicht gehalten, die ihm anvertrauten Pferde unter allen Umständen so lange zu erhalten, als die Mittel dazu ausreichten.

Auch von meiner Equipage sollte mir eine Probe wieder zu Gesicht kommen. Es war dieses eine Chatoulle (kleine Geldchatoulle), worin unter andern Kleinigkeiten und Toilettgegenständen auch ein sogenannter Patentzopf [3] befindlich war. So sollte

---

[1] Nach der unglücklichen Schlacht von Jena und Auerstädt wurden aus Berlin die zum Felddienst schon geeigneten Cadetten nach Ostpreußen geschickt, um bei den neuformirten Truppen angestellt zu werden. Zu diesen gehörte auch mein Bruder Wilhelm.

[2] Starb 1843 als hannöverscher Major.

[3] Dieses war ein loser Zopf, dessen sich diejenigen Offiziere bedienten, die für gewöhnlich abgeschnittenes Haar trugen, wenn sie uniformmäßig mit

der Zopf nicht aufhören, mich zu verfolgen, der ich nichts unterlassen hatte, mich seiner zu entledigen.

Seit meinem wegen meiner Auswechselung an Blücher gerichteten Schreiben waren bereits drittehalb Monate verflossen, ohne daß ein Erfolg bemerkbar wurde. Ich faßte darauf den Entschluß, die Gefahr nicht scheuend, zur Armee zu gehen. Ein gleiches beabsichtigte mein Vetter, der damalige Lieutenant von Reiche [1] vom Regiment von Wedell, der in Nienburg in Gefangenschaft gerathen war und sich mir anschloß. Alles war zum Abgange verabredet, als wir in der Zeitung eine Verfügung unseres Königs lasen, wonach kein kriegsgefangener Offizier, ohne zuvor ausgewechselt zu sein, zur Armee kommen sollte, indem eine Anstellung für ihn ohnehin unzulässig sei. Wir verschoben hiernach unsern Plan. Ein gänzliches Aufgeben desselben wollte uns nicht recht in den Sinn, und da wir die königliche Verfügung dahin auslegten, daß man einem zu großen Andrange von kriegsgefangenen Offizieren begegnen wolle, die ohnehin bis nach erfolgter Auswechselung nur zur Formation neuer Truppen gebraucht werden konnten, so hielten wir doch auch einzelne Ausnahmen nicht für unmöglich. Wir nahmen also unsern Plan wieder auf, und ungeachtet wir uns vornahmen, uns nicht wieder davon abbringen zu lassen, so sollte er dennoch nicht zur Ausführung gelangen. Denn in dem Augenblicke, als wir die Reise antreten wollten, wurden wir durch die Zeitungen von der bei Friedland verlorenen Schlacht in Kenntniß gesetzt. Ein eiskalter Schauer durchzog meine Adern und die tiefste Betrübniß erfüllte mein Herz; Thränen der Wehmuth entquollen meinen Augen. O, unglückliches Preußen, unglücklicher König, welche harten Prüfungen folgten Schlag auf Schlag!

---

einem Zopf im Nacken erscheinen mußten, wie solches 1806 noch Vorschrift war. Der Zopf wurde dann gewöhnlich am Rockkragen befestigt, wo er unbeweglich hängen blieb, da er der Bewegung des Kopfes nicht folgen konnte. Mit dem Jahre 1806 ging bekanntlich das Reich der Zöpfe zu Ende.

[1] Im Befreiungskriege Major und Commandeur eines durch ihn errichteten freiwilligen Jägerbataillons.

Tilsiter Friede (9. Juli).

Daß diese Schlacht den Frieden nach sich ziehen mußte, war auch ohne große Combinationsgabe als gewiß anzunehmen, daher denn auch aus unserer Abreise nichts wurde.

Durch den Frieden von Tilsit, der dem unglücklichen Kriege ein Ende machte, verlor der Staat alle seine Provinzen links der Elbe mit Magdeburg, ganz Süd- und Neu-Ostpreußen, einen Theil von Westpreußen und mußte sich gefallen lassen, daß die Festungen an der Oder, Groß-Glogau, Küstrin und Stettin, sowie Danzig französische Besatzungen behielten, dem Lande eine ungeheure Contribution auferlegt wurde und das Kriegsheer die Stärke von 42,000 Mann nicht überschreiten durfte. Erst nachdem alle diese Bedingungen erfüllt sein würden, sollten die dem Könige verbliebenen und näher bezeichneten Landestheile von französischen Truppen gänzlich geräumt werden.

Was sollte man nun beginnen, was sollte man sich für einen Lebensplan machen, wohin sollte man sich wenden? Nur der Glaube und die Ueberzeugung, daß dereinst bessere Zeiten kommen würden, daß ein gerechter Gott die Welt regiere, der die Seinen nicht untergehen läßt, konnten in der anscheinend rettungslosen Lage allein Kraft und Muth verleihen, bis zu gelegener Zeit wach, aber nicht unthätig zu bleiben.

Verfehlte Reise nach Potsdam.

In dem Wahne, daß der König, nachdem der Friede einmal abgeschlossen war, alsobald wieder in seine Residenz zurückkehren würde, wollte ich nicht der Letzte sein, vor meinem Könige zu erscheinen. Ich machte mich also auf den Weg nach Berlin. Um möglichst schnell überzukommen, dabei von Beulen und blauen Flecken verschont zu bleiben, ohne die man in den Rüstwagen gleichen Fuhrwerken der ordinären Post nicht davon zu kommen pflegte, bediente ich mich der Extrapost. Hier kam ich aber fast vom Regen in die Traufe! In Ermangelung eines eigenen Wagens mußte ich zu den für solche Fälle bestimmten Postfuhrwerken greifen, damals eine Art unbedeckter Leiterwagen mit einer hölzernen Sitzbank ohne Polster und Seitenlehne. Die Stöße

waren zwar nicht ganz so hart, wie auf den ordinären Postwagen, allein auf holperigen und unebenen Wegen erfolgten sie schneller aufeinander, sodaß man stets hin- und hergeworfen wurde und oft Gefahr lief, seitwärts vom Wagen hinabzugleiten.

Welche Gefühle sich in mir regten, als ich nach Magdeburg kam, wo ich, seitdem ich es verlassen, den Zustand so durchaus verändert fand, vermag ich nicht zu schildern. Eine altpreußische Stadt, eine Festung ersten Ranges und in vielen andern Beziehungen ein so bedeutsamer Ort, sollte nicht mehr seinem angestammten Herrscher angehören, dagegen in die Hände eines undeutschen, zum Könige gestempelten Napoleoniden übergehen! Wie konnte es nur Leute geben, die sich von den durch die französischen Waffen veränderten Zuständen Heil und Segen versprachen und meinten: „es sei doch ganz was anderes, unter dem Scepter eines mächtigen Kaisers und seiner Afterkönige zu stehen!" In diesem Sinne vernahm ich Propos, die mein Innerstes empörten.

In Potsdam, der Wiege preußischer Größe, geheiligt durch die Manen des größten aller Könige, wo man nur gewohnt war, preußische Uniformen zu sehen, fand ich das Hauptdepot der französischen Cavalerie, welches von dem General Bourcier commandirt wurde. Derselbe war zugleich Commandant von Potsdam. Als ich mich bei ihm meldete und ich ihn von dem Zwecke meiner Reise unterrichtete, in Potsdam oder Berlin die Rückkehr des Königs abzuwarten, sagte er mir, daß ich keine Erlaubniß erhalten könnte, mich in Potsdam oder Berlin aufzuhalten, was mir bekannt sein müßte. Ich entgegnete ihm, daß diese Maßregel nur für die Dauer des Kriegs gegolten haben könne, nunmehr aber nicht mehr gültig sei. Hiervon wollte er nicht allein nichts wissen, sondern weigerte sich auch, meinen Paß nach Berlin visiren zu lassen, sowie er mir auch in Potsdam nur einen Aufenthalt von 24 Stunden gestattete, mit der Bedeutung, wieder hinzugehen, woher ich gekommen sei. Ich dachte, es würde so genau nicht darauf ankommen und ging des andern Tages, nachdem die bewilligten 24 Stunden schon abgelaufen waren, noch nach Sanssouci, um mich dort, wo der Geist Friedrich's schwebt und man von Erinnerungen, die sich an diese Stätte knüpfen, angezogen wird, noch einmal umzusehen. Als ich auf

dem Rückwege nach der Stadt ins Brandenburger Thor eintrat, kam gerade der General Bourcier herausgeritten. Mit einem male ruft er mich an: „Monsieur! Vous êtes encore ici? Comment osez-vous ça? Vous partez en deux heures!“ Diesem mußte ich mich fügen, und will ich nur noch bemerken, wie es mir auffiel, daß er mich in meiner bürgerlichen Kleidung, in der ich nach Potsdam gekommen war, sogleich erkannte.

Betrübten Sinnes kehrte ich nach Nienburg zurück, weniger weil ich eine vergebliche Reise gemacht hatte, als vielmehr darüber, daß es noch im weiten Felde zu stehen schien, wenn der König zurückkehren würde, denn bei der unredlichen Handlungsweise Napoleon's und dem französischen Aussaugungsprincipe ließ sich nur zu sehr befürchten, daß die Franzosen das unglückliche Land sobald nicht verlassen würden. Tücke und Hinterlist finden immerhin Vorwand, an den heiligsten Eiden und Tractaten wortbrüchig zu werden!

Die Reise gab mir Stoff zu mancherlei Betrachtungen, die ich unterwegs anzustellen Gelegenheit fand. Wenn ich auch viele schwache Seelen antraf, die an einer Aussöhnung der uns feindlich gesinnten Schicksalsmächte zweifelten und zu verzagen schienen, so fand ich doch auch starke Geister, die den Muth nicht sinken ließen und die Zuversicht auf neue Begründung des alten preußischen Waffenruhms und preußischer Größe nicht verloren. Leider begegnete ich auch Manchen, die allerdings nur wenig vaterländischen Sinn an den Tag legten und harte und ungerechte Urtheile fällten. Es ist nicht immer böser Wille, der zur Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und zum Tadel veranlaßt, auch nicht Mangel an vaterländischer Gesinnung, vielmehr sind dergleichen Erscheinungen als die natürliche Folge gestörter und aus dem Gleichgewicht gebrachter Zustände zu betrachten, die sich wie ein durch Sturm bewegtes Meer nach und nach wieder beruhigen, sobald die Ursachen der Bewegung aufhören.

Nachdem ich von Potsdam zurückgekehrt war und der Postenlauf nach den östlichen Provinzen einen ungestörten Fortgang wieder gewonnen hatte, schrieb ich an den nunmehrigen Major Pullet nach Königsberg, der mit Scharnhorst an der Organisation des Ingenieurcorps arbeitete, um ihm ein Lebenszeichen von mir zu geben, zugleich aber auch darauf anzutragen, daß mir

bei dieser Gelegenheit die mir nach meiner Dienstzeit und dem frühern Offizierspatente zustehende Anciennetät im Corps zutheil werden möchte. Nicht allein, daß sein Antwortschreiben die beruhigendsten Zusicherungen enthielt, so theilte er mir auch bald darauf den von ihm entworfenen Organisationsplan für das Ingenieurcorps mit, was mir einen heitern Blick in die Zukunft gewährte.

Nach dem Frieden von Tilsit wurde eine Immediatcommission zur Untersuchung der Kriegsereignisse und Capitulationen des Feldzugs von 1806 niedergesetzt, vor welches Tribunal alle in diesem Kriege gefangenen Offiziere gezogen wurden. Infolge dessen erhielt ich gleichfalls eine Aufforderung, über mein Verhalten in gedachtem Kriege eine Darlegung abzustatten und über meine Gefangennehmung mich zu rechtfertigen. Da hiervon meine Wiederanstellung abhängen sollte, so zögerte ich nicht lange, der Aufforderung zu genügen. Doch leugne ich nicht, daß mich die ganze Reinigungsprocedur anfangs etwas betroffen machte und ich eine Art von Vorwurf für mich darin finden zu können glaubte.

Ich fand inzwischen Gelegenheit, meiner Vaterstadt nützlich zu sein. Die Franzosen hatten nämlich die Festung gleich nach deren Besitznahme demolirt und dadurch die nächste Umgebung der Stadt chaotisch, wie von Erdbeben erzeugt, durcheinandergeworfen. Die Stadt, sehr damit zufrieden, aus der Reihe der Festungen auszutreten, beabsichtigte nach hergestelltem Frieden die demolirten Werke gänzlich einzuebnen, das dadurch gewonnene Terrain in Gärten zu verwandeln und theilweise zur Anlegung von Promenaden und zu derartigen Verschönerungen zu verwenden.

Den mir gemachten Anträgen, die Anfertigung der desfallsigen Entwürfe und die Leitung bei ihrer Ausführung zu übernehmen, folgte ich um so lieber, als mir dadurch eine angenehme Beschäftigung gewährt wurde und ich mir bei dieser Gelegenheit ein würdiges und bleibendes Andenken stiften konnte. Es ging Alles nach Wunsch und zu allgemeiner Befriedigung vonstatten, und in einem halben Jahre war die Umwallung von Nienburg auf das freundlichste umgestaltet. Die schönen Promenaden und Alleen, deren sich die Einwohner von Nienburg noch heute erfreuen, die ihnen an heißen Sommertagen Schatten und Kühlung gewähren, wie sie kaum ein Ort von diesem Umfange aufzuwei-

sen hat, sind mein Werk, und so oft mich mein Weg nach Nienburg führt, ist es mir ein doppelter Genuß, den Boden meiner Vaterstadt zu betreten.

Das Jahr **1808** war beinahe zu Ende und noch immer erfuhr ich nichts von meiner Wiederanstellung, was mich nicht wenig in Unruhe versetzte. Mir etwas vorzuwerfen hatte ich nicht, daher ich dem Ausspruche der Untersuchungscommission mit Ruhe entgegensehen konnte; ob ich aber bei der im Frieden von Tilsit stipulirten Verminderung der Armee als Ausländer nicht würde zurückstehen müssen, gab allerdings für mich Veranlassung zu großen Besorgnissen.

War man schon früher bei Formation der westfälischen Armee, als die hannöverschen Lande dem neugestifteten Königreich Westfalen einverleibt wurden, bemüht gewesen, mich zur Annahme einer Hauptmannsstelle bei derselben zu bewegen, so wiederholte man jetzt diesen Versuch aufs neue, doch umsonst. Bei meinen Gesinnungen und Grundsätzen konnte ich mich unmöglich entschließen, einem Bruder unseres Unterdrückers zu dienen, selbst nicht, wenn meine Nichtwiederanstellung im preußischen Dienste ausgesprochen sein sollte. Diesem Vorsatze blieb ich auch getreu, als mit dem Befehle zur Rückkehr aller westfälischen Unterthanen aus fremden Diensten gedroht wurde.

1809.

Meine Wiederanstellung und Verwendung in Spandau.

Meine Standhaftigkeit, die ich mir durchaus nicht als Verdienst anrechnen will, sondern als eine meinem Könige schuldige Pflicht betrachte, blieb vom Schicksale nicht unbelohnt, indem mir im Januar **1809** aus Königsberg die Anzeige meiner Wiederanstellung im Ingenieurcorps zuging, mit der Bestimmung, mich nach Spandau, als meiner künftigen Garnison, woselbst der Hauptmann Markoff Ingenieur vom Platze geworden war, zu verfügen. Diese Bestimmung war mir um so erfreulicher, als mich das Schicksal mit einem Manne, dem ich von Wesel her so viel zu verdanken hatte, zusammenführte.

Die Reise zu meiner neuen Bestimmung trat ich ohne Zeitverlust an, wobei es sich sehr gut traf, daß ich sie bis Berlin

in Gemeinschaft mit meinem mehrgenannten Vetter, der eigenen Wagen und Pferde hatte und auch dorthin wollte, machen konnte. Meinen jüngsten Bruder Fritz, damals 15 Jahre alt, nahm ich mit, um seine Aufnahme in die Bauakademie, da er zum Baufache eine vorherrschende Neigung gewonnen hatte, zu besorgen; auch um ihn aus dem Westfälischen weg ins Preußische zu bringen.

Bei der rauhen Jahreszeit und den schlechten Wegen war die Reise sehr beschwerlich, wo noch hinzutrat, daß wegen der nach den Kräften der Pferde abzumessenden Tagereisen oft in kleinen Orten und elenden Bauerschenken übernachtet werden mußte. Da wir, mein Bruder und ich, um es den fremden Pferden leicht zu machen, kaum das nothdürftigste an Sachen mitgenommen hatten, so erkannte ich nur zu sehr, daß das Reisen mit Gelegenheit, wenigstens auf größern Touren, in jeder Hinsicht die allerunvortheilhafteste Art ist, zumal an Kosten nichts erspart wird.

Wenn es ausgemacht ist, daß der Mensch sich unter Gleichgesinnten und Landsleuten wie unter Angehörigen einer und derselben Familie am angenehmsten und behaglichsten fühlt, so ist dies gewiß noch mehr der Fall, wenn man gleiche Schicksale und insbesondere Unglück miteinander getheilt hat. Unter solchen Umständen ist ein Wiedersehen unfehlbar von der größten und erhebendsten Wirkung. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den es auf mich machte, als ich dieses mal die preußische Grenze betrat, zum ersten male, nachdem das dem Könige verbliebene Land von den verhaßten Feinden verlassen[1] und die Luft so zu sagen wieder rein war, und innige Freude erfüllte meine Brust, als uns ein preußischer Husar zu Pferde — er war vom Schill'schen Regimente, der erste, dessen wir ansichtig wurden —, begegnete. Jetzt fühlten wir erst recht, wo wir waren, beseelt von einem heimischen Gefühle.

In Hohenziaz, damals noch auf der Straße zwischen Magdeburg und Berlin, brachten wir die erste Nacht auf preußischem Grund und Boden zu, aber überaus schlecht in einem elenden Kruge, in welchem die ganze Nacht getanzt wurde, wobei sich die

---

[1] Bis auf die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau, die noch besetzt blieben.

Schill'schen Husuren vom dortigen Commando lustigmachten, was ich ihnen zwar sehr gern gönnte, indessen die fürchterliche Musik, das Juchheien und Singen hätte ich ihnen von Herzen gern geschenkt. An Schlaf war gar nicht zu denken, um so weniger als die Aufregung, dem preußischen Heere wieder ganz anzugehören, die Beruhigung der Lebensgeister nicht förderte.

Je näher wir Potsdam kamen, welches mir durch meinen frühern achtjährigen Aufenthalt daselbst besonders lieb geworden war, hätte ich gern die Schritte unserer Rosse beflügelt. Wäre dieses auch ausführbar gewesen, so sprachen doch die furchtbaren Wege ein hemmendes Wort mit, Veranlassung genug, meine stets zunehmende Ungeduld aufs höchste zu steigern. Endlich hatten wir Potsdam erreicht, wo wir bei einem Gasthofe vor dem Thore unsere Anker auswarfen. Unser Aufenthalt dort war nur von kurzer Dauer, da ich suchen mußte, bald in Spandau einzutreffen, wo mich Markoff gewiß schon längst erwartet hatte. Doch konnte ich es mir nicht versagen, vorher noch einige meiner ältern Bekannten aufzusuchen. Welche Stimmung von Freude und Wehmuth brachte dieses Wiedersehen in uns hervor, als hätte man sich nach einem erlittenen Schiffbruche wiedergefunden!

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in Berlin langte ich zu Anfang Februar an meinem Bestimmungsort Spandau an. Markoff, den ich in 13 Jahren, seit meinem Abgange von Wesel nicht gesehen hatte, empfing mich sehr herzlich, wir freuten uns gegenseitig, einander wieder zu sehen. Ohne Zweifel war es nicht bloß Zufall, welches mich mit ihm zusammenführte. Er war mir mehr Freund als Vorgesetzter.

Spandau fand ich als Festung in einem traurigen, ganz vernachläsigten Zustande. Hauptsächlich als Staatsgefängniß einen weitverbreiteten Ruf genießend, war es als Festung von weniger Bedeutung. Fast ganz entblößt von bombenfesten Räumen konnte es sich gegen ein Bombardement nicht lange halten, und wenn die Citadelle davon unter ihren Wällen auch einige besaß, so waren sie doch in keinem gebrauchsfähigen Zustande. Kaum von ihrem Dasein etwas wissend, suchten wir Ingenieuroffiziere [1] solche

[1] Außer mir standen noch ein Lieutenant Baron von Richthofen, jetzt Generalmajor außer Dienst, und ein Lieutenant von Bardeleben daselbst; Letzterer nahm ein trauriges Ende.

erst förmlich auf, und um sie zu finden, mußten erst Aufräumungen der verschütteten Galerien und Zugänge gemacht werden. Die Schleusen und Batardeaux zur Bewässerung der Gräben und Umgegend waren unbrauchbar und meist ganz verfallen. So war der Zustand der Festung, als sie den Franzosen **1806** übergeben wurde, und so bekamen wir sie wieder, einige unbedeutende Verstärkungen abgerechnet.

In Spandau und dortiger Gegend hielten sich, als ich dort eintraf, mehre inactive Offiziere auf, die bis dahin vergebens auf Anstellung harrten, welches mich zu um so größerm Danke gegen mein Geschick verpflichtete, als ich darin einen Vorzug erkennen mußte. Diese Offiziere, die nur halben Gehalt bezogen, waren in der That in einer höchst bedürftigen Lage, wenn sie nicht eigenes Vermögen besaßen, und schmerzlich empfanden sie es, wenn bei Besetzung vorkommender Vacanzen sie meist unberücksichtigt bleiben mußten. Sämmtliche inactive Offiziere waren nach Districten in Brigaden getheilt, denen ein General oder höherer Staboffizier vorgesetzt war.

Mit tiefster Betrübniß wurde ich erfüllt, zu Spandau im Dienste grau gewordene und durch ihr Verhängniß ins Unglück gerathene, sonst so ehrenhafte Männer, wie die Generale von Rauch, Vater des nachmaligen Kriegsministers, Le Coq, von Renouard, von Schönowsky [1] und von Schack ꝛc. zu finden, die hier wegen vorzeitiger und nicht verhinderter Uebergabe mehrer Festungen in Arrest saßen. Verschuldet allerdings, denn das Kriegsgericht hat über sie gesprochen, doch wer kann auch dem verschuldeten Unglück sein Mitleid und seine Theilnahme versagen!

Allerdings war Unerhörtes geschehen und ein strenges Gericht mußte gehalten werden; Opfer mußten fallen, das war unvermeidlich. Erfurt, Spandau, Stettin, Magdeburg, Hameln, Nienburg und Küstrin ergaben sich auf die erste Aufforderung und warteten auch wol diese nicht erst ab. Ganze Corps ergaben sich fast ohne Widerstand. Schwachen Geistern theilt sich

[1] Derselbe, durch dessen Vermittelung, wie aus dem Vorhergehenden vielleicht noch erinnerlich geblieben ist, mein ältester Bruder und in Folge dessen auch ich in preußische Dienste kamen.

der Schreck zwar mit unglaublicher Schnelligkeit mit, und wenn auch einige abgelebte Greise sich unter den Commandanten befanden, wie Kleist in Magdeburg, Romberg in Stettin und Schöler in Hameln, so kann dieses doch nicht allein der Grund gewesen sein, der so Unglaubliches herbeiführte, da doch einer von ihnen eine Ausnahme gemacht haben würde. Es kann dreist behauptet werden, daß keiner von ihnen weder Verräther, noch Feigling war. Der Hauptgrund ist vielmehr darin zu suchen, daß nach dem damals bei uns herrschenden Geiste die Armee nur allein die eherne Mauer war, die den Staat beschützte, und sobald diese geschlagen, aller fernere Widerstand zu nichts anderm führen könne, als Menschen ohne Zweck unglücklich zu machen.

Aus dieser vorgefaßten Meinung hatte sich ein förmlicher Glaubensartikel gebildet, wonach, wenn die Armee einmal vernichtet sei, der Staat untergehen müsse. Es war die Zeit, wo das Heer außer dem Volke, dem Volke fremd, man möchte sagen feindlich gegenüberstand. Da nun die Armee, wie vom Blitze getroffen, mit einem male vernichtet wurde, so glaubten die Commandanten, daß der Staat unrettbar verloren, ohne alle Aussicht zu einem möglichen Ersatze, aller Widerstand ihrerseits vergeblich sei, und nur das Unglück des Orts und der Einwohner herbeiführen würde, abgesehen davon, daß die meisten dieser Festungen weder verproviantirt, noch gehörig armirt waren. Der Hauptfehler der Commandanten bestand darin, daß sie politischen Reflexionen Gehör gaben und nicht begriffen hatten, daß ein Commandant nur daran denken müsse, wie er seine Festung am besten vertheidigen könne und müsse. Alles Uebrige geht ihn nichts an. Als sich dagegen der Krieg nach den entferntern Provinzen hinzog, wo noch ein Kern einer Armee vorhanden war und ein treuer Alliirter den Kriegsschauplatz betrat, hielten sich auch die Festungen auf eine ruhmwürdige Weise: Danzig, Kolberg, Graudenz, Kosel, Glatz, Neisse, Silberberg. Wären nicht solche oder ähnliche Gründe vorhanden gewesen, wie hätte es sonst möglich sein können, daß z. B. Erfurt seine Thore dem Feinde öffnete, wo sich ein Feldmarschall Möllendorf, ein Prinz von Oranien, Generale wie Larisch und Andere, im Orte befanden. Was insbesondere Magdeburg betrifft, so war es allerdings höchst auffallend, daß so viele Generale, die dort nach der Schlacht zu-

sammengekommen waren, die Capitulation mit unterschrieben hatten, ohne daß ein Einziger zum Widerstande gerathen oder auf solchen bestanden hätte. Ueber diesen Gegenstand habe ich mich öfters mit dem General Schack, einem ausgezeichneten Mann von vieler Energie, in dem ich meinen frühern gütigen Compagniechef verehrte, der zu diesen Generalen gehört hatte, unterhalten und ihn einstens gefragt, ob er sich denn der Capitulation nicht hätte widersetzen können, sowie ich auch zu erfahren wünschte, wie sich das Ganze mit der Uebergabe zugetragen habe. Hierauf gab er mir folgende Auskunft: Als der Marschall Ney vor Magdeburg erschienen sei, den General von Kleist, Gouverneur der Festung, zur Uebergabe auffordernd, habe derselbe sämmtliche anwesende Generale, 13 an der Zahl, bei sich versammelt und ihnen eröffnet: „Er sei ein alter schwacher Mann und fühle sich der Aufgabe, Magdeburg zu vertheidigen, nicht mehr gewachsen, welches er auch dem Könige bei dessen Durchreise zur Armee offen gestanden und um Ablösung gebeten habe, sei daher erbötig, das Commando einem Jeden von ihnen abzutreten, der sich zur Uebernahme desselben befähigt fühle, indem er hinzusetzte, daß er der Erste sein würde, sich unter dessen Befehle zu stellen."

Hierauf habe sich Niemand gemeldet, und da er, Schack, von Allen der jüngste im Range gewesen sei, habe er es sich als solcher nicht herausnehmen zu dürfen geglaubt, seinen ältern Collegen, im Widerspruche mit den bestehenden Subordinationsverhältnissen, vorzugreifen, sowie er und die Uebrigen auch gemeint gewesen seien, daß es zur Uebernahme eines solch hohen Postens außer der Tour des ausdrücklichen Befehls des Königs bedürfe; anderer Umstände nicht zu gedenken; z. B. der grenzenlosen, durch Ueberfüllung an Flüchtlingen und Bagage entstandenen Unordnung in den Straßen und des beständigen Hinzuströmens neuer Impedimente im Augenblicke des Anrückens feindlicher Truppen, des Aufhörens fast allen Gehorsams, sowie der Schwäche gegen die dringenden unablässigen Vorstellungen der Bürgerschaft und insbesondere des Kaufmannsstandes, sie und die Stadt durch nutzlosen Widerstand, wie sie es nannten, nicht unglücklich zn machen u. s. w. Das Gerede, als habe er sich als Parlamentär gebrauchen lassen, wies er als völlig grundlos entschieden zurück. Aus Vorstehendem kann man abnehmen, welche Energie, Thätigkeit

und Kraft ein Gouverneur oder Commandant einer Festung in solchen kritischen Momenten besitzen und entwickeln muß, um seinen Befehlen Nachdruck und Folge zu verschaffen; auch wie unendlich wichtig es ist, daß unter solchen Umständen, wie hier vorhanden waren, die nicht zur Besatzung gehörenden Truppen die Festung nicht passiren dürfen, sich vielmehr außerhalb derselben unter dem Schutze ihrer Kanonen sammeln oder ihren Weg fortsetzen müssen.

Schill's Auszug aus Berlin (28. April). Dörnberg.

Das preußische Volk ist von jeher seinem angestammten Herrscherhause mit Gut und Blut ergeben gewesen, und bewies dies auf eine desto unzweideutigere Art, je größer das Unglück war, welches Fürst und Volk betroffen hatte. Daher war die Sehnsucht, den König und die Seinigen nach Berlin zurückkehren zu sehen, aufs höchste gestiegen, und schon machte man Anstalten zu deren feierlichem Empfang, als sich am politischen Horizonte neue Gewitterwolken zusammenzogen und eine fürchterliche Entladung zu drohen schien. Oestreich, den Zeitpunkt wahrnehmend, wo Napoleon in Spanien beschäftigt war, wollte das Glück der Waffen, welches ihm in den frühern Jahren so unhold war, noch ein mal versuchen. Durch Spaniens Beispiel ermuthigt[1]

---

[1]) Ein merkwürdiges Beispiel in dieser Beziehung liefert uns der spanische General Romana, den ich im Jahre 1807 mit seinem Corps, welches Napoleon, um es aus Spanien zu entfernen, nach Dänemark und Holstein schickte, auf diesem Marsche in Nienburg einrücken sah, als er drei Vierteljahre darauf, im Juni 1808, mit dem größten Theile seiner Truppen aus Dänemark entkommt und nach Spanien übersetzt.

Diese Truppen interessirten mich schon der Neuheit wegen sehr. Sie waren ziemlich auf preußischen Fuß organisirt, hielten vortreffliche Mannszucht und waren die genügsamsten Menschen von der Welt, als Einquartierung daher wenig belästigend. Wir hatten das Infanterieregiment Guadalaxara bei uns, weiße Röcke, wie damals die ganze spanische Infanterie, mit blauen Rabatten und Aufschlägen. Ihre Musik war ausgezeichnet und ließ sich zur großen Ergötzlichkeit der Einwohner oft hören. Mehre ihrer Damen begleiteten die Truppen zu Pferde oder auf Maulthieren, durch ein auf dem Sattel befestigtes Verdeck gegen Wind und Wetter geschützt.

Die vielgepriesenen andalusischen Hengste, womit die Cavalerie beriten war, waren nicht so schön, als man sie sich dachte. Romana's Unternehmen

und durch die Bedrückungen Napoleon's auf das äußerste gebracht, fing der Nationalgeist der Deutschen an aufzuflackern, und im Norden wie im Süden erstanden Helden und von Begeisterung erfüllte Männer für die Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes. Insurrectionen wurden vorbereitet und kamen theilweise zum Ausbruch. Der tapfere Schill an der Spitze seines Regiments verschwand, ein Feldmanöver vorgebend, am 28. April 1809 bei Nacht aus Berlin und nahm seinen Weg nach der Elbe; ein Theil seines ehemaligen leichten Infanteriebataillons, jetzt Füsilierbataillon des Leibregiments, folgte ihm unter Führung seines treuen Waffengefährten bei den Streifzügen in Pommern, Hauptmann von Quistorp, am andern Tag.

Schill hatte die Absicht, sich zur östreichischen Armee zu verfügen und sich derselben anzuschließen; ihm folgten viele preußische Offiziere, darunter mehre meiner vertrautesten Freunde und Bekannten.

Der für Oestreichs Waffen unglückliche Ausgang der Schlacht von Regensburg am 23. April, wovon Schill bei seinem Auszuge aus Berlin noch keine Kenntniß hatte, änderte seinen Plan, infolge dessen er sich nach Hessen und Westfalen wenden wollte, dort einen Insurrectionskrieg zu führen, später fand er sich aber veranlaßt, sich den Häfen der Ost- und Nordsee zu nähern, um mit England in Verbindung zu treten. Er erreichte Stralsund, wo er sich festsetzen wollte, als er am 31. Mai von den vereinigten Dänen und Holländern dort angegriffen wurde und nach der heldenmüthigsten Gegenwehr seinen Tod in einer der Straßen nicht weit vom Markte fand.

Der König mißbilligte den Schritt Schill's in jeder Beziehung im höchsten Grade als eine Insubordination und Eigenmächtigkeit. Als die Rede davon war und seine Einwilligung nachgesucht wurde, in Stralsund die Stelle nur durch einen einfachen Stein zu bezeichnen, an welcher Schill geblieben war, versagte er solche mit dem Bedeuten: „Nicht passend, der Insubordination Ehrendenkmale zu errichten!"

Späterhin ließ ich in der Zeit meiner amtlichen Wirksamkeit

---

fand bei den Hannoveranern ungemeinen Anklang zum Aerger der Franzosen.

an dieser Stelle einen großen Stein in das Straßenpflaster, mit diesem in gleicher Höhe, einlegen, und darauf „Schill, 31. Mai 1809“ setzen.

Auch verdient Dörnberg[1] hier genannt zu werden, der in gleichem Sinne in Hessen und Westfalen einen Aufstand zu bewirken suchte, was jedoch fehlschlug. Mehre preußische Offiziere hatten sich auch bei diesen Unternehmungen betheiligt, oder begaben sich nach Oestreich, zu welchen auch mein mehrbesagter Vetter gehörte.

Der Oberst von Dörnberg schickte Vertraute umher zu den Männern, deren Gesinnungen er kannte und auf die er rechnen zu können glaubte. Bei mir fand sich ein Herr von Bothmer aus dem Hannöverschen ein, mich in seinem Namen zur Theilnahme einzuladen. Ich würde auch keinen Augenblick angestanden haben, mich ihm anzuschließen; doch da ich angestellt und im activen Dienste war, wollte ich zuvor um meinen Abschied einkommen. Der Krieg, unter den schönsten Auspicien begonnen, nahm aber von Hause aus eine für Oestreich so ungünstige Wendung, daß die verschiedenen Insurrectionen größtentheils in der Geburt erstickt oder doch bald gedämpft wurden. Die Schlacht von Wagram am 5. und 6. Juli machte dem Kriege vollends ein Ende, was mich veranlaßte, mich bis zu einer gelegenern Zeit ruhig zu verhalten. Nie schien die Macht und Allgewalt Napoleons fester begründet als jetzt; eine unglückliche Folge, daß jede Macht — Oestreich und Preußen — statt vereint zu wirken, einzeln den Kampfplatz betrat. Dergleichen kann nur eine egoistische, unaufrichtige Politik und Eifersucht hervorbringen.

Rückkehr des Königs nach Berlin (23. December).

Der begonnene östreichische Krieg hatte die Rückkehr des König nach Berlin natürlich verzögert. Endlich nach dem, 1809

[1] Dörnberg, aus einer angesehenen hessischen Familie, hatte bei dem westfälischen Könige Dienste angenommen, ohne jedoch seine Pläne zur Insurrection Deutschlands aufzugeben und ohne aufzuhören, in diesem Sinne zu arbeiten. Es gehört zu einem solchen Schritt ein großer Geist und eine seltene Charakterstärke, die man bei gewöhnlichen Menschen nicht findet. Aus andern Gesichtspunkten ist sein Schritt auch entgegengesetzt beurtheilt: allein wer will richten!

an dem ominösen 14. October zu Schönbrunn abgeschlossenen Frieden trat der König im December, in Begleitung der Königin seine Rückreise nach Berlin an, woselbst sie am 23. desselben Monats Mittags 1 Uhr unter Glockengeläute von allen Thürmen Berlins und dem Donner der Kanonen ihren feierlichen Einzug hielten. Der König an der Spitze seiner Garden zu Pferde, hinter ihm die Königin in einem mit acht Pferden bespannten prächtigen Staatswagen, ein Geschenk der Stadt Berlin. Der Kronprinz und dessen Bruder, der jetzige Prinz von Preußen, marschirten mit den Garden ein; die jüngern königlichen Kinder im Wagen der Königin.

Dies mit anzusehen war ich nach Berlin gegangen. Das schönste Wetter verherrlichte den Zug als eine Begrüßung von oben herab. Ganz Berlin war auf den Beinen; von dem jetzigen Königsthore, welches seitdem diesen Namen führt[1], bis zum Palais des Königs waren alle Fenster und Dächer der Häuser, wo der Zug vorbeikam, besetzt. Der Enthusiasmus, womit das allgeliebte Herscherpaar empfangen wurde, war unbeschreiblich; das Vivatrufen nahm kein Ende. Kein Auge war trocken von Thränen der Rührung und Freude. Wie innig und fest knüpft das Unglück die Bande zwischen Fürst und Volk, wenn gegenseitige Liebe und Vertrauen sie umschlingt! — So ging es bis zum Palais ohne Unterbrechung fort.

Als der König den Prinzen Ferdinand, Bruder Friedrich's des Großen, der sich vor dem Palais aufgestellt hatte, erblickte, sprengte er im Galopp auf ihn zu, sprang vom Pferde und umarmte ihn. Ebenso verließen der Kronprinz und sein Bruder ihre Züge, als sie ihres Cousins, des Prinzen von Oranien, ansichtig wurden, auf den sie losstürzten und ihm um den Hals fielen.

König und Königin erschienen hiernach auf dem Balkon ihres Palais und ließen die Truppen vor sich vorbeidefiliren; der Jubel des Volks war unbeschreiblich und stieg aufs höchste, als die Königin vom Balkon herab dem Volke mit ihrer Silberstimme dankte und herzliche Worte an dasselbe richtete. Alle waren voller Rührung und auf das tiefste bewegt. Als König und König den Balkon verließen, erscholl neuer anhaltender Jubel.

[1] Bis dahin Bernauer Thor.

Eine ungemein rührende Scene soll es gewesen sein, als die Königin ihrem dort anwesenden Vater in die Arme gefallen und die Hand geküßt hat.

Ueber 300 Menschen aus den abgetretenen Provinzen, selbst aus Danzig, Warschau und Bromberg, waren aus alter Anhänglichkeit nach Berlin gekommen, um das geliebte Königspaar zu sehen und die Freude seiner Unterthanen bei dessen Wiederkehr in froher Begeisterung zu theilen.

Bei der wahrhaft herzerhebenden Scene des Einzugs hatte ich mir einen sehr schönen Standpunkt gewählt, indem ich mich dem Cadettencorps, welches dem königlichen Palais gegenüber aufgestellt war, angeschlossen hatte.

Bei dieser Gelegenheit machte ich die persönliche Bekanntschaft des damaligen Majors von Menu, jetzigen pensionirten Generallieutenants von Minutoli, der eine Compagnie im Cadettencorps hatte und dem ich durch meine literarischen Arbeiten nicht unbekannt geblieben war. Dieser brachte mich auf den Gedanken, zum Cadettencorps überzutreten, bei welchem zu der Zeit zwei Stabscapitänsstellen noch unbesetzt waren. Bei meiner Vorliebe für den Ingenieurdienst mochte ich dieserhalb ungern Schritte thun; da ich aber keine Aussicht mehr hatte, in die mir nach meinem Dienstalter zustehende Stelle im Ingenieurcorps vorzurücken, indem alle schönen Worte und Zusicherungen Pullet's, wie es sich nur zu bald auswies, nie ernstlich gemeint waren[1], daher den falschen Münzen gleich gar keinen Werth hatten und nur eine Zeitlang täuschen konnten, so reichte ich dem damaligen Chef des Cadettencorps, General von Lingelsheim, ein Gesuch um Aufnahme in dieses Corps ein. Nachdem ich einige Zeit vergeblich auf Resolution gewartet hatte, ging ich persönlich zum General nach Berlin, eigentlich um ihm meine Empfindlichkeit über das Ausbleiben einer Antwort in etwas merken zu lassen. Meine Aufnahme bei ihm war jedoch von der Art, daß es hierzu nicht

[1] Bei der neuen Organisation des Ingenieurcorps wurden das ehemalige Pontonir- und das Mineurcorps mit ersterm vereinigt. In Folge dessen wäre ich durch das Einschieben der Offiziere dieser beiden Corps weiter zurückgekommen, als ich bis dahin gestanden hatte. Bei aller Resignation, die ich besaß, konnte es mir wol nicht verdacht werden, wenn ich mir eine günstigere Aussicht zu einem weitern Fortkommen zu verschaffen suchte.

kam, doch eröffnete er mir, daß die eine der beiden vacanten Stellen bereits besetzt sei und daß zu der andern sich bereits Mehre gemeldet hätten, unter denen sich ein Offizier befände, der bei des Königs eigenem Regimente gestanden hätte und daher wol die meiste Aussicht haben dürfte[1]; indessen wolle er mich mit vorschlagen.

1810.

Meine Versetzung zum Cadettencorps und Beförderung zum Stabscapitän[2].

Meine Ungeduld sollte nicht lange mehr auf die Probe gestellt werden, indem ich schon unterm 8. Februar 1810 meinem Vater melden konnte, daß ich als Stabscapitän beim Cadettencorps angestellt sei. Mein Patent als solcher war vom 4. ebengenannten Monats 1810.

Als ich mich beim General Lingelsheim meldete und meinen Dank abstattete, erzählte er mir, daß der König, als er meinen Namen genannt hätte, gleich gesagt habe, daß er mich nehmen solle u. s. w.[3]. Die für mich schmeichelhaften Worte, die der König hinzugefügt haben soll, übergehe ich.

Diese Versetzung und Beförderung war, da ich im Ingenieurcorps noch 20. Lieutenant von oben war, von großer Bedeutung für mich. Auch in pecuniärer Hinsicht gewann ich sehr. An Gehalt bezog ich zwar nicht mehr als ich als Ingenieurlieutenant hatte, da ich aber zugleich ein Lehramt in der Mathematik und Feldbefestigung beim Corps übernahm, wofür ich eine monatliche Zulage von 25 Thlr. empfing, so stieg hierauf meine Einnahme auf 50 Thlr. monatlich, eine schöne Dienstwohnung, freie Feuerung u. s. w. nicht mitgerechnet.

---

[1] Ein Hauptmann von Löwenklau.

[2] Diese Charge besteht jetzt nicht mehr bei der Armee, wo man nur noch wirkliche Capitäns hat.

[3] Der Chef des Cadettencorps hatte damals freien Zutritt zum Könige und übergab demselben alle Ersten des Monats einen schriftlichen Rapport des Corps, bei welcher Gelegenheit er auch die betreffenden Vorschläge zur Entscheidung des Königs zum Vortrag brachte.

Das in Spandau zugebrachte Jahr von 1809—10 gewährt mir stets eine angenehme Rückerinnerung, besonders in geselliger Hinsicht, da sich zu der Zeit viele gebildete Familien dort aufhielten. Ich war überall gern gesehen, was man mir auf mannichfache Weise zu verstehen gab.

Meine Thätigkeit wurde jetzt auch noch in anderer Art in Anspruch genommen, indem ich bei der Ober-Militär-Examinationscommission für Portepéefähnriche, von welcher der damalige Generallieutenant von Diericke Präses war, als Examinator in den Befestigungswissenschaften angestellt wurde. Diese Commission wurde niedergesetzt, indem hinführo Niemand zum Offizier befördert werden sollte, der nicht zuvor eine genügende Prüfung bestanden hatte. Seitdem hat diese Commission, die spätern Kriegsjahre ausgenommen, ununterbrochen fortbestanden.

Das Maß des Unglücks, womit der König und sein Volk seit vier Jahren so schwer heimgesucht wurde, sollte sein Ziel noch nicht erreicht haben. Kaum war er sieben Monate in seiner Residenz zurück, als am 19. Juli 1810 das Hinscheiden der allgeliebten Königin, des Stolzes und der Freude der Nation, den tiefgebeugten Gatten und das ganze Land mit ihm in die größte Trauer versetzte. Kummer und Gram über das Unglück des Vaterlands, die schweren Prüfungen eines unerbittlichen Schicksals hatten ihre Gesundheit untergraben und ihr, der erhabenen Frau, die Kräfte geraubt, um einer Brustkrankheit länger zu widerstehen. Wahrhaft erschütternd war der Trauerzug, als die Leiche der angebeteten Dulderin vom Brandenburger Thor ab, die Linden entlang langsam und feierlich nach dem königlichen Schlosse gebracht wurde, zu Fuß gefolgt von ihrem in Schmerz versunkenen Bruder, dem nunmehr auch schon heimgegangenen Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Die Seelengröße und die Ergebung in den göttlichen Willen, womit der König den unwiderbringlichen Verlust seiner treuen Gattin ertrug, war wahrhaft bewundernswürdig.

Durch meine Versetzung in das Cadettencorps wurde mir ein neuer Wirkungskreis eröffnet. Wenn ich bei der Infanterie mit der Abrichtung roher Rekruten zu Soldaten und den Dienstobliegenheiten dem Feinde gegenüber zu thun hatte, bei den Ingenieuren die Grundfesten des Staats zum Schutz und Trutz gegen

den Feind erbauen und herrichten helfen mußte, so hatte ich dagegen hier zarte, edle Pflanzen in ihrer Entwickelung zu pflegen und für ihren künftigen wichtigen Beruf zu erziehen und auszubilden.

Als ich in das Cadettencorps trat, bestand dasselbe aus dem Hauptinstitute zu Berlin und den beiden Provinzialinstituten zu Potsdam und Stolpe; Culm und Kalisch waren 1807 mit Südpreußen abgetreten. Aus den Provinzialinstituten gingen die Cadetten, wie auch noch jetzt, sobald sie die erforderliche Befähigung erlangt hatten, in das Hauptinstitut über, aus welchem sie nächstdem in die Armee traten.

Die Aufnahme in die Provinzialinstitute erfolgte nach dem vollendeten 9. Lebensjahre, von wo sie dann im 13. und 14. Lebensjahre in das Hauptinstitut nach Berlin versetzt wurden[1]. Hier blieben sie bis zum vollendeten 17. Lebenjahre und traten dann in die Armee in der Regel als Fahnenjunker[2] und nur wenige Auserwählte gleich als Offiziere. Die Vertheilung zu den Regimentern und Truppentheilen geschah mittelst Cabinetsordre unmitbar durch den König. In Allem, was auf die Beköstigung und den Unterricht der Zöglinge Bezug hatte, wurden sie auf königliche Kosten unterhalten, sowie sie auch in königlichen Gebäuden zusammenwohnten. Das Cadettenhaus zu Berlin wurde in den Jahren 1776 und 77 unter Friedrich dem Großen ganz neu erbaut und führt die Inschrift: Martis et Minervae alumnis.

Soweit es der Wohnungsraum gestattete, konnten auch Cadetten, sogenannte Pensionäre, gegen Bezahlung eines jährlichen Geldbeitrags aufgenommen werden. Dergleichen Pensionäre waren zweierlei, ganze und halbe, welche letztere nur halb so viel einzuzahlen hatten als jene.

Die Pensionsgelder flossen in die Kasse der Anstalt. Im Uebri-

---

[1] In das Hauptinstitut konnten jedoch auch Zöglinge aufgenommen werden, ohne vorher in einem der Provinzialinstitute gewesen zu sein. Vor dem 13. Lebensjahre fand solches aber nicht statt.

[2] Diese traten als jüngste Fahnenjunker ein und standen daher gegen Diejenigen sehr im Nachtheil, die bei den Regimentern unmittelbar eingetreten waren, was in der Regel in sehr jungen Jahren geschah.

gen wurden die Pensionäre mit den königlichen Cadetten in allen Stücken ganz gleichgehalten.

In den letzten neunziger Jahren wurde das Pageninstitut, welches gleichfalls eine Pflanzschule für das Offiziercorps der Armee war, mit dem Cadetteninstitute vereinigt. Seitdem verrichten dazu auserwählte Cadetten den Dienst als Pagen, sind im Uebrigen aber den Cadetten gleich.

Die Zahl der Cadetten in Berlin betrug 208[1], in Potsdam 40 und in Stolpe 96, zusammen 344. Früher, bis zum Tilsiter Frieden, waren in Culm 100 und eben so viele in Kalisch, damals zusammen 540.

Im Jahre 1811 wurde das stolper Institut aufgelöst und die Cadetten in das Institut zu Potsdam untergebracht, sodaß das ganze Cadettencorps sich nunmehr lediglich auf das Institut zu Berlin und das in Potsdam beschränkte.

In dieser Beschränkung verblieb es bis 1816, in welchem Jahre, nachdem das Großherzogthum Posen an Preußen fiel, das Institut in Culm wieder übernommen wurde. Im Jahre 1818 wurde das potsdamer Institut erweitert und 1838 zwei neue Provinzialinstitute, eins zu Bensberg bei Köln am Rhein und das andere zu Wahlstatt bei Liegnitz in Schlesien errichtet, jedes für 80 Zöglinge[2].

Die 208 Cadetten im Institute zu Berlin waren in vier Compagnien, jede zu 52 Zöglingen, ohne Pensionäre, abgetheilt; jeder war ein Chef in der Person eines Stabsoffiziers oder wirklichen Capitäns, ein Stabscapitän als Commandeur und ein Subalternoffizier als Aufseher vorgesetzt. Jede Compagnie hatte fünf Unteroffiziere, wovon einer, der ausgezeichnetste, das Offizierportepée trug. Diese Unteroffiziere waren ebenfalls Cadetten nach der Wahl der Compagniechefs. Der Portepéeunteroffizier hatte beiläufig die rein militärischen Functionen eines Feldwebels. Bei jeder Compagnie stand außerdem ein Feldwebellieutenant, meist ehemalige Feldwebel bei einem Regimente, der die ökonomische Partie zu besorgen hatte. Dem ganzen Corps stand ein General

---

[1] Vor dem unglücklichen Kriege waren in Berlin 260 Cadetten.

[2] In allen genannten Instituten können gegenwärtig 720 etatsmäßige Cadetten Aufnahme finden.

als Chef vor und jedes Institut wurde von einem besondern Commandeur befehligt.

Die Cadetten wurden in allen einem gebildeten Offizier nöthigen Wissenschaften und Kenntnissen unterrichtet, in der Mathematik und den militärischen Wissenschaften, in Geschichte, Geographie, deutscher und französischer Sprache, im Styl, in den schönen Wissenschaften, im militärischen Zeichnen und Aufnehmen, im Tanzen, Fechten, Voltigiren und Reiten. In den Anfangsgründen des Exercirens und der Evolutionen bekamen sie ebenfalls vollständigen Unterricht.

Soviel auch gegen Institute der Art in der neuern kosmopolitischen Zeit, als seien sie zu einseitig, meist nur von Unerfahrenen, gesagt wird, so ist doch so viel ausgemacht, daß unsere Cadetteninstitute dem Staate und der Armee viele ausgezeichnete Männer geliefert haben, und daß aus ihnen viele Generale erster Größe hervorgegangen sind, auf welche der Preuße stolz zu sein ein volles Recht hat[1].

Unter Andern war auch der russische Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkansky ein Zögling des hiesigen Cadetteninstituts. Dieser ausgezeichnete, mit Ruhm gekrönte Feldherr hat stets das dankbare Andenken an die Anstalt bewahrt, und als er 1812 im Februar mit dem Wittgenstein'schen Corps in Berlin einrückte, war sein erster Gang nach dem Cadettenhause, die Wiege seines militärischen Ruhms zu besuchen, wo er das von ihm bewohnte Zimmer, die Hörsäle und andere ihm liebgewesenen Lokalien betrat. Er ließ sich die Stammliste des Corps, worin die Namen sämmtlicher in der Anstalt gebildeten Zöglinge aufgezeichnet sind, vorlegen, und schrieb neben dem seinigen „Gesehen. Der dankbare Diebitsch". Nie kam Diebitsch wieder nach Berlin, ohne dem Cadettencorps seinen Besuch abzustatten und den ihm begegnenden Cadetten ermunternde Worte zu sagen.

Der oben ausgesprochenen Ansicht gegen die Cadettenhäuser trat auch Scharnhorst bei, indem er zugleich die Meinung aufstellte, daß mit denselben Kosten ungleich mehr Zöglinge unterrichtet und gebildet werden könnten, wenn den betreffenden Gym-

---

[1] Von 1717 seit Errichtung des ersten Cadetteninstituts sind bis jetzt gegen 12,010 Cadetten in die Armee getreten.

nasien auf Kosten des Staats eine Anzahl Alumnen zugetheilt würde, wo ihnen eine vielseitigere und mehr classische Bildung zutheil werden würde als in den Cadettenhäusern. Friedrich Wilhelm III. wollte hierauf aber niemals eingehen, indem er entgegenstellte, daß in den Cadettenhäusern der Krone und dem monarchischen Princip zugethane Offiziere erzogen würden, und wenn man solche Propos vernimmt, wie in den Gymnasien von den demagogisch gesinnten jungen Lehrern in Gegenwart der Schüler gehalten werden, so kann man die Wahrheit der königlichen Aeußerung nur anerkennen.

Obgleich ich nicht die Absicht hatte, meine Anstellung im Cadettencorps als das bleibende Ziel meines Dienstlebens zu betrachten, so gewann mir dies Verhältniß doch immer mehr Interesse ab. Die Ausbildung und Erziehung aufwachsender, kräftiger, an Geist und Körper gesunder Jünglinge hat einen eigenthümlichen Reiz, besonders wenn man sich bewußt ist, von welcher Bedeutung und wahrhaft segensreichen Wichtigkeit dieser Beruf für die Armee und das Vaterland werden kann.

Als Cadettenoffizier versah ich, wie bereits gesagt, auch eine Lehrstelle im Fache der militärischen Wissenschaften, und will ich zum Lobe meiner Schüler nur noch erwähnen, daß ich die Freude hatte zu sehen, welches Interesse dieselbe an dem Unterricht nahmen und welche Fortschritte sie machten.

Mehre der talentvollsten Schüler gewannen durch meinen Vortrag Geschmack für das Ingenieurfach und traten in dieses Corps ein, in welchem noch heute von ihnen hohe Stellen mit Auszeichnung bekleidet werden. Diese und viele andere meiner damaligen Schüler, von denen jetzt schon mehre zu Obersten, selbst bis zum General emporgestiegen sind, haben mir ohne Ausnahme stets ein freundliches, dankendes Andenken bewahrt. Gewiß liegt hierin ein unvergänglicher hoher Genuß und ist der schönste Lohn für die oft mühevolle Arbeit, die mit dem Unterrichts- und Erziehungsfache verknüpft ist.

Wenn ich mich bestrebte, dem angehenden Militär durch Unterricht nützlich zu werden, so ging ich noch einen Schritt weiter, indem ich in diesem Sinne auch durch Schriften zu wirken trachtete, wozu mich meine frühern literarischen Versuche, die Herausgabe der „Feldfortification“ und der „Baupraktik für Feld-

ingenieure" um so mehr aufmunterte, da diese Werke eine immer günstigere Aufnahme fanden. Ich übersetzte das Werk von St.-Paul: „Traité complet de la fortification etc.", dessen Herausgabe die damaligen Zeitumstände verhinderten; auch legte ich die letzte Feile an meine „Befestigungskunst", die aus oben erwähnten Gründen in meinem Pulte noch liegen geblieben war.

In diesem Buche glaube ich nicht unwichtige Ideen aufgestellt zu haben, besonders in Rücksicht möglichst wohlfeiler Ausführung, sowie in ihnen der Uebergang von der alten Schlendriansbefestigung zu der neuern Befestigungsweise wahrnehmbar sein wird, auch das Eigenthümliche Dessen, was unter Befestigungssystem zu verstehen ist, darin auf die Grundbegriffe zurückgeführt worden ist.

Uebrigens sind bei meiner Schriftstellerei die pecuniären Vortheile nicht von Belang gewesen. Das Honorar für das zuerst herausgegebene Buch „Die Feldfortification" war unbedeutend, ein halber Louisd'or für den Bogen. Die „Baupraktik", die ich auf Subscription herausgab, würde mir einen nicht unbedeutenden Gewinn abgeworfen haben, wenn nicht gerade bei ihrem Erscheinen das Unglücksjahr 1806 eingetreten wäre, infolge dessen die meisten Gelder ausblieben und wie sich leicht denken läßt, auch nachher nicht eingingen. Die „Befestigunskunst" erschien ebenfalls zu einem höchst ungünstigen Zeitpunkt, gerade als der russische Krieg 1812 ausbrach, dem die andern für literarische Zwecke gleich ungünstigen Kriegsjahre folgten, obgleich ich insofern nicht klagen konnte, als ich von dem Verleger ein Honorar von zwei Louisd'or für den Bogen bekam. Außer einigen Abhandlungen und Aufsätzen in Zeitschriften habe ich mich nachher mit Schriftstellerei nicht weiter befaßt.

Schon im ersten Jahre meiner Anstellung im Cadettencorps wurde mir der Unterricht der beiden königlichen Prinzen, des Prinzen Wilhelm, jetzigen Prinzen von Preußen, und des Prinzen Friedrich, Bruderssohn Friedrich Wilhelm's III., übertragen. Die Unterrichtsgegenstände waren: Befestigungskunst, Aufnehmen und militärisches Zeichnen. Jener war damals 13 und dieser 16 Jahre alt.

Beide Prinzen zeichneten sich durch anhaltenden Fleiß und Aufmerksamkeit aus, daher sie auch vorzügliche Fortschritte mach-

ten. Besonders that sich der Prinz Wilhelm durch schnelles Auffassen und durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch im vollen Maße geworden ist.

Sein Vetter, der Prinz Friedrich, war ein galanter junger Prinz von einem liebenswürdigen Charakter, ritterlich und mit hübschen Anlagen und Fähigkeiten begabt. Auch er war beim Unterrichte sehr aufmerksam und hatte auch wie Jener viele Anlagen zum Zeichnen und Aufnehmen.

Als die große Schilderhebung gegen das fremde Joch eintrat, hörte der Unterricht natürlich auf. Zum Zeichen der Anerkenntniß für meine desfallsigen Bemühungen empfing ich von den beiden Prinzen einen schön gearbeiteten Säbel, den ich ihnen zum Andenken in den nachfolgenden Kriegsjahren als treuen Begleiter und als Talisman stets an meiner Seite trug. Leider ist mir später dieses theure Andenken, wahrscheinlich durch Diebstahl, abhanden gekommen.

1811.

Meine Beförderung zum wirklichen Capitän. — Reorganisation Preußens.

Nachdem die Prinzen ungefähr ein Jahr bei mir Unterricht gehabt hatten, übergaben sie **1811** dem Könige zu seinem Geburtstage eine schriftliche selbstverfaßte Ausarbeitung und eine Terrainaufnahme nebst einem Situationsplane von ihrer eigenen Hand gezeichnet als ein Angebinde. Diese Arbeiten machten dem Könige viele Freude und sie gefielen ihm so wohl, daß er mich als Anerkenntniß über den guten Erfolg des Unterrichts zum wirklichen Capitän zu befördern die Gnade hatte. Dieser erneuerte Beweis der königlichen Huld machte mich überaus glücklich und spornte meinen Eifer nur noch mehr an. In einer Zeit, wo man wichtigen Ereignissen entgegensehen konnte, war diese Beförderung von großem Werthe für mich und hatte nachher auch auf mein schnelleres Emporsteigen großen Einfluß.

Die Wiedergeburt des preußischen Staats machte rasche und gedeihliche Fortschritte. Was an materieller Größe und Umfang verloren gegangen war, suchte man durch geistige Erhebung und durch Abstellung der erkannten Mängel zu ersetzen. Der König hatte es begriffen, daß die wahre Stärke und Kraft des Staats nicht allein durch äußern Zuwachs gewonnen wird, sondern vorzüglich aus dem Innersten heraus sich entwickeln kann. Die kastenartige Ungleichheit der Stände, aus welcher der Mangel an Gemeinsinn entsprang, hörte auf; es sollte nicht mehr Geburt, sondern persönliches Verdienst und wirkliche Befähigung bei Besetzung der Staatsämter entscheiden; die berühmte Städteordnung begründete ein freies Bürgerthum; der Bauer wurde durch die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse und die Ablösbarkeit der bisherigen Servitute ein selbstständiger Landwirth; die Vereinigung der bisherigen Kriegs- und Domänenkammern und ihre Umformung in die heutigen Regierungen brachte Einheit in die verschiedenen Zweige der innern Verwaltung des Landes; die allgemeine Gewerbefreiheit brachte eine Vervielfältigung und freiere Entwickelung der Betriebskräfte und dadurch eine Erhöhung des Nationalreichthums hervor. Auch waren in Bezug auf das Militär und die dahin einschlagenden Einrichtungen große Veränderungen, sowol zur Abstellung der in dem letzten Kriege fühlbar gewordenen Mängel und Vorurtheile, als auch zur Bildung eines Nationalheeres alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen, und es bedurfte nur einer geeigneten Veranlassung, um sie ins Leben treten zu lassen, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Vorläufig begnüge ich mich nur zu bemerken, daß man in Rücksicht der obwaltenden ungünstigen Verhältnisse und Umstände nur dahin trachtete, im Geheimen und unbemerkt, auch ohne den Militäretat zu erhöhen, die größtmöglichste Anzahl Mannschaften für den Kriegsdienst auszubilden und geeignet zu machen. In dieser Beziehung verdient das seitdem so berühmt gewordene „Krümpersystem" als eine wahrhaft großartige, umfassende und entscheidende Maßregel obenangestellt zu werden.

Nach den Stipulationen des Tilsiter Friedens durfte nämlich Preußen,* wie bereits erwähnt, nur eine Armee von nicht mehr als 42,000 Mann halten. Zu dem vorhabenden Zwecke war diese Kriegsmacht offenbar zu gering und man mußte auf Mittel

denken, sie demnächst vorkommenden Falls in möglichster Stärke auftreten zu lassen, ohne zugleich den Friedenstractat zu verletzen. Zu dem Ende wurde ein Theil des stehenden Heeres beurlaubt, dagegen man ebenso viele Mannschaften vom Lande einberief, sie ausexercirte und wenn dies geschehen war, sie wieder gehen ließ und dann wieder andere einzog, auf welche Weise ununterbrochen fortgefahren wurde. Diese dergestalt zur Verfügung gebrachten Mannschaften nannte man Krümper[1].

Diese Maßregel wurde dadurch sehr begünstigt, daß sich im Lande noch eine bedeutende Zahl Mannschaften aufhielt, die in der Armee von 1806 gedient hatten und noch diensttauglich waren. An diesen Leuten hatte man erfahrene Soldaten, deren weitere Ausbildung nur einer geringen Nachhülfe bedurfte. Dieser Maßregel, die man Scharnhorst zuschrieb, ohne daß es jedoch verbürgt werden kann, wer die erste Idee dazu gegeben hat, ist es hauptsächlich zu verdanken, daß Preußen in unglaublich kurzer Zeit wie durch einen Zauberschlag mit einer Armee von beinahe 130,000 Mann auftreten konnte.

Diese und andere Vorbereitungen wurden alle in möglichster Stille betrieben; es war, als wenn eine höhere unsichtbare Hand alles Das leitete und ordnete, nur wenig Auserwählte waren eingeweiht. Es gelang, die Aufmerksamkeit der noch im Lande befindlichen französischen Behörden zu täuschen und einzuschläfern, und wenn es zuweilen schien, als wenn etwas von ihnen bemerkt wurde, so wurde eingehalten und erst wieder fortgefahren, bis jene Befürchtung aufgehört hatte.

Ein Hauptgegenstand bei den Vorbereitungen war die Anschaffung von Waffen und Kriegsmaterial aller Art, die durch den unglücklichen Krieg eingebüßt waren und einer nothwendigen Ergänzung bedurften, eine Aufgabe, die bei dem Mangel an Gelegenheit und Geld zu ihrer Beschaffung, wobei in jener Zeit

---

[1] Bei der preußischen Cavalerie ist es Gebrauch, eine Anzahl Pferde über den Etat zu halten, damit bei zufälligem Abgange oder Krankheit von Pferden (Einkrumpen) der Ausfall gedeckt und jederzeit in möglichst vollzähligem Stand ausgerückt werden kann. Diese verfügbar gehaltenen Pferde, die, ohne das Empfangsquantum an Fourage erhöhen zu dürfen, mit eingefüttert werden, heißen Krümper, Krümperpferde, woher jene Benennung entnommen sein mag.

jedes Aufsehen vermieden werden mußte, kein geringes Object war. Es mußten daher besondere Werkstätten und Fabriken angelegt werden, welches schwierige Geschäft dem damaligen Artilleriemajor Braun, der 1835 als Generallieutenant und Generalinspecteur der Waffen- und Geschützfabrikation starb, übertragen ward. Diese Anlagen fanden zu Neisse in Schlesien statt und bestanden in einer Artilleriewerkstatt, der ersten des Staats, und einer Gewehr- und Pulverfabrik, welche letztere er aus seinem eigenen Vermögen gründete und im Betrieb erhielt.

Napoleon war noch auf dem Gipfel seiner Macht, als dies in Preußen vorging, wo man übrigens die Bedingungen des Friedenstractats mit der scrupulösesten Gewissenhaftigkeit, so schwer es auch wurde, zu erfüllen suchte, um jeden Vorwand zu beseitigen, die auf dem Lande ruhenden drückenden Lasten noch weiter auszudehnen und zu vermehren.

Umgestaltung der Bekleidung und Ausrüstung der Truppen.

Sehr wesentliche Veränderungen erlitt auch die Bekleidung und Ausrüstung der Truppen.

Bald nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. waren in dem Uniformswesen der Truppen nach und nach Veränderungen eingeführt, wobei mehr der Geschmack als die Zweckmäßigkeit die Norm abgegeben hatte. Die zweckmäßigen zweikrämpigen Hüte (Casquets) wurden als nicht kleidsam abgeschafft und gegen dreieckige Hüte und Grenadiermützen vertauscht. Die Rabatten zum Ueberknöpfen traf ein gleiches Loos und sie wurden festgenäht. Die Rockschöße, welche mit den untern Ecken zusammengenommen werden konnten, wurden vorn weggeschnitten und gleich Vogelschwänzen zugestutzt. Das aufgeschlagene Unterfutter der Schöße wurde aufgenäht, um den Schein davon zu bewahren, wenn die Sache auch nicht mehr vorhanden war. Nachdem die Rabatten bis unten zugehakt wurden, blieb von der Weste nichts weiter zu sehen, als die Schöße. Dies gab Veranlassung, die Westen als unnöthig wegfallen zu lassen und nur die Schöße derselben beizubehalten, die dann unten am Saume der Rabatten befestigt wurden. Alles, was dem Auge nicht sichtbar war, glaubte man weglassen zu können; kaum daß noch Hemd und Strümpfe bei-

behalten wurden. Das Seitengewehr und die Bajonettscheide wurden an einem ledernen Gehänge (Koppel) um den Leib geschnallt.

Bald darauf kam der Czako zum Vorschein, damals sehr einfach von Filz, leicht und bequem zu tragen. Zur Verzierung wurde oben um den Rand desselben eine weiße Bandborte angebracht. Das damalige Füsilierbataillon von Pelet, welches eine Zeitlang in Potsdam stand, wurde zur Probe mit dieser neuen Kopfbekleidung versehen, als das unglückliche Jahr 1806 mit seinen vernichtenden Folgen eintrat.

Die Trageweise des Gepäcks war bis dahin auch sehr einfach. Die Patrontasche und der Brodbeutel mit den Lebensmitteln auf der einen, und der Tornister an einem einfachen Riemen auf der andern Seite, sich einander ziemlich das Gleichgewicht haltend, sodaß beide Schultern gleich belastet waren [1]. Einen Theil der Last, zur Erleichterung des Tragens, vorn anzubringen, fand allerdings nicht statt, dagegen konnte der Soldat sein Gepäck mit wenigen Schwierigkeiten selbst ab- und umhängen.

Damals führten die Truppen im Kriege, als zur Feldausrüstung gehörig, noch Zelte und Zeltdecken, sowie auch Kochkessel mit, die von Packpferden getragen wurden und die Truppen auf ihren Märschen begleiteten, was allerdings die Beweglichkeit der Truppen sehr verminderte und die Verpflegung derselben wegen der Fourage für die Pferde nicht wenig erschwerte; sowie es auch nicht selten vorkam, besonders wenn schlagfertig marschirt ward, daß die Truppen oft stundenlang warten mußten, bis die Zelte herankamen. Die Truppen konnten dann nicht kochen, wenn sie die Kesselpferde nicht bei sich behalten hatten. Traf inzwischen eine Schlacht oder sonst eine Veranlassung ein, daß die Kesselpferde nicht folgen konnten, so war die Verlegenheit zuweilen groß.

---

[1] In der Patrontasche 60 Patronen à 3 Loth circa $5\frac{1}{2}$ Pfd., Zubehör, als Kugelzieher, Krätzer, Schraubenzieher, scharfe Steine, Messer ꝛc. circa $1\frac{1}{2}$—2 Pfd., zusammen 7—$7\frac{1}{2}$ Pfd. in der Patrontasche.

Im Brotbeutel ein Brot à 6 Pfd., andere Lebensmittel und sonstige Sachen 1—$1\frac{1}{2}$ Pfd., ebenfalls 7—$7\frac{1}{2}$ Pfd. Beides zusammen 15 Pfd. Dieses war ungefähr auch das Gewicht der damals im Tornister mitzuführenden Gegenstände.

Die Offiziere der Infanterie waren damals sämmtlich beritten; jeder Subalternoffizier hatte ein Reitpferd und ein Packpferd, welches sein Zelt und seine Equipage trug. Durch diese Pferde wurde allerdings der Troß bei den Truppen vermehrt und da der Offizier im Gefechte und in der Schlacht zu Fuß sein mußte, so wurden den Compagnien auch Combattanten entzogen, indem die Offizierburschen mit den Pferden zurückgingen. Doch war es nicht ohne Nutzen, daß die Offiziere beritten waren, da sie nach zurückgelegtem Marsche noch thätig bleiben konnten.

Nach dem Kriege von **1806—7**, theils in Folge gemachter Erfahrungen, theils durch die nähere Verbindung mit den russischen Truppen, traten mehre Veränderungen, sowol in der Bekleidung der Truppen, als auch in ihrer Feldausrüstung ein. Die Rabatten fielen weg, statt dessen erhielten die Röcke zwei Reihen Knöpfe und konnten übergeknöpft werden; die bisherigen Kamaschen wurden kürzer getragen, wie eine Zeitlang auch mit Stiefeln vertauscht, und an die Stelle der weißen Beinkleider traten grautuchene lange. Die Offiziere bekamen lange Beinkleider über die Stiefel nach Art der Reithosen, an den Seiten mit Knöpfen, oft bis zu fünf Dutzend an jeder derselben. Das Seitengewehr wurde über dem Rock um den Leib geschnallt. Die Bajonettscheiden fielen weg, da die Bajonette auf den Gewehren blieben. Als Kopfbekleidung wurden Czakos eingeführt mit Federbüschen darauf, die nach und nach so colossal wurden, daß sie fast wie kleine Tannenbäume aussahen. Die Westen, wovon ohnehin nur noch die Schöße übrig geblieben waren, fielen ganz weg, dagegen bekamen die Leute tuchene Dienstjacken, die allein, auch unter dem Rocke getragen werden konnten, welche letztere Bestimmung bald aufhörte, da die Uniform durch die größere Fülle des Rocks an Kleidsamkeit zu sehr verlor. Als ein neues, bisher vermißtes Bekleidungsstück traten die Mäntel hinzu, wogegen die bisherigen Zeltdecken wegfielen, deren Stelle sie ersetzen sollten. Auch eine wesentliche Verbesserung der Bekleidung gegen früher bestand darin, daß das Tuch und sämmtliches dazu verwandte Material von ausgezeichneter Güte war. Zopf, Locken und Puder wurden für immer abgeschafft.

In der Bewaffnung der Unteroffiziere fand die Verände-

rung statt, daß die Kurzgewehre (Hellebarden) abgeschafft wurden, und sie statt dessen Schießgewehre bekamen.

Späterhin, als man einsah, daß das Seitengewehr-Gehänge um den Leib getragen auf Märschen sehr unbequem war, wurde solches zum Ueberhängen über die Schulter eingerichtet und nächstdem nur allein so getragen, welches bis auf die Jetztzeit stattgefunden hat. Bei der Feldausrüstung sind die Zelte fortgefallen und behufs Lagerung der Truppen die Hütten in Anwendung getreten. Die Anlage und Aufrichtung der Zeltlager war sehr umständlich und mehr oder weniger mit Zeitaufwand verknüpft, daher mit der heutigen Art der Kriegführung wenig vereinbar. Die Hütten, bei welchen man die Gestalt und Construction eines gewöhnlichen Giebeldaches angenommen hat, sind entweder mit Laubwerk oder mit Stroh gedeckt, und können nach Bedarf mehr oder weniger solid und dicht gebaut werden. Diese Hütten finden jedoch im Laufe einer Campagne wenig Anwendung, wenn den Truppen nicht das Material dazu zur Stelle geliefert wird, welches nur dann geschieht, wenn eine längere Dauer des Lagers abzusehen ist. Den Truppen bleibt daher nichts übrig, als zu bivouakiren, d. h. unter freiem Himmel zu lagern, wobei sie sich gegen Wind und Wetter durch leichte Zäune von Strauchwerk u. dergl. zu schützen suchen. Wenn die Leute sonst nur gut genährt werden, hat eine solche Lebensweise übrigens auf ihren Gesundheitszustand keinen ungünstigen Einfluß.

Die Kessel fielen bei der Feldausrüstung gleichfalls weg, und statt dessen wurden die heutigen Kochgeschirre zum Kochen und zum Wasserholen eingeführt. Jeder Soldat führt eines dergleichen mit sich und bereitet sich seine Mahlzeit selbst, dergestalt, daß er von allen Zufälligkeiten, denen die sogenannten Menagen unterworfen sind, unabhängig bleibt.

Nicht allein, daß die Suppen und Speisen von mehren Fleischportionen zusammen besser und kräftiger wurden, als vereinzelt, so kann es auch als ein Uebelstand angesehen werden, daß die Leute, wenn sie nach einem beschwerlichen Marsche auf dem Bivouakplatze angelangt sind, statt sich der ihnen unentbehrlichen Ruhe hinzugeben, alle nach Wasser gehen und sich mit Kochen abgeben müssen, während bei der Menage-Einrichtung dieses nur Einzelne traf. Da dies, sowie das Tragen des Me-

nagekessels, Reihe herum ging, so fand ein Grund zu Beschwerden nicht statt.

Man entgegnet zwar, daß sich unsere Einrichtung durch die Erfahrungen in den letzten Kriegen bewährt gezeigt habe; ohne dieses in Abrede stellen zu wollen, darf doch auch nicht unerwähnt bleiben, daß bei vorkommenden Gelegenheiten die Soldaten es oft vorgezogen haben, nicht zu kochen, sondern zu ruhen und mit einem Stücke trockenen Brodes verlieb zu nehmen.

Nach dem Heimgange Friedrich Wilhelm's III. haben in der Bekleidung und Ausrüstung des Soldaten mehre wesentliche Veränderungen stattgefunden. An Stelle der bisherigen Uniformsröcke sind die sogenannten Waffenröcke getreten, wie sie in früheren Zeiten schon da waren und nach und nach in die jetzt wieder aufgegebenen Röcke, einen Kreislauf bildend, übergingen.

Mit Einführung der Waffenröcke sind auch die Czakos bei der Armee abgeschafft, und durch Helme, in Form der frühern Pickelhauben, verdrängt. Diese Kopfbekleidung ist für den Soldaten sehr kleidsam und wegen ihrer Leichtigkeit auch bequem. Durch ihre blanken Beschläge ziehen sie schon von weitem her leicht das Auge auf sich, daher sie für Jäger und Schützen, überall wo es darauf ankommt, zu sehen ohne wieder gesehen zu werden, nicht zweckmäßig erscheinen.

Auch die Trageweise des Gepäcks der Soldaten hat im Laufe der Zeit mehrfache Aenderungen erfahren, die nicht immer Verbesserungen gewesen sind. Dem Soldaten hierin eine Erleichterung zu verschaffen, wäre gewiß sehr wünschenswerth, aus welchem Grunde schon vielfach darüber nachgedacht und Vorschläge deshalb gemacht worden.

Ein französischer Schriftsteller, der General Rogniat, sagte in seinen Considérations militaires, wovon die zweite Auflage 1817 erschien, Seite 148:

„Unsere Soldaten tragen ihre Patrontasche hinten, sowie wir überhaupt die üble Gewohnheit haben, den Mann nur von einer Seite zu belasten, was den Gesetzen der Mechanik zuwider ist. Tornister, Patrontasche, Lebensmittel 2c. machen zusammen ein sehr bedeutendes Gewicht aus, welches bei der heutigen Trageweise nach vorn nirgends ein Gegengewicht findet, wodurch der Soldat gezwungen wird, um den Schwerpunkt festzu-

halten, sich vornüber zu neigen, sich steif zu halten und eine unbequeme und ermüdende Haltung anzunehmen, die der Organisation des menschlichen Körpers wenig entsprechend ist. Wäre es nicht vorzuziehen, die Patrontasche vorn in Form eines Gürtels um den Leib zu tragen, wie bei einigen spanischen Truppen? Auf diese Weise würde man eine richtige Vertheilung der zu tragenden Last erreichen, ein Gegenstand von Wichtigkeit. Gegen diese Trageweise wendet man zwar ein, daß beim Abfeuern der Gewehre leicht Funken auf die Tasche fallen und die Patronen darin entzünden könnten; eine Gefahr jedoch, die auch wenn die Patrontasche hinten hängt, beim Feuern der hintern Glieder nicht minder zu besorgen steht."

Mehr als dieses möchte gegen eine derartige Trageweise vielleicht einzuwenden sein, daß das feste Umgürten des Leibes, welches hierbei bedingt zu sein scheint, nicht allein den Unterleib einschnüren, sondern auch auf anhaltenden Märschen einen schmerzhaften Druck auf die Hüftknochen üben möchte, auch das erquickende Lüften des Rocks in der heißen Jahreszeit beschwerlich macht. Aus solchen Gründen haben auch die Truppen, die in Indien und Amerika fochten, das Seitengewehr nicht mehr um den Leib, sondern über die Schulter genommen, und Friedrich Wilhelm III., der sich gewiß nur ungern dazu verstand, führte nach dem Kriege von 1806—7 bei der Armee ein, das Seitengewehrgehänge über der Schulter zu tragen.

Wenn ich zu den vorstehenden Darstellungen Mehres bemerkt und hinzugefügt habe, welches einer spätern, wol gar der gegenwärtigen Zeit angehört und somit als ein Verstoß gegen die Reihenfolge angesehen werden könnte, so habe ich mir dies erlaubt, um den Gegenstand im Zusammenhange mit meinen Ansichten darüber vorzutragen.

Die Wunden, die das verhängnißvolle Jahr 1806 und der Tilsiter Friede dem preußischen Staate geschlagen hatten, bluteten noch. Der preußische Ruhm war befleckt, sein Glanz erloschen, und die Erniedrigung, zu welcher die Nation herabgewürdigt war, konnte auf die Dauer nicht ertragen werden. Dies fühlte jeder wahre Patriot, und es erzeugte sich eine Stimmung im Volke, die Großes ahnen ließ. Es zeigte sich eine Treue

und Anhänglichkeit für den sein Unglück mit hoher Würde tragenden König, die wahrhaft großartig war und an die glänzendsten Zeiten des Alterthums erinnerte. Um einen schwachen Beweis hiervon zu liefern, mag ein Auszug aus einem Briefe von mir hier eine Stelle finden, den ich unterm 11. October 1811 an meinen Vater schrieb, worin es heißt:

„Der König scheint fest entschlossen, wenn er sich nicht mit Würde erhalten kann, ehrenvoll und mit dem Degen in der Faust unterzugehen, und so denkt ein jeder seiner treuen Diener mit ihm. Versündigen würde sich derjenige Deutsche an seinem Vaterlande, und ein jeder Diener des Königs, der nicht gleiche Gesinnungen mit einem Monarchen theilte, dem die Nachwelt erst die verdienten Kronen zollen wird, die die Mitwelt [1], und insbesondere das Ausland auf eine entwürdigende Art ihm versagt hat. Der König ist groß in seinem Unglücke, und wenn das Schicksal ihm noch spätere Prüfungen vorbehalten haben sollte, so wird er nichts von seiner Würde verlieren. Es wird ihn bis auf den letzten Augenblick eine Elite umgeben, die mit ihm zu sterben wissen wird ꝛc."

Solche Gesinnungen, von welchen damals das Volk durchdrungen war und es immer sein wird, wo Recht und Moral ein gemeinschaftliches Besitzthum sind, und wo Fürst und Volk Eins sind, sind die sichersten Bürgen, daß Staaten durch äußere Stürme zwar erschüttert, aber nie vernichtet werden können!

Daß Friedrich Wilhelm III. noch die Früchte einer rächenden Nemesis erleben und ihm schon die Mitwelt die verdienten Kronen zollen sollte, war gewiß eine wohlverdiente Gunst des Schicksals. Damals, am 11. October 1811, in welcher Zeit Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht und Größe stand, konnte man hieran noch nicht denken.

Um von den Ereignissen nicht überrascht zu werden und auf Alles vorbereitet zu sein, auch günstige Gelegenheiten und Zeitpunkte augenblicklich zur Erreichung eines vorgesteckten großen Zieles ergreifen zu können, wurden im Stillen allerlei Vorbereitungen getroffen.

---

[1] Unglücklichen Monarchen und Nationen, die durch eigene Kraft sich emporgeschwungen haben, fehlt es nie an Feinden und Neidern!

Man ging damit um, eine allgemeine Volksbewaffnung zu organisiren und zu diesem Behufe an gewissen Punkten der Monarchie, bei Spandau, Neisse und Kolberg verschanzte Lager anzulegen; die von den Franzosen noch besetzt gehaltenen Festungen Danzig, Stettin, Glogau und Küstrin zu überfallen, selbst Magdeburg durch Ueberrumpelung zu nehmen und sich Einverständnisse daselbst zu verschaffen. Der so berühmte Tugendbund hatte sich organisirt und im ganzen Lande verbreitet, und Waffenvorräthe suchte man zusammen zu bringen.

Das verschanzte Lager bei Spandau, welches später unter ganz andern Verhältnissen zur Ausführung kam, war nach vorangegangener Rücksprache mit Gneisenau, der einer der Leiter der großen umfassenden Pläne war, von mir projectirt. Die gewählte Position war die oranienburger Vorstadt unter den Kanonen der Festung mit ihrem von Hügeln und Buschwerk durchschnittenen Terrain, dessen Flanken und Zugänge durch die Spree und durch nasse Wiesen und Moräste gedeckt waren; eine Wahl, die durch die Möglichkeit motivirt war, daß man zur Vertheidigung desselben nicht immer über erfahrene und in den Waffen eingeübte Truppen würde zu verfügen haben.

Daß Gneisenau hierbei mir sein Vertrauen schenkte, hatte ich der Empfehlung des verdienten nachmaligen Chefpräsidenten der Oberrechnungs-Kammer, von Ribbentrop, von dem bereits früher die Rede war, zu verdanken, der mit Gneisenau und Blücher, wie mit allen damals thätigen Vaterlandsfreunden in enger Verbindung stand und deren Arbeiten und Projecte theilte.

Für mich war der mir gewordene Auftrag höchst wichtig, zumal ich dadurch in alle vorliegenden Pläne eingeweiht wurde. Dabei hatte ich den Vortheil, daß ich als Cadettenoffizier, der ich in Spandau früher in Garnison gestanden hatte, dortige Bekannte besuchen konnte und kein Aufsehen, noch weniger einen Verdacht erregte, wenn ich dort gesehen wurde. Denn die Franzosen unterließen nicht, alle Schritte zu beobachten, die auf dergleichen gegen sie gerichtete Absichten hindeuten konnten.

So entging es ihrer Aufmerksamkeit auch nicht, daß bei Kolberg ähnliche Anlagen in Ausführung kamen, die bei Spandau nur noch Projecte geblieben waren. Ihrerseits wurde an die Einstellung der Arbeiten gedrungen, und da die Zeit noch

nicht gekommen war, wo man fest auftreten konnte, so war man genöthigt nachzugeben.

1812.

Meine Ernennung zum Compagnie-Chef. — Russischer Feldzug.

Das früher im Avancement Versäumte sollte jetzt nachgeholt werden.

Sieben Monate nachdem ich zum wirklichen Capitän befördert war, wurde ich, 5. März 1812, bei eingetretener Vacanz zum Compagnie-Chef ernannt, wodurch mir die Obhut über 52 Cadetten anvertraut wurde, und meine pecuniäre Lage einen Zuwachs von jährlich 300 Thalern erhielt, sodaß ich mich des Jahres auf 900 Thaler mit freier Wohnung und Feuerung stand.

Ich bemühte mich, meinen Pflegebefohlenen ein wohlwollender und gerechter Vorgesetzter zu sein, dabei war ich jedoch, was den Gehorsam und die Pünktlichkeit im Dienste betraf, sehr streng, wobei ich von dem Gesichtspunkte ausging, daß unser Stand solches bedinge.

Durch mein Verhältniß als Compagnie-Chef hatten sich meine Geschäfte sehr vermehrt. Nicht allein, daß ich meine Lehrstellen beibehielt, so raubte mir die Correspondenz mit den Aeltern und Angehörigen meiner Cadetten viele Zeit. Dabei beschäftigten mich die politischen Bewegungen nicht wenig. Es war eine entscheidende und gewichtige Zeit, der wir entgegen gingen.

Diese Verhältnisse berührten auch die jungen lebhaften Gemüther meiner Zöglinge, und brachten bei ihnen eine Spannung und Aufregung hervor, die an Begeisterung grenzte. Dergleichen in solcher Zeit niederdrücken zu wollen, wäre eine Art von Verrath gewesen; aber einer Locomotive ähnlich, die großes Unheil anstiften kann, wenn sie aus der Bahn gleitet, mußte man sie im gehörigen Geleise zu erhalten trachten.

Napoleon's Uebermuth kannte keine Grenzen mehr, eine Universalmonarchie schien sein Zweck zu sein. Rußland allein stand ihm noch zu mächtig da, dieses mußte erst niedergeworfen werden. Der Krieg gegen diese Macht wurde sonach entschieden.

Eine Armee, wie sie seit Darius' Zeiten nicht gesehen, war im Anzuge.

Preußens Stellung dabei war eine sehr peinliche, wie man leicht denken kann. Der Sympathie gemäß wünschte man mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen, obgleich es noch nicht vergessen war, daß es beim Frieden von Tilsit uns die Provinz Byallstock abnahm: allein Rußland war zu entfernt und zu sehr mit seinen eigenen Rüstungen beschäftigt, als daß es im Stande gewesen wäre, mit einem angemessenen Heere bis zu uns heranzurücken. Der König hätte also sein ganzes Land preisgeben und es eine Beute des Feindes werden lassen müssen, was nicht anging.

Unter diesen Umständen schien es im Interesse Preußens zu liegen, ganz neutral zu bleiben; doch war hieran nicht zu denken, da es die Durchzüge der französischen Heere nicht hätte verhindern können, daher auch alle desfallsigen Schritte erfolglos blieben. Napoleon wußte vielmehr Preußen bis auf den letzten Augenblick in einer peinlichen und höchst besorglichen Ungewißheit zu erhalten. Einer geschickten Diplomatie unsererseits gelang es endlich bei Napoleon der Versicherung Eingang zu verschaffen, als wenn Preußen allen Haß gegen ihn abgelegt und nur wünsche, wieder freundschaftliche Verhältnisse mit ihm anzuknüpfen. Ob Napoleon daran geglaubt hat oder nicht, mag dahingestellt bleiben, jedoch that er so, als wenn er es glaube, forderte aber als Gewährleistung unserer aufrichtigen Gesinnungen, außer ungeheuern Opfern für die Verpflegung seiner durchziehenden Truppen und die Verproviantirung der Festungen, die Stellung eines Truppencontingents von 20,000 Mann und die Aufnahme einer französischen Besatzung in Spandau, durch welche letztere Bedingung dem Könige im Falle der Noth ein letzter Zufluchtsort geraubt wurde.

Vom Monat April 1812 dauerten die Durchzüge der französischen Truppen fast zwei Monate hindurch ununterbrochen fort. Ungeachtet des schon zurückgelegten weiten Marsches hatten die Truppen noch eine vorzügliche militärische Haltung und waren in jeder Hinsicht mit allem Erforderlichen ausgerüstet. Unter anderm führten sie eine eigenthümliche Art vierrädriger leichter Fuhrwerke mit sich, woran die Deichsel auch an der Hinterachse

zu befestigen war, sodaß nöthigenfalls auch, ohne umzukehren, zurückgefahren werden konnte. Auch wurden allerhand landwirthschaftliche Geräthschaften, Handwerkszeug verschiedener Art, sogar Mühlen zum Zusammensetzen und Sämereien mitgeführt, als wäre eine Völkerwanderung im Werke, oder eine Colonisirung in entfernten Gegenden des Erdenrundes einzurichten.

Napoleon vermied Berlin. Von Dresden, wo er den Besuch des Königs und des Kaisers von Oestreich empfing, ging er über Glogau, Thorn, Marienwerder und Königsberg zur Armee.

Die Insel Potsdam blieb nach einem desfallsigen Abkommen von allen Durchmärschen verschont, und sollte überhaupt als ein neutrales Gebiet respectirt werden. Der Marschall Ney wollte sich diesem nicht fügen, worauf der König den damaligen Major von Valentini vom Generalstabe, zuletzt Generallieutenant, ihm entgegenschickte und bedeuten ließ, daß wenn er von seinem Vorhaben nicht abstände, man sich ihm mit den Waffen in der Hand entgegensetzen würde. Als sich der Marschall, hierüber in Zorn gerathend, beleidigende Ausdrücke gegen Valentini herausnahm, forderte dieser ihn auf Pistolen, worauf der Marschall aber nicht achtete.

Wie überhaupt der Uebermuth und die Insolenz der damaligen französischen Befehlshaber alle Grenzen überschritten, davon lieferte auch der Marschall Victor einen Beweis. Er war während eines mehrtägigen Aufenthalts in Berlin zum Könige, der sich in Charlottenburg aufhielt, zur Mittagstafel eingeladen, die der alten Gewohnheit des Königs getreu, jederzeit um 2 Uhr stattfand, was bei den Einladungen stets bemerkt wurde. Statt dessen findet sich der Marschall erst um 4 Uhr Nachmittags ein, und zwar unter der Bedeckung von einem Detachement von 40 Husaren, die auf dem Schloßplatze in Charlottenburg förmlich aufmarschirten und den Marschall wieder nach Berlin zurückgeleiteten. Was der König sonst nie that, er wartete diesmal doch bis gegen 3 Uhr, und als zu dieser Zeit der Marschall noch nicht da war, setzte er sich zu Tisch.

Das Cadetten-Corps war während der französischen Durchmärsche in Berlin geblieben, während sämmtliche preußische Truppen von dort fortgezogen waren. Die preußischen Schildwachen

waren von französischen abgelöst, dabei gingen wir Cadettenoffiziere in unserer preußischen Uniform ungestört umher. Einem General Durutte, französischem Gouverneur von Berlin, machte unser Offiziercorps unter Anführung unseres Chefs, des Generals Lingelsheim, seine Aufwartung, was er höflichst aufnahm, auch zeigte er für unser Institut viel Interesse. Von französischen Offizieren bekamen wir viel Besuch.

Das preußische Corps, welches zur französischen Armee stieß, commandirte, wie man wissen wollte auf Verlangen Napoleon's, der General der Infanterie von Grawert; als zweiter Befehlshaber der damalige Generallieutenant von York. Die Infanterie stand unter dem Befehle des damaligen Generalmajors von Kleist, und die Cavallerie unter dem Generallieutenant von Massenbach. Die ganze Stärke des Corps betrug 21,000 Mann, mithin 1000 Mann mehr als ursprünglich stipulirt war.

Als General-Kriegscommissär war mein Vetter, der mehrerwähnte damalige Staatsrath Rippentrop bei dem Corps angestellt, und unter ihm als Kriegscommissär mein ältester Bruder. Mein jüngster Bruder, Fritz, befand sich als Assistent im Kriegscommissariat bei demselben.

Bei sehr vielen Männern, im Heere wie im Staate, war der Anschluß an Frankreich ein Gräuel, solchen als einziges Rettungsmittel anzusehen, wollten sie nicht gelten lassen. Die meisten von ihnen, die ihrem Grundsatze nach nie *mit* den Franzosen, wol aber *gegen* sie fechten wollten, nahmen ihren Abschied und gingen nach Rußland, wo sie, mit offenen Armen aufgenommen, bei der dortigen Armee sogleich Anstellung fanden.

Andere, nicht minder treue Patrioten, mißbilligten diesen Schritt und meinten, man müsse beim Könige aushalten und ihn in seiner dermaligen unglücklichen Lage nicht verlassen, davon abgesehen, daß dem Militär der Wille des Monarchen alleiniges Gesetz sein müsse; der Soldat dürfe sich in seinen Diensthandlungen von Politik nicht leiten lassen, wenn man auch zugestehe, daß Diejenigen, die es vorzogen, lieber ihren Dienst, als ihre Grundsätze aufzugeben, ganz folgerecht handelten. Daß aber manche von ihnen unmittelbar gegen ihre Landsleute und frühern Kameraden fechten konnten, andere sogar im Gefechte aus Reihe und Glied zu den Russen übergingen und die Waffen gegen die

eben verlassenen Truppen richteten, erregte bei der Armee großen Widerwillen. Bei dem Corps war gewiß nicht Einer, der nicht große Abneigung empfand, und es als ein Unglück betrachtete, gegen die Russen fechten zu müssen, welches sie auch bei jeder Gelegenheit kundgaben[1], doch ihre militärischen Pflichten glaubten sie nicht bei Seite setzen zu dürfen. Sie betrachteten es vielmehr als eine Ehrensache, tapfer und brav zu sein, zog sie ihr Herz auch mehr zu den Gegnern hin.

Daß Niemand auf Erden unüberwindlich ist, sollte Napoleon, der Allgewaltige, bis dahin Unbezwingbare, jetzt erfahren. Nach gewohnter Weise wollte er eine schnelle Entscheidung herbeiführen und mit Einem Schlage den Feind vernichten. Dieser that ihm aber den Gefallen nicht, auf diesen Plan einzugehen, und je unaufhaltsamer Napoleon eindrang, desto mehr wichen ihm die Russen aus. Es trat Mangel an Verpflegung für Menschen und Pferde ein, Verwüstungen aller Art raubten die wenigen Quellen, die ein weitschichtiges, unwirthbares und menschenarmes Land nur bei der vollkommensten Mannszucht und der geregeltsten Ordnung dargeboten hätte, Kosaken und Parteigänger umschwärmten unaufhörlich die von anhaltenden Märschen erschöpften Heere Napoleon's und gönnten ihnen weder Ruhe noch Rast. Die Siege bei Smolensk und Borodino am 17. August und 7. September waren so wenig entscheidend, daß die Lage, in der sich die französische Armee dermalen befand, in nichts gebessert wurde. Im Gegentheil, Rußland feiert noch heute den Jahrestag von Borodino als einen Erlösungstag, indem hier die Kraft Napoleon's gebrochen wurde und Rußlands Morgenröthe zu leuchten begann, die mit dem Brande von Moskau (16.—19. September) sich in eine hellleuchtende, strahlende Sonne verwandelte. Hier war der Culminationspunkt für Napoleon's Gestirn, sein Rückzug begann; ein Rückzug, wie er seit Menschengedenken noch nicht gewesen war.

Was ein unüberlegtes Vordringen, Mangel an Sorge für den Unterhalt der Truppen vorbereitet hatte, vollendete eine plötz-

---

[1] Als Napoleon einst das preußische Corps besichtigte, und die Front hinunterritt, wurde weder ein „Hurrah", noch ein „Vive l'empereur" — wie bei den französischen und den Rheinbundstruppen — vernommen. Napoleon mag das Seinige dabei gedacht haben.

lich eingetretene Kälte; Menschen und Pferde fielen zu Tausenden, die Armee befand sich in einer völligen Auflösung. Das stete Ausweichen und Zurückgehen der Russen, denen es in ihrer Mitte nicht an Tadlern und Gegnern fehlte, feierte sonach einen glänzenden Triumph.

Was den Brand von Moskau betrifft, den man bekanntlich dem General Rostopschin, damals Gouverneur daselbst, zuschreibt, so schwebt noch heute ein Dunkel über die wahre Entstehung desselben, das schwerlich jetzt noch aufgeklärt werden dürfte.

Nach der mir von dem russischen General Strahl (als ich vor 10 Jahren seine Bekanntschaft machte, Commandant von Moskau) gewordenen Versicherung, ist die Sage von der Brandstiftung Moskaus durch Rostopschin eine Fabel, sowie auch die Wegführung der Spritzen, um jede Löschung des Feuers unmöglich zu machen, die auf dessen Befehl geschehen sein sollte, nicht stattgefunden hat. Vielmehr ist der Brand nach seiner Erzählung dadurch entstanden, daß die in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt bivouakirenden Truppen ihre Feuer angemacht, die Häuser erbrochen und geplündert, und sich allen Ausschweifungen roher Menschen hingegeben haben. Dabei ist an mehren Orten zugleich Feuer ausgekommen, welches bei der Bauart der Häuser von Holz schnell um sich gegriffen, und da Niemand ein Interesse dabei gehabt, zu löschen, die Einwohner sich von den Franzosen natürlich fern gehalten, so ist zuletzt der größte Theil der Stadt in Brand gerathen.

York's Convention.

Grawert behielt nicht lange das Commando des Corps, indem er in einem der frühern Gefechte mit dem Pferde stürzte und ein Bein brach, welches ihn nöthigte, den Oberbefehl niederzulegen und an den General York, als ältesten General nach ihm, zu übergeben.

Bei dem wenig fügsamen und nicht sehr verträglichen Charakter dieses Generals war das Vernehmen mit dem Marschall Macdonald, der das zehnte französische Armeecorps commandirte, von welchem das preußische einen Theil ausmachte, sehr bald

gestört, welches einen heftigen Briefwechsel zwischen beiden Feldherren herbeiführte [1].

Die nächste Veranlassung zu diesen Zerwürfnissen war die mangelhafte Verpflegung der Truppen. Der Marschall hatte die Verpflegung des zehnten Armeecorps einem französischen Commissär, Ordonnateur en chef, übertragen, der sein Amt mit der größten Gewissenlosigkeit versah, worin seine Gehülfen ihn noch zu übertreffen schienen. Da noch hierzu kam, daß die große französische Armee in völliger Auflösung zurückging, und daß das preußische Corps, bei 24 Grad Kälte an Allem Mangel leidend, auf dem Punkte stand, sein Geschütz und Fuhrwesen iu den schlechten Wegen stecken zu lassen, auch von den Russen auf den Seiten vielfach beunruhigt ward, so fand der General York jetzt den Zeitpunkt geeignet, die mit dem General Diebitsch geheim gepflogenen Unterhandlungen, zum Abschlusse der ewig denkwürdigen Convention vom 30. December 1812 zu führen, dergemäß das preußische Corps bis zu den eingehenden Bestimmungen des Königs in ein neutrales Verhältniß trat. Der erste Stoß war geschehen. Der Abfall des Generals York, von dem Napoleon, als er ihm gemeldet wurde, selbst sagte: „Derselbe kann die Politik Europas verändern", war für das Schicksal der Welt entscheidend.

Unter allen Menschen dieser Zeit, sagt ein französischer Schriftsteller, Abbé de Pradt, habe der General York den größten und entscheidendsten Schlag gethan. Kein Sterblicher hat vielleicht für den Sturz Napoleon's so viel und so kräftig gewirkt, als eben York. Auf das preußische Volk wirkte seine That wie ein electrischer Schlag. Das mächtige Gefühl, das jede Brust erfüllte, wurde plötzlich zum klaren Bewußtsein er-

[1] Den leidenschaftlichen Ausdrücken in den Briefen des Marschalls, die darauf berechnet schienen, den General York zu einem übereilten Schritte zu verleiten, setzte dieser immer die größte Kälte entgegen. Als ihm einst ein solcher Brief des Marschalls von einem Adjutanten desselben überbracht wurde — es war bei Nacht — legte er denselben ruhig auf seinen Tisch, um ihn den folgenden Tag zu beantworten. Der Adjutant, einen andern Erfolg des Briefes erwartend, fragte endlich den General York, „was er nun zu thun gedenke", worauf dieser ganz kalt antwortete: „Mich wieder zu Bett zu legen, sobald Sie fort sein werden."

hoben; dem Feuer des Enthusiasmus, der sich bisher in unbefriedigtem Drange nach Thaten verzehrt hatte, wurde die helle und nahe Aussicht auf ein reiches Feld des rühmlichsten Handelns geöffnet.

Der General York fühlte bei dem geschehenen Schritte das ganze Gewicht seiner Verantwortung, indem er in seinem Berichte an den König sagte: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigsten Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben.“ Er füge die inhaltschweren Worte hinzu: „Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet, gebe der Himmel, daß sie zum Heil des Vaterlandes führt!“

Der König in Berlin, wo noch die Franzosen waren, befand sich durch den Abfall des Generals York in nicht geringer Verlegenheit. Obgleich in seinem Sinne gehandelt war, mußte er doch den Schritt des Generals York äußerlich mißbilligen. Er enthob ihn pro Forma seines Commandos und übergab es ebenso dem General Kleist [1], ihn außerdem zur Rechtfertigung seiner Handlung auffordernd, zu deren Untersuchung eine Commission unter dem Generallieutenant von Diericke niedergesetzt wurde.

---

[1] Dieser Wechsel kam nicht zur Ausführung. Als der General York die betreffende königliche Entschließung aus den berliner Zeitungen ersah und ihm bis dahin nichts Offizielles darüber zugekommen war, fühlte er sich nicht veranlaßt, auf Grund eines bloßen Zeitungsartikels, als nicht den Weg, auf welchem der König seine Befehle Jemand zukommen ließe, das Commando des Corps andern Händen zu übergeben. Eine förmliche Notification des Königs ist ihm niemals zu Händen gekommen.

Dritter Abschnitt.

Preußens Erhebung und Wiedergeburt.
1813.

Der König geht nach Breslau (22. Januar). — Aufruf an das Volk.

Ein längeres Verweilen des Königs in Potsdam unter den dermaligen Verhältnissen schien um so bedenklicher, als man nicht wissen konnte, ob Napoleon, um Preußen zum Verharren in der Allianz mit ihm zu zwingen, nicht ein Seitenstück zur Gefangennehmung des Königs von Spanien liefern und sich der Person des Königs bemächtigen könnte. Es wurden zwar Pläne gemacht, wie man den König beschützen und sicher nach Schlesien führen könne, allein derselbe wollte einer solchen Gefahr keinen Glauben beimessen. Er blieb sich vielmehr immer gleich und änderte in seinem Benehmen nichts, obgleich man wissen konnte, was in seinem Innern vorging. Als der König sich immer noch nicht entschließen wollte, wurde ihm hinterbracht, daß in der That von den Franzosen mit der Absicht umgegangen würde, ihn aufzuheben, welcher Anzeige solche Einzelheiten hinzugefügt waren, daß an der Wirklichkeit eines solchen Gewaltstreichs nicht mehr gezweifelt werden konnte, umsomehr als auch Andeutungen von andern Seiten her in gleicher Art hinzutraten. Endlich gab der König nach, und reiste plötzlich am 22. Januar 1813 mit dem Kronprinzen nach Breslau ab, wo er zu unserer allergrößten

Freude glücklich ankam. Dieser Schritt war entscheidend, und alsbald, unterm 3. Februar, erschien der denkwürdige Aufruf des Königs an sein Volk, worin alle Jünglinge vom 17. bis zum 24. Jahre, welche nach den bisherigen Gesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug waren, sich selbst zu bekleiden und beritten zu machen, zu den Waffen gerufen wurden, um als Freiwillige zu Fuß und zu Pferde das Kriegsheer in der gefahrvollen Lage, worin sich das Vaterland befand, zu verstärken.

Der Aufruf war von einem Manifeste des Staatskanzlers Hardenberg begleitet, worin es hieß: „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staats erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten. Bei der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von jeher beseelt und sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußert haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesem Gefühl und dem Durste nach Thätigkeit, welcher so vielen braven jungen Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung anzuweisen, um durch sie die Reihen der ältern Vertheidiger des Vaterlandes zu verstärken, und mit diesen in der schönen Erfüllung der ersten von den uns obliegenden Pflichten zu wetteifern."

Als fernerer Zweck dieser Maßregel war dann noch bemerkt, solche junge Männer zum Dienst herbeizuziehen, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich, ohne vorherige Dressur ꝛc. gute Dienste leisten, und demnächst geschickte Offiziere und Unteroffiziere abgeben könnten. Männer, welche älter als 24 Jahre waren, wurden ebenfalls als freiwillige Jäger zugelassen.

Dieser langersehnte Aufruf wurde mit hoher Begeisterung aufgenommen; doch war man einen Augenblick stutzig geworden, indem darin keine Andeutung gegeben noch gesagt war, gegen wen diese Rüstungen gerichtet seien. Indessen das Volk verstand seinen König; man erkannte bald die Weisheit desselben, keinen Schritt offen zu thun, der Napoleon veranlassen könnte, Preußen als ein feindliches Land zu behandeln, besonders solange Berlin noch in seinen Händen war. Es strömten daher Jünglinge in Menge aus allen Gegenden des Reichs, jeglichen Alters

und Standes, bekleidet und bewaffnet herbei, zum Eintritt als freiwillige Jäger. Aller Orten bildeten sich Vereine von Frauen und Jungfrauen, mit eigenen Händen zu bereiten und herbeizuschaffen was Jenen noch abging, und was zur Pflege der Kranken und Verwundeten dienen könnte. Was Jeder an Kleinodien und Geschmeide besaß, legte er mit Freudenthränen im Auge auf den Altar des Vaterlandes nieder. Alles dieses kam aus dem Innersten der Seele des Volkes, und wol noch nie ist etwas Aehnliches geschehen. Wer diese schöne Zeit im Vaterlande mit erlebt hat, kann mit erhebendem Bewußtsein sagen: er hat Großes und Außerordentliches erlebt!

Mein Vetter von Reiche verließ den östreichischen Dienst und errichtete ein freiwilliges Jägerbataillon, bei welchem auch mein jüngster Bruder Fritz als Offizier eintrat.

Aus dem Cadettencorps wurden die kriegstauglichsten ausgesucht und nach Breslau geschickt, die der damalige Hauptmann, jetzige Generallieutenant und Vicegouverneur der Bundesfestung Mainz, von Hüser, dort hinführte.

Der Auszug dieser Cadetten war ein wahrhaft rührender und erhebender Moment. Voll Feuer und jugendlichen Muthes, des Zweckes, dem es galt, sich bewußt, mit thränenfeuchten Augen über die Trennung von ihren jüngern Kameraden, verließen sie jubelnd die Wiege ihrer nachherigen kriegerischen Laufbahn, die für manche von ihnen eine Bahn des Ruhms geworden ist. Trauernd sahen die zurückbleibenden ihre glücklichen Brüder von dannen ziehen, vielleicht zum ersten male ihr jugendliches Alter beklagend, das sie abhielt, ihnen zu folgen.

Eine recht herzerhebende Freude ward mir bei dieser Gelegenheit zu Theil, als die zurückbleibenden Cadetten meiner Compagnie mich um die Erlaubniß baten, auch ihrerseits ihr Scherflein, da sie es mit Blut und Leben noch nicht könnten, auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu dürfen, wobei mir die Summe von 40 Thalern übergeben wurde, die sie unter sich gesammelt hatten.

Den herrlichen vaterländischen Sinn, der sich hierbei aussprach, ehrend, nahm ich keinen Anstand das Dargebrachte anzunehmen und an die zur Einsammlung derartiger Beiträge bestimmte Commission einzusenden.

Die Cadetten der übrigen drei Compagnien blieben nicht zurück, indem sie unter sich 100 Thaler zusammenbrachten und einschickten.

Um nun auch den übrigen zum Waffendienste tauglichen Männern des Landes, die sich nicht auf eigene Kosten bewaffnen und bekleiden konnten, und die bei weitem die Mehrzahl ausmachten, Gelegenheit zum patriotischen Handeln darzubieten, schritt man zur Errichtung der Landwehr, ein neues Element, welches zum Kampfe aufgerufen wurde, und sich zur Basis einer allgemeinen nationalen Volksbewaffnung gestaltete.

Auch für Diejenigen, die schon über das kräftige Alter zum fortgesetzten Felddienste hinaus waren, oder anderer Umstände wegen daheim bleiben mußten, ward ein Feld zum patriotischen Handeln in Aussicht gestellt, in der Institution des Landsturms, dessen Thätigkeit beginnen sollte, sobald der Feind den vaterländischen Boden betrat.

Nicht bloß in der activen Armee, sondern auch im Landsturm fand man alle Stände und Classen des Volks vertreten. Beamte, Lehrer und Gelehrte, Niemand schloß sich aus, und man sah die Professoren der berliner Universität einen Trupp formiren und sich in den Waffen üben; Savigny, nachheriger Minister, als der größte von ihnen, auf dem rechten Flügel, und der berühmte Schleiermacher, als der kleinste, auf dem linken Flügel.

Auf das Glänzendste bewährte sich die Institution der Krümper, deren schon im Vorhergehenden gedacht. Sie gestattete eine namhafte Vermehrung der Armee mit ausexercirten und disciplinirten Soldaten, die wie durch Zauberschlag aus dem Verborgenen erstanden und herbeieilten.

Bei den großen Verlusten in der unglücklichen Zeit der vorhergehenden Jahre fehlte es trotz aller möglichen Vorbereitung namentlich bei der Landwehr mitunter sehr an Waffen, daher an Stelle der Gewehre Piken traten.

Da das Heer hinfüro nur aus Eingeborenen des Staats bestehen sollte, zugleich um den vaterländischen Sinn in der Nation zu heben und zu verstärken, wurde eine Nationalcocarde mit den preußischen Farben als ein Ehrenzeichen allgemein eingeführt. Sie war eine weitere Ausführung des im Jahre 1807 ohne besondern Bezug hierauf, unter dem damaligen Gouvernement des

Flügeladjutanten Obersten Graf von Götzen [1], in Schlesien an den bis dahin üblichen einfachen schwarzen Cocarden angebrachten weißen Randes.

Als unverträglich mit einem solchen Ehrenzeichen, und da hinfüro auch Jedermann ohne Unterschied des Standes zum Kriegsdienste herangezogen und keine Stellvertretung gestattet werden sollte, wurden alle körperlichen Strafen bei der Armee abgeschafft, und nur für Solche noch beibehalten, die kriegsrechtlich in die zweite Classe des Soldatenstandes versetzt und des Tragens der Nationalcocarde für unwürdig erklärt wurden.

In weiterer Entwickelung dieser nationellen Einrichtungen konnte fortan ein Jeder zur Beförderung zu den höchsten Militärstellen gelangen. Diese und andere wohlthätige Einrichtungen, wodurch die Ehre als nothwendiges Eigenthum jedes Soldaten bedingt, und jedem Gebildeten und Kriegstüchtigen die Laufbahn des Wehrstandes frei eröffnet und dem Talente, dem Verdienste und einer hervorstehenden Befähigung für höhere Stellen der Vorzug vor Geburt und Dienstalter eingeräumt wurden, trugen viel zur Veredlung des Kriegsheeres, das mit Recht der Stolz der Nation ist, bei, wie zugleich die Mauer niederzureißen, die Heer und Volk von einander trennte.

Auf diese Weise ist das Heer eine Schule für das Volk geworden, wodurch Gehorsam, Ordnungsliebe und Unterricht in demselben verbreitet, auch Uebereinstimmung in Sitten und Gewohnheiten, als die Grundelemente einer wahren Nationalität, erzeugt wird.

Daß der verewigte Scharnhorst hierbei einen großen, wohl den größten Antheil an dieser Umgestaltung des Heeres gehabt hat, ist bekannt.

Mit Entsetzen sah man die unglücklichen Reste des siegestrunken ausgezogenen Kriegesheeres Napoleon's in Berlin ankommen, wahre Jammergestalten, abgezehrt, zum Theil verstümmelt, kaum noch im Stande, sich auf den Füßen zu halten und sich fortzuschleppen, mehrentheils halb entkleidet, theils einzeln, theils truppweise, ohne alle Führung. Die regste Phantasie hätte sich so Schreckliches nicht ausmalen können.

---

[1] Starb 1820 als Generallieutenant a. D.

Wenn sich elende Gassenbuben mitunter erlaubten, solche Unglückliche noch zu verhöhnen, so zeigten sich die Berliner doch in ihrer ganzen theilnehmenden und mitleidsvollen Weise, die eigenen Drangsale vergessend, die der verhaßte Feind ihnen und ihrem Vaterlande in seinem Uebermuthe zugefügt hatte. Sie eilten herbei mit Erquickungen, mit Speise und Trank und spendeten auch wol Geld zur Aushülfe in der Noth.

Das den Franzosen widerfahrene Unglück in Rußland war bei ihrem Uebermuthe und ihrer Unterjochungs- und Eroberungssucht als ein selbst verschuldetes und wohlverdientes Gottesgericht anzusehen.

Eine schönere Sonne schien uns aufgehen zu sollen: überall erscholl der Ruf: „Jetzt oder nie; Auf! zur Wiedervergeltung; Krieg auf Leben und Tod dem Unterdrücker!" Nur mit Mühe konnte ein allgemeiner Aufstand zurückgehalten werden.

Den Franzosen ward dabei sehr unbehaglich. Auch der tapferste und unerschrockenste Soldat sieht sich nicht gern von einer feindseligen und bewaffneten Bevölkerung umgeben. Kann er seinem Feind nicht ins Angesicht schauen, so fehlt ihm der feste Boden, auf dem er sich bewegen soll.

Die Russen rücken in Berlin ein (4. März).

Die den Feind verfolgenden russischen Kriegsheere kamen Berlin immer näher, wo sie mit Ungeduld erwartet wurden.

Der Marschall Augereau, der Berlin mit einem Corps von 5—6000 Mann besetzt hielt, machte Miene sich hier halten zu wollen, indem er mehre Vertheidigungsanstalten treffen ließ, namentlich wurde die Stadtmauer zunächst den Thoren mit Schießlöchern versehen und Geschütze in Bereitschaft gehalten. Diese Anstalten regten die Berliner nicht wenig auf, Zusammenrottungen fanden statt und es fehlte nicht viel, so wären blutige Auftritte erfolgt.

Je näher die Russen kamen, desto höher stieg die Unruhe unter den Franzosen, besonders als der General Poinçot, der zur Deckung Berlins mit 3000 Mann bei Werneuchen, 3½ Meilen von Berlin auf der Straße nach Freienwalde aufgestellt war,

sich in der linken Flanke hatte umgehen und von Berlin abdrängen lassen.

Die Russen rückten hierauf mit ihrer Avantgarde unter Tettenborn, der sich auch Czernischeff mit seinem Streifcorps anschloß, bis Pankow, $1/2$ Meile von Berlin vor, indem sie ihre Kosakenposten bis $1/4$ Meile von den Thoren vorpoussirten. Ein solcher Posten stand auch an der Pankebrücke vor dem Oranienburger Thore, der die Neugierde und Aufmerksamkeit der Einwohner auf sich zog. Wie an einem Festtage zog es zum Oranienburger Thore hinaus zu den Kosaken, ohne daß Dies die französische Wache an dem Thore zu hindern wagte. Ich selbst ging in Uniform hinaus zu der vordersten Vedette, der es Vergnügen zu machen schien, sich beschauen zu lassen. Die einzige Unterhaltung war „Franzusky", auf Berlin hinweisend, und unter allerlei Geberdung: „Caput, Caput" zu rufen. Als der Kosak nach Taback fragte, den er zu lieben schien, reichte ihm ein Jeder, der damit versehen war, seinen Vorrath hin, was er sich sehr gern gefallen ließ.

Es war am 20. Februar Nachmittags, als in Berlin mit einem male ein großer Allarm entstand. Es hatten sich Kosaken, einige 100 Mann stark, der Stadt unbemerkt genähert, überfielen die französische Wache am Thore und sprengten mit beispielloser Kühnheit in die Straßen, Alles niederwerfend, was sich von Franzosen sehen ließ. Junge Leute aus Berlin, auch einige inactive Offiziere, waren ihre Führer gewesen. Das Entgegenjauchzen der Berliner und ihre laute Freude bei dem Anblicke der russischen Fremdlinge war, wie man sich leicht denken kann, außerordentlich, und wäre dieser Ueberfall nicht so unvorbereitet gekommen, so würden sie nicht so ruhige Zuschauer geblieben sein.

Es dauerte nicht lange, so waren die Franzosen auf ihren Allarmplätzen versammelt und besetzten die ihnen angewiesenen Posten, namentlich an den Brücken innerhalb der Stadt, auf welchen Theil sie ihre Vertheidigung beschränken zu wollen schienen. Ich war gerade nach der dem Cadettenhause zunächst gelegenen Königsbrücke gegangen, als der Marschall Augereau mit einem ansehnlichen Gefolge geritten kam, um die dortige Aufstellung der Truppen zu besichtigen. Seine ausnehmende Ruhe

und die Genauigkeit, womit er zu Werke ging, fielen mir sehr auf. Er kam nicht angejagt, sondern blieb in einem ruhigen Schritt, und man konnte deutlich wahrnehmen, daß diese Ruhe einen guten Eindruck auf die Truppen machte.

Die Kosaken mußten nun machen, daß sie fortkamen; ein hoffnungsvoller, junger Mann, ein Herr von Blomberg, Student, fand hierbei seinen Tod; er war einer der Führer der Kosaken. Sie waren jedenfalls zu schwach, um etwas Entscheidendes ausführen zu können, und wenn Gelegenheit hinlänglich vorhanden war, um durch Einverständnisse in der Stadt unterstützt zu werden, so war man doch, wie schon bemerkt, in Berlin zu wenig darauf vorbereitet.

Die Russen hatten zur Unterstützung ihres Unternehmens und zur Deckung ihres Rückzuges im Falle des Mißlingens Geschütz auf den Höhen vor dem Prenzlauer- und Schönhauser-Thore aufgefahren, sodaß es die Franzosen nicht wagten, sich vor die Stadt zu begeben. Eine Kanonenkugel, die das Eckhaus in der Neuen Friedrichs- und der Königsstraße traf, ist dort zum Andenken an diesen Tag eingemauert, wie man auch noch heute eine solche Kugel aus den Zeiten des Siebenjährigen Krieges mit der Jahreszahl 1760 an dem Eckhause, wo die Markgrafenstraße mit der Lindenstraße zusammenstößt, vorfindet, in welchem Jahre Berlin von den Russen und Oestreichern unter Todtleben [1] und Lascy eingenommen wurde. Solche Wahrzeichen behalten immer ein geschichtliches Interesse.

Nach dem versuchten Ueberfalle hielten die Russen Berlin bloß noch durch Kosaken auf dem rechten Ufer der Spree eingeschlossen, doch ihre Vorposten wurden, wie vor dem Ueberfalle, bis dicht vor die Thore der Stadt hinaus gestellt, was die Franzosen in der Stadt in steter Besorgniß eines neuen Besuchs hielt, den sie indessen weniger zu fürchten schienen, als einen

[1] Seitdem war Friedrich II. auf Todtleben, da er Berlin hart mitgenommen hatte, nicht gut zu sprechen, und als derselbe nach dem Siebenjährigen Kriege den russischen Dienst aufgab und sich der Sache der polnischen Conföderirten anschloß, wurde er auf Befehl des Königs bei Gelegenheit seiner Reise von Frankfurt a. M. nach Polen, nebst dem bei ihm sich befindenden Prinzen Peter von Kurland, am 22. März 1769 zu Glogau arretirt.

Aufruhr der Einwohner Berlins, die immer kecker und feindseliger gegen sie auftraten, sodaß sie sich genöthigt sahen, auf mehren Punkten in den Straßen Kanonen auffahren und Truppen bivouakiren zu lassen. Die sonst so stolzen Sieger waren jetzt geduldig und suchten mit Aengstlichkeit Alles zu vermeiden was den Pöbel reizen konnte. Ich war Augenzeuge, welche Gefahr der französischen Wache am Brandenburger Thore um diese Zeit drohete, als der Pöbel es darauf anzulegen schien, sie durch Verhöhnung und Drohungen in Verlegenheit zu setzen und allenfalls über sie herzufallen. Der Offizier verlor jedoch seine Fassung und Ruhe nicht, man sah ihm aber seine Besorgniß für den Ausgang sehr wohl an.

Endlich, in der Nacht vom 3. zum 4. März, verließen die Franzosen Berlin und zogen sich gegen die Elbe zurück.

Das Bewußtsein, von diesen Gästen befreit zu sein, versetzte die Einwohner in den größten Enthusiasmus, man athmete wieder frei und überließ sich den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Noch an demselben Morgen, als die Franzosen die Nacht vorher Berlin verlassen hatten, rückten die Russen ein, wie man sich leicht denken kann, unter dem unermeßlichen Jubel und dem lautesten Willkommen von Seiten der Einwohner. Czernischeff war an ihrer Spitze, und wenige Stunden darauf langte auch die Avantgarde unter dem Fürsten Repnin an.

Kaum war der letzte Franzose aus Berlin, so traten auch Diejenigen entschlossen hervor, die bis dahin ängstlichen Gemüths waren. Was heimlich betrieben wurde, geschah jetzt öffentlich. So war es auch mit den Waffenübungen, die fortan nicht mehr an abgelegenen Plätzen und in verschlossenen Gärten heimlicherweise vorgenommen zu werden brauchten.

Nach dem Abzuge der Franzosen, vom 4. bis zum 11. März, blieb Berlin nur schwach besetzt, fast nur von Kosaken, und befand sich daher in einer etwas peinlichen Lage, zumal das im Anrücken begriffene Wittgenstein'sche Corps zur Zeit als die Franzosen abzogen, noch in Landsberg an der Warthe, $18\frac{3}{4}$ Meilen von Berlin stand.

Unbeschreiblich war daher die Freude, als am 11. März Wittgenstein in Berlin seinen festlichen Einzug hielt. Nicht bloß als Freunde, sondern als Befreier wurden die Russen empfangen.

Die Jubelrufe nahmen kein Ende, Fenster und Dächer der Häuser waren dicht besetzt, und Jeder wetteiferte, seine Freude auszulassen. Die Krieger, die einen so harten Kampf gekämpft, ihrer Siege sich bewußt, gewährten einen wahrhaft imposanten Anblick. Kernige Truppen von martialischem Ansehen, an der Spitze Führer mit vielen Orden geschmückt, zogen mit ernstblickenden Augen einher, sich ihres Empfanges sichtbar freuend.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährten die russischen Landwehren in ihren einfachen dunkelgrünen Lithevken, niedrigen Mützen mit dem Kreuze vorn daran, meist kleine Leute, aber von starkem gedrungenem Körperbau, echt russische Physignomien mit frei gewachsenen Bärten. Die Kosaken, die sich in ihrer Beweglichkeit weniger streng an die taktischen Formen binden, riefen in Anerkennung der ihnen gewordenen Begrüßung ein mal über das andere „Paris, Paris!“ als könnte sie auf dem Wege dahin nichts mehr aufhalten.

Wittgenstein, der bei Güstebiese über die Oder gegangen war, wollte sich diesen Uebergangspunkt durch Befestigungsanlagen gehörig sicherstellen. Zu diesem Behufe bekam ich durch dessen Chef des Generalstabes, General d'Auvray, den Auftrag, einen Entwurf zu einem Brückenkopf anzufertigen, wobei mir ein Situationsplan der dortigen Gegend übergeben wurde. Mein Entwurf erhielt Beifall und wurde in Ausführung gebracht. Diese Arbeit, welche als der Anfang meiner Thätigkeit in diesem Kriege angesehen werden kann, gewährte mir eine große Genugthuung, und brachte mich in nähere Berührung mit dem berühmten russischen Feldherrn und dem Chef seines Generalstabes, sowie ich dadurch auch mit dem schon genannten General Diebitsch näher bekannt und befreundet wurde.

In dankbarer Anerkennung, daß mir dieser Auftrag, der mich im ersten Augenblicke nicht wenig überraschte, zu Theil geworden, muß ich anführen, daß solches auf Vorschlag des damaligen Majors, nachherigen Generallieutenants und Divisions-Commandeurs von Voth geschehen ist, der preußischerseits bei dem Grafen Wittgenstein angestellt war. Früher ihm schon bekannt, bin ich nachher ununterbrochen in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit ihm geblieben.

Yorks patriotische Handlung empfängt die königliche Sanction.

Es konnte nicht fehlen, daß der General York in jeder Hinsicht freigesprochen wurde, in Folge dessen der König folgenden Armee-Befehl ergehen ließ:

„Armee-Befehl.

Nachdem Ich durch die vom General York eingereichte Rechtfertigung der mit dem Russisch-Kaiserlichen General von Diebitsch in Tauroggen abgeschlossenen Convention und durch das Urtheil der zur Untersuchung dieser Sache ernannten Commission, aus dem Generallieutenant von Diericke und den Generalmajoren von Schöler und von Sanitz, Mich vollständig überzeugt habe, daß der General York wegen jener Convention in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei, und zu ihrer Annahme nur durch die Umstände, welche den verspäteten Abmarsch des zehnten Armeecorps aus seiner Stellung von Riga veranlaßten, durch die gänzliche Trennung des zehnten Armeecorps in sich, und durch die in jener kritischen Lage sehr vortheilhaften Bedingungen der ihm angetragenen Convention bewogen worden ist, so mache Ich Solches der Armee mit dem Beifügen bekannt, daß Ich den Generallieutenant von York solchemnach nicht nur in dem Commando des ihm untergebenen Armeecorps bestätigt, sondern ihm auch zum Beweise Meiner Zufriedenheit und Meines ungetheilten Vertrauens auch noch den Oberbefehl über die Truppen des Generalmajors von Bülow[1] übertragen habe.

Breslau, den 17. März 1813.

gez. Friedrich Wilhelm."

Daß der General York zur selben Zeit vom russischen Kaiser mit einem sehr gnädigen Handschreiben beehrt ward, würde auffallen müssen, wenn nicht York durch seine That den gleichen Interessen beider Monarchen Ausdruck gegeben hätte, und die kriegsgerichtliche Verhandlung nicht nur mehr als eine Form zu betrachten wäre. Das Schreiben lautet:

---

[1] Später Graf Bülow von Dennewitz.

„Monsieur le général de York! Dans un moment, où mes rapports d'amitié et d'alliance avec le Roi votre maitre acquièrent journellement un nouveau degré d'intimité, il m'est impossible de ne pas me rapeller, combien vous avez contribué à préparer les moyens de les rétablir.

Je vous envoie en conséquence les marques de l'ordre de Saint-Alexandre Newsky comme un témoignage de l'estime, que m'ont inspiré vos principes et votre zèle infatigable pour la cause sacrée qui m'unit à votre Souverain. Sur ce, Monsieur le général de York, je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde

à Breslau, le 6/18 Mars 1813.

Alexandre."

Bei dem im Volke vorherrschenden und allgemein verbreiteten Franzosenhasse war der Abfall York's mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen worden, und als der König nun auch seine Sanction desselben aussprach, nahm der Jubel kein Ende. Diese Sanction war von großer Bedeutung, sie entschied.

Bei dieser stets vorhandenen und sich jetzt offen zeigenden Stimmung muß man den Geist in der Armee bewundern, die trotz ihrer Abneigung gegen den Alliirten, in dem sie den Unterdrücker Preußens und den Feind des Königs sah, aushielt und ihrer Pflichten als Soldat eingedenk blieb. Es läßt sich aber denken, mit welchen gemischten Gefühlen dies geschah. Sie hat ihre schwierige Aufgabe auf eine Weise gelöst, die ihr die Achtung von Freund und Feind erwarb, wodurch gleichzeitig das Selbstgefühl und das Vertrauen zur eigenen Kraft gehoben ward.

Meine Anstellung bei der activen Armee, beim Generalstabe des Generals York (16. März).

In der damaligen schweren Zeit, wo es galt für König und Vaterland zu streiten, wäre es mir unmöglich gewesen, daheim zu bleiben. Ich eröffnete dem General Lingelsheim, meinem Chef, den Vorsatz um Anstellung bei der activen Armee zu bitten. Derselbe wollte mich gern bei der Anstalt behalten, und versprach mir, mich beim Könige zum Major vorzuschlagen, wenn

ich bleiben wollte. Doch ich hatte dafür kein Ohr und ging sofort zu dem damaligen vortragenden Generaladjutanten des Königs, Major von Boyen, späterm General der Infanterie und Kriegsminister, ein sehr enthusiastischer Patriot, dem Könige meine Bitte um Anstellung vorzutragen. Auf seine Frage, in welchen Verhältnissen ich diese wünsche, erklärte ich ihm, daß mir Dies in einer solchen Zeit, wie die dermalige, ganz gleichgültig sei.

Je näher nun der Augenblick herannahte, wo wir den Kampfplatz betreten sollten, desto mehr steigerte sich meine Ungeduld in Absicht meiner Anstellung bei der Armee. Nach Privatmittheilungen aus Breslau schien man mich nicht vergessen zu haben, jedoch fehlte mir noch immer die Gewißheit, um mich demgemäß einrichten zu können. Endlich erhielt ich die ersehnte Bestimmung, wonach ich in den Generalstab versetzt und zur Dienstleistung beim General York, der eben auf dem Marsche nach Berlin war, angestellt wurde, mit der Weisung, denselben in Berlin abzuwarten. Wie glücklich ich war, das Ziel aller meiner Wünsche erreicht zu sehen, kann man sich leicht denken.

Mit mir zugleich wurde mein bisheriger Gönner, der damalige Oberst, nachherige General der Infanterie und Kriegsminister, von Rauch, bei dem General York und zwar als Chef des Generalstabes angestellt.

Mit aller Macht betrieb ich nun meine Mobilmachung, welches in den damaligen Verhältnissen, wo alle Erfordernisse für den Krieg so vielseitig in Anspruch genommen wurden, keine Kleinigkeit war, zumal die Zeit mächtig drängte.

Die Uebergabe meiner Compagnie an meinen Nachfolger wollte auch besorgt sein, sowie mir noch viele andere Geschäfte oblagen. Es war daher nicht zu vermeiden, daß ich von meinen Sachen vieles im Stiche lassen oder bei andern Leuten unterzubringen suchen mußte. In solchen Augenblicken ist kein Opfer der Art zu groß; muß man doch, wo es so Hohes gilt, mit Freudigkeit Gut und Blut auf den Altar des Vaterlandes hingeben!

Nun war auch unser Kriegsheld York mit seinen tapfern Schaaren im Anzuge, dessen Eintreffen mit der gespanntesten Erwartung entgegengesehen wurde. Sein Name war der Nation

von großer Bedeutung geworden, der von nun an der Geschichte des Vaterlandes, als mit derselben innig verwebt, angehört.

Am 14. März traf er in Weißensee, zwei Meilen von Berlin ein, wo er den 15. und 16. sein Hauptquartier hatte.

In Begleitung des Obersten von Rauch ging ich nach Weißensee, um meine Meldung bei dem Gefeierten abzustatten, mich unendlich freuend, unter einem so ausgezeichneten Manne, wie York, zu dienen, von dem ich in Lübeck in der Unglücksperiode von 1806 so wohlwollend aufgenommen wurde. Möglich, daß meine Erinnerung an diese Zeit etwas zu merkbar durchblickte, genug sein Empfang war sehr abkühlend für mich. Denn als ich meiner in der gewöhnlichen Form abgestatteten Meldung unter anderm hinzufügte, daß ich mich beeifern würde, mir seine Zufriedenheit zu verdienen, erwiderte er sehr kalt und abgemessen: „Das wird sich zeigen!“ Dem Obersten von Rauch sagte er: „Ich brauche keinen Chef des Generalstabes, wenn ich doch aber einen haben soll, so sind Sie mir noch immer der liebste!“

Wie erwähnt, war der 17. März der Tag, an welchem der General York an der Spitze seines Corps seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt. Der Prinz Heinrich, Bruder des Königs, holte ihn mit einem zahlreichen Gefolge ein. Der Empfang, der York und seinen tapfern Kriegern wurde, übertraf an Begeisterung und Freude Alles, was die kühnste Erwartung und die reichste Phantasie sich nur irgend vorstellen konnte. Es waren vaterländische Krieger, Brüder und Landsleute, Söhne Eines Stammes, die durch ein gemeinsames Band, durch gleiche Gesinnungen, durch Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland, durch gemeinsam überstandene Leiden und Drangsale, durch gleiche Gefühle des Kampfes für die Befreiung und Selbstständigkeit des Staates und für die Herstellung und Befestigung des von den Vorfahren ererbten Ruhms, miteinander eng verbunden und umschlungen waren. Der Jubel nahm kein Ende, Kränze und Blumen flogen aus allen Fenstern auf die Vaterlandssöhne und seine tapfern Führer herab, es herrschte eine gegenseitige Innigkeit und Rührung, die sich durch Worte nicht schildern lassen.

Beim General York bereits in Dienstfunction getreten, ge-

noß ich die unverdiente Ehre, den Triumphzug in seinem Gefolge mitzumachen. Es war mir sonderbar zu Muthe, an Ehrenbezeugungen Theil zu nehmen, von denen ich mir sagen mußte, daß ich ganz ohne eignes Verdienst dazu gekommen sei.

Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß gerade an demselben Tage, an welchem York seinen Einzug in Berlin hielt, der König aus Breslau den Aufruf an sein Volk und sein Kriegsheer erlassen hatte.

Es war ein Kampf auf Leben und Tod gegen den unersättlichen Eroberer, wozu der König aufforderte, wie es denn auch am Schlusse des herzerhebenden königlichen Aufrufs heißt: „Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsern Namen, unser Dasein und unsere Unabhängigkeit. Keinen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder rühmlichen Untergang. Auch diesen würdet ihr nicht scheuen, weil ehrlos der Preuße, der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir vertrauen mit Zuversicht, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit diesem den Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!“

Mit dem 17. März hatte der Krieg mit Napoleon für Preußen begonnen; York ließ daher eine Avantgarde unter Führung des Generals von Corswandt nach Potsdam vorrücken. Dieser Avantgarde wurde ich als ältester Generalstabsoffizier beigegeben. Da ich auf diese Weise die Aussicht hatte, zuerst mit dem Feinde in Berührung zu kommen, so war ich über die mir gewordene Anstellung hoch erfreut, und meine Phantasie malte sich allerhand schöne Bilder aus.

So wesentliche Dienste ein Generalstabsoffizier im Kriege zu leisten Gelegenheit hat, so hat er doch auch oft mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die nicht selten seine Thätigkeit lähmen und seinen Wirkungskreis beengen, es sei denn, daß es ihm gelingt, das Vertrauen seines Chefs in vollem Maße zu gewinnen, und in offene persönliche Verhältnisse zu ihm zu treten. Dazu ist von Seiten des Generalstabsoffiziers nicht allein wahre Tüchtigkeit und Gewandtheit, sondern auch eine große Resignation und Vermeidung jeglicher Anmaßung, selbst des Scheins davon, mit Einem Worte viel Takt erforderlich.

Dies ist aber keineswegs leicht, zumal es Truppenführer gibt, die von Hause aus gegen alles, was Generalstab heißt, eingenommen und von Vorurtheil gegen ihn erfüllt sind. Sie sehen den Generalstabsoffizier oft mit scheelen, mißtrauischen Augen an, glaubend, daß er sich etwas herausnehme, oder den Hofmeister machen und ihn am Seile lenken wolle, was sie als Beeinträchtigung und Verdunkelung ihres Ansehens zu verhindern und abwehren zu müssen glauben. Findet sich in der Umgebung des Führers dann noch ein intriguanter Charakter, der Einfluß auf denselben hat, und, wie solches gewöhnlich der Fall, geschickt genug ist, sich versteckt zu halten, und wie ein Dämon im Dunkeln zu schleichen, so ist das Verhältniß des Generalstabsoffiziers nicht beneidenswerth. Bei ernsterm Anlaß und nicht selten schon bei der ersten Affaire ändert sich jedoch oft mit einem male das Verhältniß, und stellt sich dann das fehlende und unentbehrliche Vertrauen ein.

Mein General Corswandt gehörte ziemlich zu dieser Art Anführer. Er war bei den Husaren groß geworden, verstand sich auf den Vorpostendienst und den kleinen Krieg vortrefflich, war thätig, unternehmend und tapfer, allein ein Stratege war er nicht; dabei aber, um diese seine Blöße zu verstecken, im höchsten Grade eigensinnig, daher es schwer war mit ihm umzugehen: zumal solche Leute häufig aus Grundsatz nicht auf Das eingehen, was von anderer Seite vorgeschlagen oder angerathen wird. Allerdings kommen mitunter Ideen und Vorschläge zum Vorschein, die Derjenige, der für den Erfolg verantwortlich ist, mit Recht Bedenken tragen muß, auszuführen, wie umgekehrt ein Generalstabsoffizier oder Adjutant gewiß nicht dieselbe Sprache führen würde, wenn er commandirender General selbst wäre.

Wegen nothwendiger Herstellung und Ergänzung des Materials und der Kriegsbedürfnisse nach einem beschwerlichen Winterfeldzuge und darauf folgendem angreifenden Marsch, sowie auch um das Vorrücken anderer Armeecorps abzuwarten, war das York'sche Corps [1] genöthigt, acht Tage in seinen Cantonirungen

[1] Dasselbe bestand aus zwei Infanteriebrigaden und einer Cavalleriebrigade nebst einer Batterie Zwölfpfünder, drei Batterien Sechspfünder, einer Batterie Dreipfünder und drei reitenden Batterien, nebst drei Pioniercompagnien.

in und um Berlin zu verweilen, bis zum 26. März, an welchem Tage es seine Bewegungen gegen die Elbe begann.

Um beim weitern Vorrücken demnächst weniger aufgehalten zu werden, war an Uebergänge über diesen Strom Bedacht zu nehmen.

Man hoffte, daß der Feind Wittenberg als einen Platz von geringer Bedeutung nicht lange halten und bei der ersten Veranlassung räumen würde. Da man sich aber hierin getäuscht hatte, so wurde befohlen, unverzüglich und in kürzester Zeit zwei Brücken, eine oberhalb Wittenberg bei Elster und eine unterhalb Wittenberg bei Roßlau herzustellen.

Der Brückenbau bei Roßlau wurde mir übertragen mit der Bestimmung, gleichzeitig Brückenköpfe auf beiden Seiten des Ufers anzulegen. Beeilung war zur Bedingung gemacht.

Brückenbau bei Roßlau über die Elbe.

Dieser Auftrag war unter den obwaltenden Verhältnissen mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Eingeklemmt zwischen zwei vom Feinde besetzten Festungen, Magdeburg und Wittenberg, die theils nur beobachtet, theils nur leicht eingeschlossen waren, entblößt von allen zu einem Brückenbau erforderlichen Mitteln, auf mich selbst angewiesen, sollte ein solches Werk begonnen werden. Zwei junge, noch unerfahrene Ingenieuroffiziere

---

Die erste Infanteriebrigade commandirte der damalige General von Hünerbein, unter ihm der Oberstlieutenant nachmaliger Generallieutenant von Steinmetz. Sie bestand aus zwei Infanterieregimentern, dem ersten Ostpreußischen und dem Kolberg'schen einem Füsilierbataillon des zweiten Ostpreußischen Infanterieregiments, und zwei Compagnien Jäger des Ostpreußischen Jägerbataillons.

Die zweite Infanteriebrigade commandirte der damalige Oberst von Horn, unter ihm der Oberstlieutenant von Zielinsky. Sie bestand aus drei Infanterieregimentern, dem Leib-Infanterieregimente und den beiden combinirten fünften (Westpreußischen) und sechsten (Schlesischen) Infanterieregimentern.

Die Cavalleriebrigade commandirte der General von Corswandt. Sie bestand aus vier Regimentern, zwei Dragoner- (dem Lithauischen und dem zweiten combinirten Westpreußischen und Brandenburgischen) und zwei Husarenregimentern, dem zweiten Leib-Husarenregimente und dem dritten combinirten Schlesischen.

und ein Civilarchitect aus dortiger Gegend, der sich indessen unterwegs heimlich entfernte, waren mir als Gehülfen zugewiesen. Als ich mich beim General York zum Abgange nach Roßlau meldete und seine nähern Befehle entgegennahm, kündigte er mir an, daß von Schiffen und Material zum Brückenbau nichts vorhanden sei, daß ich mir also zu helfen habe, so gut ich könnte, doch in drei Tagen müßte die Brücke fertig sein. Er rief mir noch nach: „Haben Sie verstanden? in drei Tagen!“ Mit diesem Bescheide konnte ich gehen.

Der erhaltenen Weisung gemäß nahm ich meinen Weg von Belzig, wo sich damals das Hauptquartier des Generals York befand, über Klepzig, mir von der dort postirten Cavalerie einen Unteroffizier und zehn Mann zu erbitten, um meinen Anordnungen den gehörigen Nachdruck geben zu können. Spät Abends kam ich nach einem einzeln liegenden Forsthause (Kobelsdorf, wo ich die Nacht blieb und solche damit zubrachte, um mir einen vorläufigen Entwurf zu dem Baue zu machen und die nöthigen Einleitungen zu dessen Ausführung zu treffen.

Da ich erfuhr, daß nahe bei Roßlau ein Forst belegen sei, so bestimmte mich dies, eine Floßbrücke zu bauen. Rasch wurden Ausschreibungen wegen Zimmerleute, Holzschläger, Handarbeiter, Fuhren, Material, als Taue, eiserne Klammern, Nägel u. s. w. nach Zerbst, Koswig und Roßlau erlassen. An Ort und Stelle in Roßlau angekommen und mit der Auswahl des Platzes zur Brückenanlage beschäftigt, fand ich im Flusse noch Ueberbleibsel von einer ehemaligen hölzernen Brücke, die auf unserm Rückzuge 1806 abgebrannt worden war.

Obgleich nur noch einzelne Pfähle, die mehr oder weniger verbrannt waren, aus dem Wasser hervorragten, so bestimmte mich dies doch, von dem Projecte einer Floßbrücke umsomehr abzugehen und eine Pfahlbrücke zu bauen, als die frischen vollsaftigen Holzstämme nach den angestellten Versuchen fast bis zur Oberfläche des Wassers eintauchten. Es war dies allerdings eine schwierige Arbeit: es mußten eine Menge neuer Pfähle eingerammt, Holme aufgebracht und ein vollständiger Brückenbelag hergestellt werden.

Anfangs ging es mit dem Einrammen der Pfähle leidlich, als man aber in den Stromstrich kam, wollte es allen Anstren-

gungen zum Trotze nicht gehen. Indem ich vom jenseitigen Ufer hatte entgegenbauen lassen und man von da fast um dieselbe Zeit bis dahin gelangt war, wo mit dem Einrammen der Pfähle aufgehört werden mußte, war jetzt mitten im Strome eine Stelle von 170 Fuß, beinahe der vierte Theil der ganzen Flußbreite, offen geblieben. Um diese Oeffnung zu schließen, benützte ich zum Unterbau einen beim Rammen gebrauchten Fahrpram, ferner einen großen Elbkahn und außerdem einen Nachen, welche die Franzosen bei ihrem Abzuge versenkt hatten, die aber von uns aufgefunden und heraufgeholt worden waren. Wegen der ungleichartigen Construction dieser Gefäße und ihrer sehr verschiedenen Tragfähigkeit war deren Benutzung zu besagtem Zwecke schwierig, gelang jedoch vollkommen, sodaß die Brücke allen Anforderungen einer Kriegsbrücke entsprach, in dieser Beziehung auch die möglichsten Dienste geleistet hat.

An der Brücke wurde mit unglaublicher Anstrengung von allen Seiten gearbeitet. In vier Stunden war alles benöthigte Holz gefällt und in gleicher Beeilung zugerichtet und herangeschafft. Ohne Unterbrechung wurde Tag und Nacht durchgearbeitet, ohne daß ein Menschenleben dabei umgekommen oder ein namhafter Unglücksfall sich ereignet hätte. Bei Nacht wurde die Baustelle durch Feuer an beiden Ufern erhellt. Was für den Bau sehr gelegen kam, war der Umstand, daß man eine in der Gegend belegene Schneidemühle entdeckte, die den Bedarf an Belagbretern im Uebermaß lieferte.

Nachdem ich Vormittags am 2. April zu Roßlau angelangt war, war die Brücke am 4. Abends um 10 Uhr fertig, sodaß eine Stunde darauf ein Infanteriebataillon, einige Escadrons vom Leibhusarenregimente und des andern Morgens ein Kosackenpulk und eine Batterie Geschütz übergehen konnten.

Rechnet man den halben Tag des 2. zu den Anordnungen und Vorbereitungen zum Bau ab, so wurde die Brücke in nicht mehr als zwei Tagen fertig[1].

---

[1] In einem Aufsatze der „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs", Jahrgang 1836, 3. Heft, betitelt: „Darstellung des Rückzugs des Hohenlohe'schen Corps am 21. bis 28. October 1806" ist als Beispiel, in wie kurzer Zeit sich im Kriege Brücken bauen lassen, angeführt: „Im Jahre 1813 legte der damalige Major von Reiche" (ich war damals

Bereits seit dem 3. machte der Feind Versuche, den Brückenbau zu stören, indem er aus Magdeburg vorrückte, den General Borstell, der ihm bei Neblitz gegenüber stand, angriff und zurückdrängte. Hierauf wandte sich der Feind folgenden Tags gegen Leitzkau und rückte bis diesen Ort vor, worauf er den Tag darauf, den 5., vom General York angegriffen und unter Mitwirkung des Generals Borstell bei Danigkow und Vehlitz aufs Haupt geschlagen und gegen Magdeburg zurückgetrieben wurde, sodaß der Brückenbau von dieser Seite keine weitere Störung erlitt.

Am 6. passirte der russische General Helfreich mit seiner Brigade die Brücke bei Roßlau, und am 9. traf der General York in gleicher Absicht mit seinem Corps daselbst ein. Als derselbe bei dieser Gelegenheit meine Brücke in Augenschein nahm, erwartete ich rücksichtlich der Bemerkung, die er bei meiner Abmeldung in Belzig gegen mich machte, daß er kaum glaube, ich werde den Auftrag in der befohlenen Zeit ausführen, einige Merkmale der Anerkennung; allein ich irrte mich, vielmehr mußte ich den Vorwurf von ihm hören, „daß die Brücke zu schmal sei und daher nicht viel tauge u. s. w.!“ Einer solchen Ausstellung konnte ich am wenigsten gewärtig sein, da ich die Belagbreter nicht länger machen konnte als ich sie fand, und froh sein mußte, daß ich sie hatte. Sie waren 14 Fuß lang und gaben eine Breite der Brückenbahn zwischen den Saumbalken von 10 Fuß, was allerdings nicht viel war, aber doch den Uebergang für alle Truppengattungen gestattete, wie es die Erfahrung bewiesen hat, indem über diese Brücke im Laufe des Kriegs hin und zurück in kurzer Zeit wenigstens 100,000 Mann von allen Waffen gegangen sind. Uebrigens ist es für die Haltbarkeit einer Kriegsbrücke

noch Hauptmann) „einen Uebergang bei Roßlau über die Elbe in einem halben Tage an, nachdem in der Nacht zuvor das benöthigte Holz geschlagen war.“ Vielleicht hätte die Brücke noch früher als in zwei Tagen fertig werden können, wenn der Bau nicht durch das Uebersetzen von Truppen auf das jenseitige Ufer, wozu ich die wenigen Schiffsgefäße hergeben mußte, unterbrochen worden wäre, und ein großer Theil der Arbeiter dadurch nicht Gelegenheit gefunden hätte, sich zu verlaufen; allein in so kurzer Zeit, als die vorgedachte Zeitschrift angiebt, wäre es doch unter keinerlei Umständen ausführbar gewesen. Das 2. Heft des „Archiv für Artillerie und Ingenieure“, Jahrgang 1836, enthält eine detaillirte Beschreibung des Brückenbaues.

17*

vortheilhaft, wenn sie eine nur geringe Breite hat, indem sie dann beim Uebergange von den Truppen weniger beschwert wird.

Der General York hatte bei seinen bewährten Feldherrntalenten und andern ausgezeichneten Eigenschaften auch manche Sonderbarkeiten. Eine dieser war, daß wenn er merkte oder glaubte, Jemand thue sich im Selbstgefühl auf eine gelungene Leistung etwas zu Gute, er ihn absichtlich kränkte, damit er sich nicht überheben sollte.

Unmittelbar nach Beendigung der Brücke schritt ich zur Anlage der Brückenköpfe auf beiden Ufern[1].

Auf dem rechten Ufer waren noch schwache Spuren einer frühern Brückenkopfverschanzung, wie man sagte noch aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs vorhanden, die ich benutzen konnte. Auf dem linken Ufer geschah dies mit einem dort belegenen massiven Zollgebäude, welches zur Vertheidigung eingerichtet wurde und als Reduit der dortigen Befestigungsanlage diente.

Täglich arbeiteten 1000 Menschen, die Holzschläger und Zimmerleute zum Beschaffen und Zurichten der Palisaden u. s. w. abgerechnet. Eine namhafte Anzahl Breter, die beim Brückenbau nicht verwandt waren, benutzte ich zum Bekleiden der innern Grabenwände, die dadurch eine bedeutende Verstärkung gegen Ersteigung erhielten. Diese Einrichtung, die man später irrthümlich französischen Ingenieuren zugeschrieben hat, zog damals die Aufmerksamkeit der Leute vom Fache auf sich.

Dreißig Jahre nachher kam ich bei Gelegenheit einer Reise wieder nach Roßlau und hatte dort die Freude, denselben Zimmermeister, der mir bei dem Brückenbau durch seinen thätigen Beistand von wesentlichem Nutzen gewesen war, wiederzusehen.

Versuche zur Einnahme von Wittenberg.

Beim weitern Vorrücken unserer Truppen gegen die Saale, wo der Feind sich behaupten zu wollen schien, wurde es immer dringender, sich bald in den Besitz Wittenbergs zu setzen. Daß die noch immer fortgesetzte Blokade, die der General Kleist be-

---

[1] Diese Arbeiten mit dem Brückenbaue gleichzeitig ausführen zu lassen, wie es in der Absicht lag, war eine physische Unmöglichkeit.

fehligte, zu keinem Resultate führen würde, davon hielt man sich überzeugt; es mußten also andere Maßregeln ergriffen werden. Zu einer förmlichen Belagerung fehlte es an Material und Zeit, es blieb also nichts Anderes übrig, als Ueberrumpelung, Sturm oder Bombardement. Wozu man sich auch entschließen mochte, so begehrte der General Kleist, da er keinen Ingenieuroffizier in seiner Umgebung hatte, einen sachkundigen Offizier zugetheilt zu erhalten. Diesem zu willfahren, wurde mir der Befehl, mich zu seiner Unterstützung zu ihm zu verfügen. Er sah mich gern bei sich, indem er mich, wie schon erwähnt, von früher her kannte.

Unter den verschiedenen Möglichkeiten, sich in den Besitz Wittenbergs zu setzen, erschien die Ueberrumpelung oder ein Ueberfall zu gewagt, zumal der Feind die Vorstädte noch besetzt hatte. Bei dem vortrefflichen Geiste und der Unerschrockenheit unserer Truppen wäre ein Angriff mit stürmender Hand wohl zu unternehmen gewesen, auch wurden die Truppen darauf vorbereitet[1] und die Anordnungen dazu getroffen; doch konnte man sich nicht verhehlen, daß eine solche Unternehmung im glücklichsten Falle einen großen Verlust an Menschen gekostet haben würde, dem man sich nicht aussetzen mochte. Es blieb also der Versuch eines Bombardements, wobei am wenigsten aufs Spiel gesetzt wurde, nur übrig.

Diesem nach wurden am 17. April die Vorstädte nach heftiger Gegenwehr genommen und in der darauf folgenden Nacht die Batterien gebaut. Es waren deren vier, zwei große zu 11 und 12, und zwei kleinere, jede zu zwei Geschützen, wovon ich ein der erstern zu bauen bekam.

Da vorhergegangene Mißverständnisse den Anfang meines Batteriebaues verzögert hatten, so mußte ich nachher die Sache sehr beeilen. Die Batterie wurde zwar noch rechtzeitig fertig, doch nur mit der größten Anstrengung, und indem ich den Leuten begreiflich machte, daß sie das ganze Feuer der Festung auf sich

---

[1] In dieser Beziehung that eine Rede, die ein würdiger Feldprediger, der nachmalige Superintendent Greim, bei Gelegenheit eines im Freien abgehaltenen Gottesdienstes hielt, eine herrliche Wirkung. Sie versetzte die Truppen in eine so feierliche, hingebende und begeisterte Stimmung, daß man auch das Gewagteste mit ihnen hätte unternehmen können.

ziehen würden, wenn sie bei Anbruch des Tages nicht vollständig gedeckt wären.

Morgens um 9 Uhr fing das Bombardement aus 27 Geschützen an. Der Graf Wittgenstein war zugegen; auch hatte sich der Prinz Heinrich von Preußen noch vor Beginn desselben eingefunden. Obgleich das Bombardement mit Lebhaftigkeit bis spät Nachmittags ohne Unterbrechung fortgesetzt, Granaten und Brandkugeln in die Stadt geworfen wurden, so richtete es doch nur geringen Schaden an. Von Seiten der Festung wurde das Bombardement fast gar nicht erwidert, sowie die Besatzung einen Geschützkampf absichtlich zu vermeiden schien, dagegen die schwache Wirkung des Bombardements wol nur dem geringen Caliber gewöhnlicher Feldgeschütze, deren man sich wegen gänzlichen Mangels an Belagerungsgeschütz bedienen mußte, zuzuschreiben war. Eine Erneuerung des Bombardements fand nicht weiter statt, vielmehr wurden alle bisher vor Wittenberg gestandenen Truppen bis auf zwei Bataillone Infanterie, eine Escadron Cavalerie und eine Batterie weggezogen, worauf ich zu York wieder zurückkehrte.

Napoleon war in Erfurt angekommen, der Kaiser von Rußland und unser König in Dresden; ein Zusammenstoß der gegenseitigen Streitkräfte mußte bald erfolgen; die Saale trennte beide Heere. Wir waren im Besitze der Uebergänge: Kleist hatte Halle besetzt, der russische General Knorring stand in Merseburg, Lanskoy in Weißenfels, York zu deren Unterstützung dahinter in Zwenkau, das Gros der Armee concentrirte sich südlich von Leipzig.

Am 28. April wurde Kleist bei Halle auf dem linken Ufer der Saale angegriffen, jedoch behauptete er sich.

Vertheidigung des Uebergangs über die Saale bei Merseburg.

Da es nunmehr entschieden war, daß der Feind einen Uebergang über die Saale zu erzwingen suchen würde, so mußte auf die Sicherstellung von Merseburg um so mehr Bedacht genommen werden, als der General Knorring keine Infanterie bei sich hatte. Demzufolge wurde von York's Corps der damalige Oberstlieutenant, nachherige General von Lobenthal mit zwei Bataillo-

nen seines, des ersten Ostpreußischen Infanterieregiments, einer halben Batterie und 40 Pferden nach Merseburg detachirt. Ich wurde ihm als Generalstabsoffizier zugetheilt.

Die Instruction, die der Oberstlieutenant Lobenthal von York erhielt, besagte im Wesentlichen, „daß er die Brücke über die Saale vertheidigen solle, ohne sich jedoch in ein zu nachtheiliges Gefecht einzulassen".

Solche Instructionen sind halben Maßregeln gleichzuachten und setzen den handelnden Befehlshaber oft in große Verlegenheit. Um sich gegen Verantwortung zu schützen, wird sein Benehmen matt und unsicher, zumal es nicht immer zuläßig ist, wenn man angegriffen wird und den Feind abwehren soll, nach Belieben abzubrechen und in der Hitze des Gefechts zu wissen, ob dasselbe einen günstigen oder nachtheiligen Ausgang nehmen wird, wobei zudem nicht selten die Localität hindernd in den Weg tritt. Oft ist auch der natürliche Drang nach Thaten und die Genugthuung, tapfere Gegenwehr zu leisten, Veranlassung, sich bis auf das äußerste zu halten.

Am 28. trafen wir erst um 9 Uhr Abends in Merseburg ein, es war schon dunkel; bei der gänzlichen Unbekanntschaft mit der Localität gewiß eine sehr ungünstige Tageszeit, um so mehr, als der General Knorring Befehl hatte, bei unserm Eintreffen abzuziehen.

Um nichts auf das Spiel zu setzen, wollte der Oberstlieutenant Lobenthal Anfangs Merseburg, welches auf dem linken Ufer der Saale liegt, gar nicht besetzen und die Vertheidigung des Uebergangs vom diesseitigen (rechten) Ufer aus bewirken. Merseburg hat aber gegen dieses Ufer eine so dominirende Lage, daß man sich überzeugte, die dortige Brücke könne nur mit Erfolg vertheidigt werden, wenn man die Stadt als Brückenkopf ansähe und behandelte.

Da es unterdessen Nacht geworden, wurde der General Knorring vermocht, bis zum folgenden Morgen zu bleiben. Von unsern Truppen blieben die beiden Bataillone die Nacht über auf dem Markte und in den nächstgelegenen Häusern, die Geschütze und zu deren Deckung das Cavaleriedetachement wurden noch auf dem rechten Ufer der Saale zurückgelassen. Die Disposition für die erste Aufstellung der Truppen, wie sie am folgenden Morgen

stattfinden sollte, konnte unter den obwaltenden Umständen nur ganz allgemein gehalten werden.

Hiernach wurde jedes der vier Thore mit 1½ Compagnie besetzt, eine Compagnie zur Reserve auf dem Markte, eine Compagnie auf dem rechten Ufer der Saale hinter der Brücke; das Cavaleriedetachement nebst zwei Geschützen zur Aufnahme bei etwaigem Rückzuge außerhalb der vor der Brücke belegenen Vorstadt, und die beiden andern Geschütze bei einer unterhalb der Brücke am rechten Ufer der Saale belegenen Wassermühle, von wo ab der hohe Uferrand abwärts und das niedrige Terrain zwischen diesem und der Saale unter Feuer genommen werden konnte. Allerdings war der Stand dieser beiden Geschütze etwas mißlich, da sie, wenn wir geworfen werden sollten, leicht verloren gehen konnten, indem sie nur auf einem schmalen Wege, der hart am rechten Ufer der Saale lief und auf der andern Seite morastige Wiesen hatte, zurück konnten bis unmittelbar zur Brücke, wo sie erst in die Straße gelangten. Dieserhalb wollte auch der Oberstlieutenant Lobenthal die Geschütze dort nur ungern placirt haben; doch gab er endlich nach, als ich ihm vorstellte, daß der Fuß des hohen Ufers sonst gar nicht eingesehen und bestrichen werden könnte, mithin dem Feinde zugänglich bliebe. Die Erfahrung hat gezeigt, daß diese beiden Geschütze hier wesentliche Dienste geleistet haben.

Am 29. war ich mit dem Frühesten beschäftigt, Vertheidigungsanstalten zu treffen, die Thore zu versichern und die nothwendigsten Schanzarbeiten ausführen zu lassen, zu welchem Behufe Arbeiter aus der Stadt requirirt waren. Doch wurden diese Arbeiten sehr bald gestört, indem der Feind heranrückte. Zuerst zeigten sich einzelne Cavalerietrupps, um zu recognosciren. Die Kosacken, die noch geblieben waren, gingen ihnen entgegen, der Oberstlieutenant Lobenthal und ich mußten auf gut soldatisch dabei sein, obgleich in der Stadt noch viel anzuordnen war. Sich in Scharmützel mit feindlichen Plänklern einzulassen und sich Chancen auszusetzen, die in dem Verhältnisse eines höhern Befehlshabers nicht liegen, kann bedenkliche Folgen nach sich ziehen. Es lag aber nicht in der dem Oberstlieutenant Lobenthal eigenthümlichen ritterlichen Natur, bei solchen Gelegenheiten ein müßiger Zuschauer zu bleiben.

Ich war hier Zeuge von der Gewandtheit und eigenthümlichen Fechtart der Kosacken, die sich in diesem Kriege einen so hohen militärischen Ruf erwarben und der Schrecken der Franzosen geworden waren. Sie gingen in zerstreuter Ordnung vor, blieben in steter Bewegung, bald rechts, bald links, scheinbar ganz planlos. Als sich nun ein feindlicher Trupp immer weiter vorwagte und ihnen nach ihrer Weise nahe genug war, stürzten sie von allen Seiten, wie auf ein gegebenes Signal, unter wildem Geschrei auf ihn zu, und in Einem Umsehen hatten sie ihn überwältigt. Was nicht niedergestochen oder davongejagt war, wurde gefangen. Unter letztern befand sich ein Oberstlieutenant, Adjutant des Marschalls Macdonald. Von diesem erfuhr man, daß der Marschall selbst an der Spitze des elften Armeecorps im Anzuge sei. Da Oberstlieutenant Lobenthal noch bleiben wollte, so hielt ich es für meine Pflicht, zu weitern Vorbereitungen zur Stadt zurück zu reiten. Es dauerte nicht lange, so kamen auch die Kosacken zurück, die Annäherung des Feindes durch ihr „Franzuski, Franzüski!" anmeldend. Es war Mittag, als dies geschah, und unmittelbar darauf erfolgte der Angriff auch auf allen Seiten. An den ober- und unterhalb an die Saale anstoßenden äußersten Fronten der Stadt und an den darin belegenen Thoren war der Angriff am heftigsten, besonders unterhalb, wo nahegelegene Höhen und die Niederung längs der Saale denselben vorzugsweise begünstigten.

Als die auf dem Markte bereitgehaltene Reserve im Laufe des Gefechts theilweise schon anderweit verwandt war, langte ein vom obern Thore an den Oberstlieutenant Lobenthal, der sich in diesem Augenblicke am untern Thore befand, abgesendeter Offizier[1] mit einer Meldung an. Derselbe wurde abgefertigt, kam aber alsbald wieder, indem er sagte, er könne nicht mehr zurück, da die Franzosen bereits auf dem Markte ständen. Der Feind mitten in der Stadt, während man sich noch auf allen Punkten schlug, war ein eigenthümlicher Fall. Das größte Unglück war zu befürchten, und kaum war es möglich, die Truppen in diesem Augenblicke aus dem Gefechte zu ziehen, ohne daß der Feind auf dem Fuße folgte. Es war eine sehr kritische Lage.

---

[1] Lieutenant von Cisielsky.

Da der Feind auf dem Markte unthätig blieb, unsere Truppen sich auf ihren Posten auch noch behaupteten, so mußte angenommen werden, daß der Feind an irgend einem unbewachten Punkte in die Stadt gekommen sei und, nicht stark genug sich auszubreiten, isolirt dastehe.

Man beschloß daher, sich noch zu halten, und wenn man den Ort behaupten würde, dachte man, mit dem Feinde auf dem Markte auch noch fertig zu werden.

Unterdessen machten die Franzosen am untern Thore verdoppelte Anstrengungen, hier einzudringen, indem sie zugleich versuchten, von der Saalseite her den hohen Uferrand zu ersteigen, woran sie jedoch durch die beiden bereits oben erwähnten, bei der Mühle aufgestellten Geschütze noch verhindert wurden. Ob dies aber auf die Dauer gelingen würde, war die Frage. Ich mußte mich daher überzeugen, ob der Feind oben angekommen sei und in den hier belegenen Domhof eindringen könne. Erstaunt, dort eine äußere Pforte unbesetzt zu finden, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als von der jenseits der Saalbrücke aufgestellten Compagnie Mannschaften herbeizuholen. Noch nicht bei derselben angelangt, kam mir an der Ecke einer Straße eine geschlossene feindliche Colonne, wahrscheinlich die, welche bis dahin auf dem Markte gestanden hatte, in die Quere, sich in den Besitz der Brücke zu setzen. Meinerseits, kaum noch 20 Schritte von der feindlichen Colonne getrennt, kam es darauf an, bei ihr vorbei und zur Brücke vorzukommen, was ohne ein Wunder kaum möglich schien. Die Gefahr stieg aufs höchste, als mein Pferd bei dem unerwarteten Zusammentreffen mit dem Feinde stutzte; doch dieser, nicht wissend, wer dem schnellen Reiter noch folge, hielt inne, und hierdurch dreist gemacht, sprang mein Pferd, als erkenne es die Wichtigkeit des Augenblicks, muthig an und brachte mich glücklich zur Brücke. Kaum der jenseit derselben aufgestellten Compagnie ansichtig, commandire ich sogleich: „Gewehr auf; fällt's Gewehr; marsch, marsch!" und so treibe ich den Feind mit dem Bajonnette vor mir her wieder zur Stadt hinaus. Hierauf ritt ich dem eben herankommenden Oberstlieutenant Lobenthal entgegen und meldete ihm, was geschehen war, ihm anheimstellend, die Vertheidigung der Stadt fortzusetzen, oder solche nunmehr aufzugeben. Das Letztere für das Rathsamste haltend, verließen wir gegen 5 Uhr Abends die

Stadt und zogen uns über die Saale zurück, wo wir uns am jenseitigen Ufer noch eine Weile aufstellten, um unsere Truppen dort aufzunehmen. Leider blieb von den Truppen, die das obere Thor zu vertheidigen hatten, eine Compagnie aus, die in den Straßen der Stadt abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Unser Verlust an Todten und Verwundeten war bedeutend und betrug 11 Offiziere und gegen 300 Mann, von welchen letztern 50 todt auf dem Platze geblieben waren.

Die beiden an der Mühle aufgestellten Geschütze, da sie nur auf dem hart am Ufer führenden Wege zurückgenommen werden konnten, schwebten in der größten Gefahr. Es durfte nur ein Pferd ihrer Bespannung stürzen oder getroffen werden, so waren sie, da der Feind vom jenseitigen Ufer herüberschoß und das Terrain beherrschte, sehr leicht verloren.

Mir war an ihrer Erhaltung und Rettung am meisten gelegen, indem ich die Veranlassung war, daß sie dort placirt wurden, und wie gesagt, der Oberstlieutenant Lobenthal solches nur ungern zugegeben hatte, daher ich auch Alles daran setzte, sie zurückzubringen. Glücklicherweise gelang mir dies auch, worüber ich mich natürlich sehr freute.

Da der General Kleist noch zu Halle vermuthet werden mußte, so schrieb ich mit Bleistift einen Zettel an ihn, worin ich ihm den Ausgang des Gefechts meldete, in Folge dessen er sich nun bewogen fand, Halle seinerseits zu räumen und sich gegen Schkeuditz zurückzuziehen.

Rückzug aus Merseburg.

Unsererseits zogen wir uns bis hinter die Defiléen von Dölzig auf das rechte Ufer der Luppe zurück, wo wir über Nacht blieben. Hier angekommen, ritt ich unverzüglich nach Schkeuditz, um dem General York Bericht abzustatten und seine nähern Befehle entgegenzunehmen. Daß ich mir keines besondern Empfangs zu gewärtigen haben würde, konnte ich mir wohl denken, und so war es auch. Als ich zu ihm ins Zimmer trat, rief er mir entrüstet sogleich entgegen, „er wolle nichts von mir wissen", und dergleichen mehr. Ich kehrte also um, mich zu entfernen, als er mich zurück rief und gelassener wurde, worauf ich dann den Her-

gang der Sache mit allen Einzelnheiten ihm erzählen mußte, wonach er mich entließ.

Dreißig Jahre später erzählte mir einer seiner damaligen Adjutanten, der nachmalige General von Röder à la suite des Königs, der bei diesem Auftritte im Zimmer gegenwärtig war, daß York sich über mich sehr günstig geäußert, aber hinzugesetzt habe: „Doch man muß ihn kurz halten!“

Unsere Truppen fochten mit gewohnter Tapferkeit und einer beispiellosen Ausdauer. Obgleich sie manchen theuern Kameraden verloren, so blieben ihre Hingebung und ihr Muth doch unverändert; leider daß ihre Anstrengungen nicht den verdienten Erfolg hatten. Wäre uns nur ein voller Tag vergönnt gewesen und hätte man sich nur mit dem Kosackenscharmützel nicht aufgehalten, so würde man sich eine genauere Kenntniß der Oertlichkeit haben verschaffen und vollständigere Vertheidigungsmaßregeln haben treffen können.

Die Compagnie, die das Unglück hatte, gefangen zu werden, fand sich der Mehrzahl nach bald wieder beim Regimente ein. Ein Theil der Mannschaften war auf dem Rückzuge nach einer am obern Ende der Stadt belegenen Wassermühle und einer daranstoßenden Insel in der Saale gerathen, auf welche Weise sie der Gefangenschaft entgangen waren, während die andern sich auf dem Marsche selbst ranzionirt hatten.

Was den in die Stadt gedrungenen Feind betrifft, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß er unter Führung eines mit der Localität vertrauten Einwohners der Stadt oder Umgegend an einer offenen und unbewacht gebliebenen Stelle der Stadtmauer Eingang gefunden hat. Ueberhaupt schien es dem Feinde an dergleichen Führung nicht zu fehlen, wie man von mehren Punkten aus deutlich genug wahrnehmen konnte. In Nr. 869 des Militär-Wochenblatts vom 16. Februar 1833 u. fg. ist eine genauere Darstellung der Vertheidigung von Merseburg enthalten.

Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen.

Nachdem Merseburg verloren und Halle in Folge dessen geräumt worden war, befand sich der Feind im Besitz sämmtlicher

Saalübergänge. Der Feind passirte den Fluß und war im Vorrücken auf Leipzig. Unsere, die preußisch-russische Armee, hatte sich an der Elster concentrirt, die Uebergänge über dieselbe besetzt haltend. Es wurde nunmehr beschlossen, den Feind auf seinem Marsche nach Leipzig anzugreifen und in seine rechte Flanke zu fallen, worauf es bei Groß-Görschen am 2. Mai zur Schlacht kam. Die Umstände, unter welchen diese Schlacht begonnen wurde, waren von der günstigsten Art und ließen große Resultate erwarten. Man hatte aber Zeit und Raum nicht gehörig gegeneinander abgewogen, auch fanden nur partielle Angriffe statt und es fehlte an Einheit im Commando, sowie auch Anciennetätsverhältnisse nachtheilig einwirkten. Beide Monarchen waren zugegen, in brüderlicher, aufrichtiger Eintracht, sodaß jedes Mißverständniß auf der Stelle ausgeglichen und eine Verständigung herbeigeführt werden konnte. Wenn dieses Verhältniß hier sehr vortheilhaft war, so hat die Gegenwart von Monarchen bei den Armeen, wenn sie nicht in Person commandiren, auch ihre großen Schattenseiten. Sie enthebt den Befehlshaber des größten Theils seiner Verantwortlichkeit, ist im Ganzen lähmend, bringt Unsicherheit und Schwankungen in die Entschlüsse, und es sprechen gewöhnlich zu viele Personen mit, welche nachher, wenn es schief geht, schon zu schweigen wissen.

York und Wittgenstein befanden sich in Zwenkau an der Elster, zwei Meilen von Lützen, ebenso weit von Leipzig und eine Meile von Pegau. In Zwenkau war auch das Hauptquartier des russischen Generals Berg, dessen Corps mit dem von York vereinigt war. Blücher's Hauptquartier war in Rötha, eine kleine Meile von Zwenkau und 1½ Meile von Pegau. Die Reservearmee unter Tormassow stand bei Lobstädt, 1½ Meile von Pegau. Kleist stand bei Lindenau vorwärts Leipzig gegen Lützen zu, Miloradowitsch bei Zeitz. Die übrigen Corps waren größtentheils in einzelne Detachements aufgelöst.

Blücher war älterer General der Cavalerie als Wittgenstein, doch begab er sich freiwillig des Oberbefehls und trat nach langem Hin- und Hercomplimentiren zwischen den beiderseitigen Monarchen unter Wittgenstein, ein Verhältniß, welches Rücksichten von meist hemmendem Einfluß erzeugt, wie es auch hier nicht ausblieb. Miloradowitsch stand ebenfalls nach der Anciennetät höher als

Wittgenstein. Um Collisionen zu vermeiden, mußte er bei Zeitz bleiben und konnte daher nicht zeitgemäß eingreifen, was für den Ausgang der Schlacht von den übelsten Folgen war.

Die Disposition zur Schlacht bekamen wir erst in der Nacht um 2 Uhr, und um 5 Uhr sollte die Armee schon bei Pegau und Gegend zum Uebergange über die Elster in Bereitschaft stehen. Nicht allein, daß dies wegen der Entfernungen und der Vorbereitungen zum Abmarsch der Truppen aus ihren Lagern und Quartieren kaum zu erzwingen war, so traten auch durch das Zusammendrängen so großer Truppenmassen auf einem Punkte, durch den unvermeidlichen Aufenthalt beim Uebergange selbst nicht geringe Störungen ein, sodaß wir vier Stunden später in unsere Schlachtordnung zwischen Werben und Domsen, mit dem rechten Flügel an dem Floßgraben, der die Elster mit der Saale verbindet, und mit dem linken an den Grünaubach eingerückt waren. Ohne diesen vierstündigen Zeitverlust würden wir die feindliche Armee, die nichts weniger als einen Angriff vermuthete, unvorbereitet angetroffen und ohne Zweifel über den Haufen geworfen haben.

Als wir endlich gegen Mittag, nachdem die Truppen etwas geruht hatten, in der Richtung auf Lützen schlachtmäßig vorrückten, hatte der Feind noch die zwischen Lützen und Pegau nahe beieinander liegenden Dörfer Eisdorf, Groß- und Klein-Görschen, Rhano, Starrsiedel und Kaja, in welchen die Division Souham übernachtet hatte, nicht verlassen, und es schien anfangs nicht, als wollte er hier die Schlacht annehmen. Er wurde jedoch durch unsere Angriffe festgehalten und gewann nur durch die hartnäckige Vertheidigung derselben Zeit, daß die auf dem Marsche nach Leipzig begriffenen Corps herbeikommen konnten.

Als wir auf Kanonenschußweite an die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, als die am weitesten gegen uns gelegenen, vorgerückt waren, wurden Batterien dagegen aufgefahren, ohne daß sich vom Feinde etwas gezeigt hätte, sodaß es anfangs sogar zweifelhaft war, ob er solche noch besetzt habe.

Statt nun rasch vorzugehen, fingen wir an die Dörfer zu beschießen, und es dauerte eine geraume Zeit, bevor wir Antwort bekamen; gerade als wenn wir uns erst hätten anmelden wollen.

Unterdessen war auch unsere Reservecavalerie mit reitender Artillerie links vorgegangen. Da man beim Feinde nur wenig Cavalerie wußte, wir ihm in dieser Waffe in jeder Hinsicht weit überlegen waren, das Terrain uns auch sehr begünstigte, so dachte man durch ein rasches Vorrücken derselben seine Infanterie so zu sagen in einen Klumpen zusammenzudrängen, und wenn sie durch die Artillerie mürbe geworden, mit der Cavalerie in sie einzubrechen und so auseinanderzusprengen, wobei man darauf rechnete, daß diese Infanterie, als wahrscheinlich neu organisirte und kriegsungewohnte Truppe, nicht Contenance halten würde.

Dieses Project jedoch, wovon man sich einen großen Erfolg versprach, wurde durch das heftige Kartätschenfeuer des Feindes zum Scheitern gebracht und hatte die nachtheilige Folge, daß unsere schöne Cavalerie für den Tag außer Thätigkeit gesetzt wurde. Unser heldenmüthiger Prinz Wilhelm, jüngster Bruder Friedrich Wilhelm's III., leuchtete hierbei durch Unerschrockenheit und Muth seiner Ahnen würdig als ein glänzendes Muster voran.

Nichts glich der Tapferkeit und dem vortrefflichen Willen unserer Infanterie, worin die junge Heldenschaar unserer freiwilligen Jägerdetachements ihnen nichts nachgab. Je länger der Kampf dauerte, desto ungleicher und schwieriger wurde er für uns. Der Feind verstärkte sich durch immer mehr hinzukommende frische Truppen, dagegen lichteten sich die Reihen der Unserigen immer mehr und ihre Kräfte wurden zuletzt erschöpft; doch war bis 7 Uhr Abends noch nichts entschieden, vielmehr blieben wir im Besitze von Klein-Görschen, sodaß wir einen Theil des Schlachtfelds behaupteten, aus welchem Umstande wir den Gewinn der Schlacht für uns in Anspruch nahmen.

Unbezweifelt würde die Schlacht günstiger für uns ausgefallen sein, wenn nicht der Vicekönig von Italien gegen Ende derselben von Markranstädt kommend bei Eisdorf in unserer rechten Flanke erschienen und diese zu umgehen gedroht hätte. Er fuhr eine bedeutende Anzahl Geschütze, insbesondere Haubitzen, gegen uns auf, was uns sehr belästigte und uns den Flügel zurückzunehmen nöthigte.

Der General d'Auvray, dem ich, da er Chef des Generalstabes war, hiervon Meldung machte und ihm das Bedenkliche der Sache vorstellte, schien wenig Gewicht darauf zu legen, vielmehr

sagte er: „Jetzt ziehen sie sogleich ab, denn ich kenne die Franzosen; sobald sie zurückgehen wollen, machen sie, um Dies zu maskiren, stets einen großen Lärm!“ Diesmal jedoch irrte er sich.

Immer fühlbarer ward der Mangel eines consequenten Oberbefehls, daher auch nur partielle Angriffe stattfanden, denen es meist an Uebereinstimmung fehlte und die auch nicht überall mit dem gehörigen Nachdrucke durchgeführt oder erneuert werden konnten, wodurch unsere Truppen, die es sich natürlich nicht nehmen ließen, in der ersten Linie zu fechten, so ausnehmend viel litten. Der König war oft Zeuge ihrer Tapferkeit, und durch seine persönliche Gegenwart angefeuert, drangen sie immer freudig und mit ungeschwächtem Muthe gegen den überlegenen Feind vor bis zur höchsten Erschöpfung ihrer Kräfte. In meinem Unmuthe suchte ich Scharnhorst auf, den ich auch bald, aber allein und fast theilnahmlos umherreitend antraf. Als ich ihm sagte, so könne es nicht fortgehen oder wir würden geschlagen werden; er besitze das Vertrauen des Monarchen; er möchte sich doch der Sache annehmen, antwortete er mir: „Lieber Freund, ich habe die Bataille von Anfang an verloren gegeben!“ Bald darauf wurde er blessirt, in Folge dessen er zurückgebracht werden mußte [1]. Eine Aeußerung, wie die vorstehende, aus dem Munde gerade dieses Mannes hören zu müssen, war niederschlagend. Tief bewegt ritt ich meiner Wege, als plötzlich eine Granate dicht vor mein Pferd niederschlug, das sich erschrocken hoch bäumte und mit mir überschlug, doch behielt ich es am Zügel, mein Auge auf die Granate gerichtet, die wie ein drohendes Unthier dalag. Sollte ich halten bleiben oder davoneilen, dachte ich bei mir, als ein fürchterlicher Knall geschah und es dicht um meine Ohren her sauste und brauste; ich war unverletzt geblieben!

Als die Dunkelheit eintrat, hörte die Schlacht nach und nach auf. Sie war taktisch unentschieden geblieben und beide Theile schrieben sich den Sieg zu. In der Nacht ward noch ein Versuch gemacht, dem Feinde das Schlachtfeld streitig zu machen, zwei Regimenter von der Reservecavalerie wurden zu einem

[1] Bekanntlich starb er einige Zeit hernach in Folge seiner Wunde zu Prag.

Ueberfall gegen den Feind geführt, doch mißlang das Unternehmen. Da nun auch die Artillerie und die Infanterie ihre Munition meist verschossen hatten und man nicht mit einem male Alles auf das Spiel setzen wollte, so wurde beschlossen, dem Feinde das Schlachtfeld zu überlassen.

Die Nacht nach der Schlacht brachte ich auf demselben Hügel zu, auf welchem die Monarchen und der Graf Wittgenstein während der Schlacht ihren Standpunkt genommen und von wo ab sie das ganze Terrain übersehen hatten. Bei Ueberbringung der Ordres an die Truppen und der vorkommenden Besorgungen hinsichtlich ihrer Aufstellung in den Bivouaks u. s. w. war es schon tief Nacht geworden, und da ich nicht erfahren hatte, wo York hatte bleiben wollen, so wählte ich diesen Punkt zu meinem nächtlichen Aufenthalte.

Ich war von den Strapazen des Tages nicht wenig erschöpft, und da mein Reitknecht mit den Handpferden mich nicht gefunden hatte, so sah ich es kommen, daß ich mitsammt meinem armen Pferde würde fasten müssen. Auf dem bewußten Hügel hatten sich indessen mehre Offiziere zusammengefunden, dort den Tag zu erwarten, unter diesen erkannte ich an der Sprache den General Corswandt, der mich mit etwas Wein erquickte, wodurch meine Lebensgeister wieder gehoben wurden. Die Nacht war sehr kalt, Feuer durften nicht angezündet werden, und da ich des Mantels, der bei den Handpferden war, entbehrte, so fror mich so sehr, daß ich die wollene Decke, die unter dem Sattel auf meinem Pferde lag, hervorzog und umhing.

Im Kriege trifft man mit Menschen doch oft wunderbarerweise zusammen. Als wir bei unserm Vormarsche zur Schlacht durch Pegau kamen, stand links am Wege auf einer kleinen Anhöhe ein Trupp bewaffneter Männer, ungefähr nach Tiroler Art gekleidet und ausgerüstet, ziemlich wild aussehend, voran der Anführer nach derselben Weise bebartet und gekleidet. Weil mir die Leute auffielen, so ritt ich zu ihnen hin und erstaunte nicht wenig, als ich in dem Anführer meinen lieben Vetter Karl von Reiche, früher beim Regiment von Schladen, erkannte. Ebenso wie sein Bruder ein freiwilliges Jägerbataillon errichtete, hatte er auf eigene Hand ein ähnliches Corps zusammengebracht, um

an dem Kampfe theilzunehmen. Ich habe später nicht erfahren, was aus ihm und seiner Schaar geworden sein mag.

In der Schlacht suchte ich mich durch möglichste Thätigkeit, Eifer und pünktliche Ueberbringung der Befehle des commandirenden Generals, durch Mittheilung seiner Absichten und Ideen, sowie durch Sammeln und Ordnen auseinander gekommener Truppen, durch Gegenwart des Geistes und durch Entschlossenheit, wo es auf Benutzung des Augenblicks ankommt, sowie durch solche Verrichtungen, die in dem Wirkungskreise und den Leistungsfähigkeiten des Generalstabes noch ferner liegen, so nützlich wie möglich zu machen. Ob und in wie weit mir dieses gelungen ist, darüber kann ich mich natürlich nicht auslassen und nur soviel sagen, daß in solchen Fällen die Anforderungen an einen Generalstabsoffizier sehr umfassend sind. Er muß ein klares Bild von der Gegend und den Terraingegenständen haben, um sich überall zurechtfinden und die Truppen richtig führen und ihnen die nöthige Auskunft deshalb geben zu können. Er muß die Aufstellung und die Bewegungen des Feindes, seine Stärke und womöglich seine Absichten und was er unternehmen könne, zu erkennen und aufzufassen suchen, auch was diesseits dagegen geschehen oder sonst auszuführen sein könnte. Dabei muß er schnelle Auffassung, richtiges Verstehen und eine klare Darstellungsgabe haben, Eigenschaften, welche bei abgespannten Körperkräften und im Drange der Umstände keine Kleinigkeiten sind.

Bei dieser Schlacht wurde es mir deutlich, wie ungemein schwierig, ja fast unausführbar es ist, Truppen, die geworfen sind, dabei vom Feinde verfolgt werden, nachdem sie ein Defilé oder sonst einen Abschnitt erreicht haben, wieder zu ordnen und zum Fechten zu bringen. Meistentheils halten sich diese Truppen nicht auf, und wenn es auch gelingt, sie festzuhalten, so sind sie in der Regel doch so erschöpft, daß auf eine kräftige Vertheidigung bei ihnen nicht wohl zu rechnen ist. Nur dann kann der Rückzug solcher Truppen sichergestellt werden, wenn hinter ihnen Truppen aufgestellt sind, die sie aufnehmen und nöthigenfalls ihnen entgegenrücken, um den nachdrängenden Feind aufzuhalten.

Die ganze Schlacht drehte sich eigentlich um den Besitz mehrer zusammenliegender Dörfer, die abwechselnd genommen, behauptet wurden und dann wieder verlorengingen, bis am Ende

Derjenige Sieger blieb, der die letzten frischen Truppen zur Verfügung hatte.

In dieser Schlacht habe ich auch gesehen, wie mauerfest die russischen Truppen stehen und wie unerschrocken sie in der größten Hitze des Gefechts bleiben, auch bis auf den letzten Augenblick Appell behalten. Unsere Truppen sind unstreitig intelligenter, beweglicher und ungestümer, daher zum Angriffe geeigneter als die russischen Truppen, die für die Vertheidigung dagegen unvergleichlich sind. Sind unsere Truppen einmal in Unordnung und im Weichen, so ist es ungemein schwer, sie gleich wieder zum Stehen zu bringen, dagegen man den russischen Truppen nur ein kräftiges „Stoï" zuzurufen braucht, meistentheils stehen sie dann, besonders wenn sie einen höhern Offizier zu erkennen glauben. Sind sie hierin ungewiß, so braucht man nur auf sich zeigend „Pulkownic", welches soviel als Oberst bedeutet, zu sagen, um Gehör zu finden; eine Erfahrung. die ich in dieser Schlacht mehre male zu machen Gelegenheit hatte.

Unser Verlust betrug in runden Zahlen 10,000 Mann, 8000 Preußen und 2000 Russen. An der Schlacht nahmen Theil etwas über 33,000 Preußen und beinahe 36,000 Russen, zusammen gegen 69,000 Mann. Die feindliche Armee betrug dagegen in der Schlacht gegen 115,000 Mann.

Für mein Verhalten in der Schlacht erhielt ich das Eiserne Kreuz zweiter Classe und den russischen Annenorden derselben Classe.

Gefecht bei Colditz und Rückzug über die Elbe.

Unsern Rückzug am Morgen nach der Schlacht auf Frohburg zur Elbe ließ der Feind ungestört geschehen. Erst den dritten Tag nachher, am 5. Mai, wurden wir von seiner Avantgarde bei Colditz an der Mulde erreicht und angegriffen. Unser Corps bildete die Arrièregarde und hatte sich zur Deckung des Rückzuges der Armee hinter Colditz aufgestellt. Man hatte sich gegen eine große Uebermacht zu wehren und auszuhalten, das Gefecht wurde sehr heftig und der Feind benutzte eine uns unbekannte Furth in der Mulde, unsern linken Flügel zu umgehen und uns von der übrigen Armee abzudrängen, sodaß wir ge-

nöthigt wurden, unsere Rückzugslinie zu ändern, in Folge dessen wir uns auf Waldheim wandten.

Hier stießen wir mit der russischen Colonne, die über diesen Ort ihren Rückzug nahm, zusammen; bei ihr befand sich der russische Kaiser. In einiger Entfernung erblickte man Infanterie — es mochte ein Bataillon sein —, welches frisch ankommende Truppen zu sein schienen. Die Leute hatten weiße Mäntel an, was auffiel, da weder preußische noch russische Truppen dergleichen Mäntel hatten; auch konnte man nicht begreifen, wo sie herkamen. Daß es nicht Feinde sein konnten, war ausgemacht. Der Kaiser, der eben hinzukam, wurde auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht, und ohne sich zu besinnen, rief er aus: „Ah! ce sont des Autrichiens qui arrivent!“ Es ergab sich indessen, daß es Preußen waren, und zwar eins von den neu errichteten Reservebataillonen, die auf dem Marsche zur Armee waren. Mit den weißen Mänteln hatte es keine andere Bewandtniß, als daß man bei Bekleidung der in der Eile formirten Truppen, wie so oft in dringenden Verhältnissen, aus der Noth eine Tugend hatte machen müssen.

Diesen Vorfall führe ich wegen der auffallenden Aeußerung des Kaisers von Rußland an, indem sie den Beweis gibt, daß er die mit Oestreich hinsichtlich dessen Beitritts gepflogene Unterhandlung bereits zum Abschluß gediehen glaubte, während sie damals leider noch sehr weit von solchem Resultat entfernt war. Merkwürdig, daß der Kaiser von einer so wichtigen Sache nicht besser unterrichtet gewesen ist.

Von Waldheim gingen wir über Nossen nach Meißen, wo wir die Elbe passiren sollten. Die Russen gingen auf Dresden. Wir fanden eine Schiffbrücke, indem die früher bestandene hölzerne Brücke von den Franzosen auf ihrem Rückzuge aus Rußland zerstört worden war. Es schien, daß wir die Brücke bei Meißen zur Festhaltung des dortigen Ueberganges conserviren wollten, indem man zu ihrer Deckung mehre Redouten davorgelegt hatte. Auf den Bau dieser Redouten war sehr viel Sorgfalt verwandt und mehre Vertheidigungsmittel, z. B. im Graben sogenannte Reverscaponièren angebracht, allein sie wurden für zu eng im Innern befunden und deshalb für nicht vertheidigungsfähig erklärt und unbesetzt gelassen.

In Folge dieses Beschlusses sollte die Brücke, sobald die letzten Truppen hinüber sein würden, verbrannt werden, und mir wurde der Auftrag, Dies zu bewerkstelligen. Die Truppen waren noch nicht heran, ich ließ daher aus Meißen sogleich Stroh und trockenes Reisig ꝛc. heranschaffen und die Schiffe damit anfüllen und zum augenblicklichen Anzünden die nöthigen Vorbereitungen treffen. Kaum war dies beendigt, so langten die Truppen an, und es wurde alles nach Vorschrift ausgeführt.

Als wir an der Elbe ankamen, wurde ein Armeebericht über die Schlacht vom 2. Mai bei den Truppen vertheilt, wodurch sie von dem erfochtenen Siege in Kenntniß gesetzt wurden, auch erfuhren, daß der Feind mit dem Bajonnette in den Rippen verfolgt werde. Dieses wollte zu dem Rückzuge nicht recht passen und erregte, als mit dem Augenscheine nicht übereinstimmend, natürlich einige Zweifel, sowie es auch an sarkastischen Bemerkungen nicht fehlte.

Fortsetzung des Rückzuges bis Bautzen.

Nachdem man es aufgegeben hatte, dem Feinde, da er im Besitze von Torgau und Wittenberg war, den Uebergang über die Elbe weiter streitig zu machen oder sonst etwas gegen ihn zu unternehmen, setzten wir unsern Rückzug von der Elbe bis Bautzen auf der Straße von Dresden nach Breslau fort. Ueber die zu nehmende Rückzugslinie war man einen Augenblick zweifelhaft. Von Berlin, um dies zu decken, konnte hierbei keine Rede sein, da der Feind, wie erwähnt, Wittenberg und Torgau innehatte, auch die Russen sich nicht dazu verstanden haben würden, ihre Verbindung mit dem eigenen Lande bloßzustellen, daher nur die Wahl zwischen der posener (über Crossen) oder der breslauer Straße blieb. Man wählte die letztere und zwar um womöglich immer der östreichischen Grenze nahe zu bleiben, indem man hoffte, dadurch auf den Beitritt dieser Macht einzuwirken, auch für die linke Flanke eine gesicherte Anlehnung zu behalten, sowie man auch einen Rückzug über die Oder möglichst weit hinaus zu schieben oder wol gar ganz zu vermeiden hoffte, fürchtend, daß die Russen, wenn sie einmal die Oder hinter sich hätten, sich auch bis zur Weichsel nicht lange aufhalten würden. Man wußte nur zu

gut, daß eine solche Bewegung im russischen Hauptquartier ihre Vertreter hatte.

Man beschloß hierauf, die Vertheidigungslinie an der Spree festzuhalten und bei Bautzen eine Schlacht anzunehmen.

Der Feind, ungewiß über unsere eigentliche Rückzugslinie, schlug anfänglich mit dem größten Theile seiner Armee die Richtung auf Berlin ein, während der Rest auf der Straße nach Bautzen vorrückte. Als er jedoch nicht mehr in Zweifel darüber sein konnte, daß wir bei Bautzen vereinigt waren und dort die Schlacht annehmen würden, wurden die gegen Berlin vorrückenden Truppen, mit Ausnahme eines Armeecorps, des zweiten, unter Victor, auf Bautzen dirigirt.

In den sechs Tagen, vom 14.—20. Mai (dem ersten Schlachttage), die wir in der eingenommenen Aufstellung bei Bautzen standen, wurden auf den zugänglichsten Punkten derselben Verschanzungen angelegt, auch neben den Geschützständen drei Fuß tiefe Einschnitte angebracht, um von den Bedienungsmannschaften der Geschütze zur Deckung gegen die feindliche Artillerie benutzt zu werden.

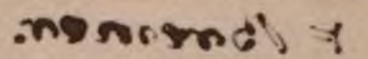
Treffen bei Königswartha und Weißig.

Auf die erhaltene Nachricht, daß das feindliche fünfte Armeecorps (Lauriston) 12,000 Mann stark, von Senftenberg auf dem Marsche nach Bautzen sei, um sich mit dem dortigen Hauptheere zu vereinigen, erhielten unser Corps und das des Generals Barclay de Tolly Befehl, dem Feinde entgegen zu rücken und ihn womöglich an dieser Vereinigung zu hindern. Ebenso befanden sich das dritte Armeecorps unter Ney, 20,000 Mann, und das siebente unter Reynier, 14,000 Mann, zusammen 46,000 Mann, im Heranrücken. Die italienische Division Perry vom vierten Armeecorps (Bertrand) war von Bautzen nach Königswartha detachirt, um die Verbindung des Hauptheeres mit den heranrückenden drei Armeecorps zu unterhalten.

Das Corps des Generals Barclay war gegen 18,000 und das von York 5—6000 Mann stark, zusammen 23—24,006 Mann. Der General Barclay führte den Oberbefehl. Unser Corps hatte den rechten Flügel und rückte längs der Spree abwärts

gegen Weißig, und die Russen, welche zwei Colonnen, die der Mitte und des linken Flügels, bildeten, rückten mit uns in gleicher Höhe längs der Schwarzen-Elster gegen Königswartha dem Feinde entgegen. Um Mitternacht vom 18. zum 19. Mai wurde aufgebrochen und nach einem sehr beschwerlichen Marsche von 15 Stunden in schlechten Wegen, die meist durch waldiges, an vielen Stellen sumpfiges Terrain führten, hörten wir in der Richtung auf Königswartha lebhaftes Schießen, welches nicht zweifeln ließ, daß Barclay mit dem heranrückenden Feinde zusammengetroffen sei. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein von Barclay abgesandter russischer Offizier zum General York mit der Weisung, sich ebenfalls gegen Königswartha zu wenden und dem Feinde in die linke Flanke zu operiren. Wir waren bereits nicht weit von Weißig angekommen und hatten Besitz von einer Höhe genommen, die nur einzelne lichte Stellen hatte, sonst aber mit Wald bedeckt war. In dem Augenblicke als York der erhaltenen Weisung gemäß abmarschiren wollte, drängte eine feindliche Colonne, von Wartha kommend, auf der großen Straße nach Bautzen vor und griff uns, wie man bald gewahr wurde, mit sehr überlegenen Kräften an. Ungeachtet des ungünstigen Terrains schlugen wir alle Angriffe des Feindes ab, und es gelang uns durch geschickte Benutzung des coupirten Terrains zur Bedrohung seiner Flanken, ihn stutzen zu machen. In diesem Augenblicke langte ein zweiter russischer Offizier von Barclay an, der York die Nachricht von dem glücklichen Ausgange des Gefechts bei Königswartha brachte, wonach die Russen 4 Generale und 750 Gemeine zu Gefangenen gemacht, auch 10 Kanonen erobert hatten. Es war die italienische Division Perry, die hier geschlagen ward. Barclay, mit diesem Siege zufrieden und wahrscheinlich glaubend, daß hiermit seine Aufgabe gelöst sei, beschloß seinen Rückmarsch zur Armee und ließ dem General sagen, ihm zu folgen. Wir machten demgemäß unsere Anstalten und fingen an uns abzuziehen, aber kaum, daß unsere letzten Truppen die innegehabte Stellung auf der Höhe verlassen hatten, kam Contreordre, wonach wir noch bleiben sollten.

Die eben aufgegebene Stellung auf der Höhe, ohne deren Besitz man sich in dem dortigen ungünstigen Terrain nicht halten konnte, sollte sogleich wieder eingenommen werden, als der



Feind, der uns abmarschirt glauben mußte, auf dem großen Wege, der durch eine geräumige Waldöffnung führte, die Höhe hinaufrückte und mit der Tête seiner Colonne sich schon oben sehen ließ. Hier mußte rasch gehandelt werden, zum Anfragen war nicht mehr Zeit, ich nahm daher auf eigene Verantwortung eine nahestehende Batterie, dirigirte sie gegen den vordringenden Feind, während ich das nächststehende erste westpreußische Dragonerregiment herbeiholte, welches sich, die vierte Schwadron in Reserve lassend, mit den übrigen drei Schwadronen in dem Augenblicke als unsere Artillerie eben abgefeuert hatte, auf den Feind stürzte und ihn auseinandersprengte.

Der damalige Major von Hiller [1], Adjutant des Generals York, der eben dazu kam, setzte sich an die Spitze dieser Cavallerie und drang mit derselben in den Feind, der vollständig zurückgeworfen wurde. Es war diese Benutzung des Augenblicks und der dadurch herbeigeführte glänzende Erfolg eine Waffenthat, an die ich noch immer mit großer Genugthuung zurückdenke.

Mittlerweile war es finster geworden und das Gefecht hatte ein Ende. Etwas übermüthig durch den siegreichen Ausgang des Gefechts und zum Zeichen, daß wir auch Meister des Schlachtfeldes geblieben waren, gab York nicht allein nach, die Nacht auf dem Kampfplatze zu bleiben, sondern erlaubte auch, daß Feuer angemacht werden durften, während man die Chaine der Sicherheitsposten anordnete.

Die Feuer gereichten uns aber zum Nachtheile, indem sie dem Feinde gestatteten, uns zu überschauen und unsere geringe Stärke wahrzunehmen.

Mit großer Stille rückte er auf die Bivouacs los, und als er nahe genug heran war, eröffnete er sein Feuer, wodurch uns mehre Menschen getödtet und verwundet wurden. Ein Feldjäger von der Umgebung des Generals York wurde bei dieser Gelegenheit getödtet und der damalige Hauptmann von Rohr, Adjutant des Generals, gegenwärtig Generallieutenant und Divisionscommandeur, wurde schwer blessirt.

---

[1] Zuletzt Generallieutenant und Divisionscommandeur, einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Armee.



Mit welcher Schnelligkeit die Feuer erloschen, war in der That merkwürdig, wie in einem Nu waren sie aus.

Wir traten gleich darauf unsern Rückmarsch zur Armee an, ganz still und geräuschlos. Es war herzzerreißend, die armen Verwundeten, die nicht gehen konnten, ihrem eigenen Schicksale zu überlassen, da es uns an Transportmitteln, sie mitzunehmen, mangelte. Des Weges unkundig und ohne Führer, schwebten wir anfangs in großer Gefahr, den rechten Weg zu verfehlen und unsern Marsch zu verrathen.

Die Affaire von Königswartha war um so ehrenvoller für unsere Truppe, als bei weniger Disciplin, als sie besaß, leicht deren Auflösung hätte folgen können. Wir verloren von unsern 5600 Mann gegen 80 Offiziere und 1800 Mann, den dritten Theil unseres Corps.

Von der Stärke des Feindes, von dessen Marsch der damalige Major, nachherige Generallieutenant Hellwig[1] Meldung gemacht hatte, schien man gar nicht gehörig unterrichtet zu sein, sonst würde man gewiß doppelt so stark gegen ihn ausgerückt sein. Bei der Menge von Kosacken und den vielen Streifcorps, die in Bewegung waren, scheint es überall fast unglaublich, wie wenige zuverlässige Nachrichten wir vom Feinde seit dessen Uebergang über die Elbe hatten. Hätte man gewußt, daß der Feind sich getheilt hatte und uns nur mit einem Armeecorps, dem neunten, unter Macdonald, 18,000 Mann, und dem Cavaleriecorps unter Latour-Maubourg, 3200 Mann, folgte, während alle übrigen Corps sich gegen Berlin wandten oder noch ohne feste Bestimmung waren, würde man die Zersplitterung seiner Streitkräfte gewiß benutzt und ihn von Hause aus einzeln zu schlagen versucht haben, während wir acht Tage ruhig bei Bautzen standen und Napoleon Zeit ließen, seine detachirten Armeecorps wieder an sich zu ziehen.

---

[1] Dieser ausgezeichnete Offizier hatte sich schon 1806 nach der unglücklichen Schlacht bei Jena durch Befreiung von 9000 Kriegsgefangenen bekannt gemacht.

Schlacht bei Bautzen.

Nach zwei höchst beschwerlichen Nachtmärschen und dem dazwischen liegenden blutigen Gefechtstage rückten wir am Morgen des ersten Schlachttages anfangs auf den äußersten rechten Flügel und bei Beginn der Schlacht nach der Mitte unserer eine Meile weit auseinandergezogenen Schlachtlinie, in der man den Angriff eines uns mehr als um die Hälfte überlegenen Feindes stehenden Fußes erwarten wollte. Nach den genauesten Ermittelungen zählte der Feind 148,000 Mann, dem wir nur 96,000 Mann entgegenzustellen hatten [1].

Nicht allein, daß man eine so ausgedehnte Front hatte, zu deren gehöriger Ausfüllung die Zahl der Streitkräfte nicht ausreichte, so waren auch noch vorgelegene Punkte zu vertheidigen, gegen die der Feind seine ganze Macht wenden und solche, wie es geschehen, mit weit überlegenen Kräften angreifen konnte.

Es war interessant, anzusehen, wie Napoleon's Truppen zum Anmarsch sich ordneten und entfalteten, welches alles mit einer Sicherheit und Ruhe wie aus Einem Gusse geschah.

Man konnte beinahe jeder Bewegung folgen und fast voraussagen, was nun kommen werde. Wie alles auf die ihm angewiesene Stelle angekommen schien, stieg auf einem hochgelegenen Punkte eine Rauchsäule empor. Das ist das Signal zur Schlacht, sagte man sich, und es dauerte auch nicht lange, es war bereits Mittag, so begann der Angriff von allen Seiten.

Bei uns commandirte der Kaiser Alexander in eigener Person.

Es ist nicht meine Absicht, eine Beschreibung der Schlacht zu liefern, doch kann ich nicht unerwähnt lassen, daß unsere Armee, als sie gegen Ende der Schlacht in der rechten Flanke umgangen und überflügelt war, sich in einer höchst kritischen Lage befand, und ich kann behaupten, daß ohne die ausgezeichnete Tapferkeit der preußischen Truppen (weit entfernt, den russischen

---

[1] Es ist unglaublich, wie Napoleon, nach Vernichtung seiner über 600,000 Mann starken Armee, mit der er in Rußland eindrang, und von denen (nach Abzug der 21,000 Preußen und 30,000 Oestreicher Hülfstruppen) nur 42,000 Mann zurückkehrten, gleich darauf mit einer so formidabeln, der preußisch-russischen weit überlegenen Armee auftreten konnte.

Truppen zu nahe treten zu wollen) wir von unserer Rückzugslinie hätten abgedrängt und gegen die böhmischen Gebirge hätten geworfen werden können. Die Garden thaten Wunder der Tapferkeit, und bei dieser Gelegenheit war es, wo der damalige Major von Othegraven [1], zuletzt Generallieutenant, mit seinem Bataillon vom zweiten brandenburgischen Infanterieregiment, ein ganzes würtembergisches Bataillon vor unsern Augen umzingelte, theils niederstach und den Rest davon gefangen nahm.

Bei den wiederholten Anstrengungen des Feindes gegen unsern rechten Flügel war Blücher diesem zu Hülfe geeilt, während das York'sche Corps in der durch dieses Abrücken entstandenen großen Lücke im Centrum der Schlachtlinie allein zurückgeblieben war. Der Feind, obschon noch außer Kanonenschußweite von uns entfernt, machte Miene zum Vorrücken, ein Umstand, der dem General York wichtig genug schien, seine Position hier festzuhalten, daher er auch glaubte, der Aufforderung des Generals Blücher, ihn bei Vertheidigung der hartbedrängten kreckwitzer Höhen zu unterstützen, nicht eher genügen zu dürfen, bis er nicht durch andere Truppen abgelöst sein würde.

Bald darauf mochte York wol eines Andern inne werden, als er plötzlich seinem Corps den Befehl gab, noch ehe seine Ablösung eingetroffen war, zu Blücher's Unterstützung abzumarschiren. Doch als er ankam, hatten die Höhen bereits aufgegeben werden müssen, und es war ein wahrhaft wehmüthiger Anblick, als wir Blücher, vom Pferde abgestiegen, auf einem Steine in Niedergeschlagenheit sitzend fanden. Ob durch York's anfängliche Weigerung der Hülfsleistung nicht der Grund zu der spätern Spannung zwischen diesen beiden Feldherren entstanden, mag dahingestellt bleiben.

Der damalige Oberstlieutenant von Valentini [2], Oberquartiermeister beim York'schen Corps, traf die prachtvolle russische Gardecavallerie in Linien aufmarschirt in dem Augenblicke, wo sie große Dienste leisten konnte, unbeweglich haltend. Valentini sprengt zu ihrem Führer, er nannte einen General U., ihn zum Eindringen

[1] Mein früherer Regimentskamerad und treuer Freund.

[2] Starb als Generallieutenant und Generalinspecteur des militairischen Bildungs- und Unterrichtswesens.

in den Feind zu vermögen, als dieser ihn groß ansieht und fragt: „Glauben Sie, daß der Kaiser dazu seine Gardecavallerie hat, sie sich todtschießen zu lassen?“

Diese Anekdote erzähle ich nicht, um ein nachtheiliges Licht auf den guten Willen der Russen zu werfen, sondern nur um zu zeigen, was alles vorkommen kann, wenn das Commando nicht in Einer selbstleitenden Hand ist und in den Bewegungen kein Ensemble vorherrscht: eine Krankheit, woran verbündete Heere mehr oder weniger, selbst bei der größten Eintracht und dem regsten Willen ihrer Souveräne, wie es hier im vollkommensten Maße stattfand, immer leiden werden. Leider theilen sich die freundschaftlichen Verhältnisse, wie sie unter den verbündeten Fürsten bestehen, den Untergebenen selten mit, was hauptsächlich in dem Mißtrauen zu suchen ist, wonach Einer den Andern in Verdacht hat, daß er sich schonen, den Andern dagegen opfern wolle.

Rückzug nach Schlesien.

Die Bataille war unwiederbringlich verloren, die Uebermacht des Feindes zu groß und die Erschöpfung der Truppen so bedeutend, daß man der Nothwendigkeit nachgeben und auf den Rückzug denken mußte. Dies mußte geschehen, so lange man noch die Truppen ganz in Händen hatte, man konnte überwunden werden, durfte sich aber nicht schlagen lassen, wohl einsehend, daß auf den noch immer zweifelhaften Beitritt Oestreichs sonst gar nicht zu rechnen sein würde. Insbesondere mußten wir Preußen trachten, in stets schlagfertigem Zustande zu bleiben, denn hätten die Russen die Sache allein durchfechten sollen, so würde man sie dazu um so weniger geneigt gefunden haben, als für sie ein Friede mit Napoleon keinen Schwierigkeiten unterworfen gewesen sein würde, überdies in der russischen Armee eine mächtige Partei war, die mit der Fortsetzung des Krieges unverholen ihre Unzufriedenheit, als dem Interesse ihres Landes entgegen, äußerte.

Glücklicherweise herrschte in unsern Truppen ein so vortrefflicher hingebender Geist und eine solche Disciplin, eine solche Vaterlandsliebe und eine solche Anhänglichkeit an den König, so-

wie ein solcher Haß gegen die Unterdrücker, daß sie immer fest aneinander hielten und im Gehorsam keinen Augenblick wankten. Es ist das wahrhaft erhebende Gefühl, das mich noch heute durchdringt, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, welches mich solches wiederholt aussprechen läßt.

Unter diesen Umständen war es gewiß klug, die Schlacht nicht für verloren, sondern nur für abgebrochen auszugeben, welches seine politische Wirkung nicht verfehlt haben wird. Eine bis dahin noch nicht vorgekommene Bezeichnung, womit die militärische Terminologie seitdem bereichert worden ist.

Eine besondere Gelegenheit, mich in dieser Schlacht durch eine hervorstechende That auszuzeichnen, habe ich nicht gehabt, ohne mir jedoch irgend Vorwürfe über mein Verhalten machen zu dürfen.

Unser Verlust in der Schlacht betrug zusammengenommen, Preußen und Russen, gegen 8000 Mann [1], dagegen soll der des Feindes wol drei mal so groß gewesen sein.

Unser Rückzug ging zunächst auf Görlitz, von da die beiden Straßen nach Breslau einschlagend.

Der Oberbefehl über die Armee war dem General Barclay de Tolly übergeben. Dieser stand in der Schlacht bei Bautzen unter Wittgenstein, während es jetzt umgekehrt war.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf unsere Truppen, als sie auf diesem Rückzuge den vaterländischen Boden betraten, als erkannten sie die wichtige Bedeutung, daß es nunmehr gelte, den eigenen Herd zu vertheidigen. Es war ergreifend, als die Einwohner trauernd und der Verzweiflung nahe uns, wenn wir einen Ort berührten, entgegenkamen und wir, sie schutzlos zurücklassend, weiter zogen. Diese Menschen zu begeistern, daß sie flüchteten, mitnahmen, was sie konnten, Das, was sie zurücklassen mußten, vergruben oder vernichteten und ihre Wohnungen zerstörten, wollte jedoch einigen patriotischen Schwärmern, die solches versuchten, nicht gelingen. Dazu ist man bei uns theils schon zu civilisirt, theils von zu prosaischer Natur, daher es auch mit dem Landsturme, der jetzt ins Leben treten sollte, nicht recht fortwollte. Unsere Musterbilder in Tyrol und Spanien waren praktisch noch nicht erreicht.

---

[1] Das Garderegiment hatte allein 38 Offiziere todt und blessirt.

Wegen der Uebermacht des Feindes war man nicht gesonnen, ohne überwiegende Gründe sich in eine neue Schlacht einzulassen, daher der Rückzug unter steten Gefechten gegen die Oder fortgesetzt wurde.

Mit den Têten der Colonnen bis Liegnitz und Jauer gekommen, standen wir wie Herkules am Scheidewege. Gingen wir über die Oder, so hatten wir das uns feindlich gesinnte Polen dicht hinter uns im Rücken, sowie denn auch zu besorgen stand, daß die Russen, der Mehrzahl nach der fernern Theilnahme an dem Kriege, als ihrem Interesse zuwider, müde, zur Rückkehr bis zur Weichsel geneigt werden möchten, sowie denn auch Oestreich leicht abgeschreckt werden konnte, sich mit uns zu verbinden. Es wurde daher, wie man derzeit meinte, auf Anrathen des schon früher genannten damaligen Majors von Both, der Entschluß gefaßt, nicht weiter gegen die Oder zurückzugehen, sondern einen Flankenmarsch rechts gegen die schlesischen Festungen zu machen und das Kriegstheater dorthin zu verlegen, wo man es in der Gewalt behalte, eine Schlacht anzunehmen oder ihr auszuweichen, nach Umständen auch wieder die Initiative zu ergreifen.

Zu dem Ende wandte sich die Armee gegen Schweidnitz und bezog, diese Festung vor sich, bei Pilzen am Peilebach, eine vortheilhafte Stellung, in der man den Feind erwarten wollte. Sogleich wurden mehre Tausend Arbeiter vom Lande in Bewegung gesetzt, die Stellung durch Verschanzungen zu verstärken, auch Schweidnitz in Vertheidigungsstand zu setzen. Mittlerweile wurden die Punkte für die verschiedenen Anlagen der Werke ausgesucht und das Nähere deshalb an Ort und Stelle angegeben, bei welchem Geschäfte, sowie bei der Ausführung der Arbeit ich thätig war, wobei ich Gelegenheit hatte, den Kaiser Alexander näher kennen zu lernen und mich von seinem Scharfblicke und seinen Kenntnissen in diesem Fache zu überzeugen.

Am 31. Mai wurde diese Stellung von den Truppen nach der festgesetzten Schlachtordnung bezogen.

Waffenstillstand. Meine Beförderung zum Major.

Als indessen der Feind sich Tags darauf Breslaus bemächtigt hatte, war die Stellung bei Pilzen in ihrer rechten Flanke

bedroht und mußte daher aufgegeben werden. Demzufolge sollte die Armee bei Strehlen ein Lager beziehen und am 4. Juni dahin abrücken, während das York'sche Corps zur Sicherung dieser Bewegung sich bei Jordansmühle aufstellen mußte, an welchem Orte unser Hauptquartier genommen wurde. Hier befanden wir uns, als die unerwartete Nachricht von dem am 4. im Dorfe Poischwitz südlich von Jauer abgeschlossenen, von Napoleon beantragten und von den beiderseitigen Monarchen in der Wohnung unseres Königs zu Ober-Gröditz vollzogenen Waffenstillstandes zu uns gelangte. Die Dauer des Waffenstillstandes war bis zum 20. Juli mit sechstägiger Aufkündigung bestimmt, wurde nachher aber unter denselben Bedingungen bis zum 10. August verlängert.

Dieser Waffenstillstand war bereits zwei Tage vor der Schlacht bei Bautzen von Napoleon beantragt, blieb damals aber unbeantwortet. Erst nachdem man am 26. Mai bei Hainau einen Vortheil über den Feind erlangt hatte, wurde auf jenen Antrag eingegangen und begannen Tages darauf die desfallsigen Conferenzen in dem genannten Dorfe.

Der Waffenstillstand wurde in unserer Armee größtentheils mit Entrüstung aufgenommen. Man besorgte nur zu sehr, daß er zum Frieden führen würde, den wir nicht wollten: denn was konnte das für ein Friede sein? Wir wollten Alles oder Nichts.

Den Tag nach Abschluß des Waffenstillstandes wurde ich zum Major mit Verbleibung im Generalstabe befördert, welche Beförderung mir um so mehr zur Freude gereichte, als ich darin einen Beweis, daß der König mit meinen bisherigen Dienstleistungen zufrieden sei, zu erkennen glaubte.

Der General York war seit der Schlacht bei Bautzen sehr verstimmt und hatte im Grunde wenig Zuversicht für einen glücklichen Ausgang. Ich war zugegen, wie er sich mit der geballten Faust gegen die Stirn stieß, den Schritt verwünschend, den er in Preußen gethan hatte. Auch hörte ich im Garten zu Jordansmühle, als er zu dem General Langeron sagte: „Und wenn auch die Oestreicher hinzutreten, so geht die Sache dennoch schlecht!“ Dergleichen war jedoch nur momentan in Augenblicken des Unmuths und der Verstimmung, die ihn zuweilen anwandelten und einen Grundton seines Charakters ausmachten.

Auch bei Gefechten, besonders je bedeutender sie zu werden schienen, war er ein eigenthümlicher Mann. Gewöhnlich ritt er dann, nachdem er Alles angeordnet hatte, ernst und in Gedanken vertieft, eine große Acht, bis der erste Kanonenschuß fiel, worauf sich seine Gesichtszüge erheiterten und er zu sagen pflegte: „Jetzt nimmt der liebe Gott sich der Sache an!"

Wenn er gut aufgelegt war, so gestattete er es auch, unsere Ansichten und Meinungen auszusprechen, auch wol eine Idee anzugeben und zu besprechen. Dann sagte er wol: „Ihr habt gut reden und könnt auch wol gute Gedanken haben, hättet ihr aber die Verantwortung und solltet vor dem Riß stehen, so ist es sehr die Frage, ob ihr ebenso sprechen würdet!" Bei Tische sah er es gern, wenn es munter und harmlos herging und über einen interessanten Gegenstand disputirt und Ansichten ausgetauscht wurden, wozu er auf launige Weise zu animiren wußte.

Wo es darauf ankam, war er sehr streng, ohne Unterschied der Person. Marodeurs und Nachzügler fanden vor ihm keine Gnade, und von dem Troß, der sich den Truppencolonnen anzuhängen pflegte, war er ein abgesagter Feind. Gewahrte er auf diese Weise ein Fuhrwerk, so müßte es augenblicklich auf die Seite geschafft werden, und seine Strenge hierin ging so weit, daß er einst befahl, den Wagen eines Generals zu verbrennen, den er in der Colonne antraf. Eine komische Scene ereignete sich eines Tages, als er das Corps auf dem Marsche vor sich vorbeidefiliren ließ und mit einem male solch ein unglücklicher Wagen erschien, der sich der Reserveartillerie angeschlossen hatte. Entrüstet darüber, daß seine Befehle noch immer nicht, wie er es verlangte, respectirt wurden, rief er dem Kutscher, der zu Fuß nebenher ging, mit zorniger Stimme zu: „Wem gehört der Wagen?" worauf derselbe, die Veranlassung nicht kennend, ganz unbefangen und selbstzufrieden antwortete: „Dem General Yurk!"[1] Weder der General noch seine Umgebung konnten sich des Lachens und Lächelns bei diesem Auftritte erwehren, da es der eigene Wagen des Generals war, der bei dieser Gelegenheit glücklich durchkam. Doch der Commandeur der Colonne, der es

[1] Wie bei gemeinen Leuten nicht selten, sprach er den Namen unrichtig aus.

glaubte recht gut gemacht zu haben, den Wagen des Generals mitzunehmen, kam nicht ohne Verweis davon.

Gegen diejenigen seiner Umgebung, mit welchen er früher in dienstlicher Beziehung gestanden hatte, besonders die vom ehemaligen Jägerregimente, von dem er Chef gewesen war, blieb er vorzugsweise wohlwollend gesinnt und schenkte ihnen sein Vertrauen. Dahin gehörten unter anderen Valentini, dessen schon mehr gedacht, Seidlitz, ehemals und auch im russischen Feldzuge Adjutant bei ihm, zuletzt Generalmajor und Brigadecommandeur, und Schack, vom Generalstabe, ebenfalls im russischen Feldzuge bei ihm angestellt, zuletzt Generalmajor und Adjutant des jetzt regierenden Königs.

So verstimmt und auch wol hart der General oft werden konnte, so konnte er doch auch ebenso liebenswürdig sein, wodurch er wahrhaft hinriß. Ein hoher Grad von Feinheit des Verstandes war ihm eigen, dabei drückte sich in seiner geistreichen Physiognomie, besonders wenn er bei guter Laune war und in seinen Zügen das ihm eigenthümliche sarkastische Lächeln hervortrat, ein Anstrich von Schlauheit aus. Doch besaß er ein gefühlvolles und für Freundschaft empfängliches Herz. Wahrhaft rührend ist ein Brief von ihm an Valentini kurz vor seinem Tode, in welchem er Abschied aus diesem Leben von ihm nimmt und ihm seinen Enkel und dessen Fürsorge empfiehlt. Ich besaß eine Abschrift von diesem Briefe, die mir leider abhanden gekommen ist.

Als Untergebener hingegen war York sehr unfügsam und höchst schwierig zu behandeln, was bei einem Charakter, wie der seinige war, nicht verwundern konnte.

Der General York war ein zu interessanter und merkwürdiger Mann, als daß nicht jeder Beitrag zu seiner Charakteristik Werth haben sollte.

Verschanztes Lager bei Spandau.

Wie damals allgemein behauptet wurde, war der russische Feldmarschall Fürst Kutusoff, welcher in dem letzten entscheidenden Abschnitte des Jahres **1812** die russische Armee en chef commandirte, der Fortsetzung des Krieges über die Weichsel hin-

aus, entgegen, welcher Ansicht die bedeutende Zahl seiner Anhänger beitrat. Obgleich er bereits am 16. April 1813 zu Bunzlau in Schlesien verstorben war, so hatte seine Ansicht in der russischen Armee schon zu tief Wurzel gefaßt, als daß sie mit ihm sogleich hätte erlöschen können; vielmehr trat sie mit Eintritt des Waffenstillstandes erneuert und entschiedener als je auf, sodaß unsererseits auf die zu ergreifende Partie gedacht werden mußte. Es wurde demnach beschlossen, wenn die Russen über die Oder zurückgehen sollten, sich von ihnen zu trennen und mit der Armee nordwärts zu marschiren, den Krieg allein fortsetzend, fest entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Mir wurde der Auftrag zu Theil, bei Spandau zu diesem Behufe ein verschanztes Lager anzulegen, mit der Weisung, daß es in Zeit von drei Wochen vertheidigungsfähig sein müsse. Dabei sollte auf mein früheres Project vom Jahre 1811 Bezug genommen werden.

Wie sehr man die Errichtung des gedachten Lagers betrieb, geht daraus hervor, daß schon am zweiten Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes der Befehl dazu gegeben wurde und solcher unmittelbar vom Könige selbst ausging. Die diesfallsigen Ordres lauten wie nachstehend:

Neudorf, den 7. Juni 1813.

„An
den General der Cavallerie von Blücher.

Ich habe beschlossen, bei Spandau ein verschanztes Lager anlegen zu lassen, so wie solches schon im Jahre 1811 beabsichtigt war. Die Ausführung dieser Arbeit soll der Major von Reiche vom Generalstabe, nach der nähern Anleitung des Generalmajors von Gneisenau, dirigiren. Ich trage Ihnen daher auf, diesen Beschluß dem Major von Reiche bekannt machen, ihn an den General von Gneisenau verweisen, und ihm dabei aufgeben zu lassen, seine Abreise nach Spandau *ohne allen Zeitverlust anzutreten*.

(gez.) Friedrich Wilhelm."

„An das Militär-Gouvernement
zu Berlin.

Ich habe beschlossen bei Spandau ein verschanztes Lager anlegen zu lassen. Die Leitung dieser Arbeit ist dem Major von

Reiche vom Generalstabe übertragen worden. Zugleich aber soll auch die Citadelle von Spandau in soweit in streitfähigen Stand wieder hergestellt werden, als solches innerhalb vier Wochen mit höchster Anstrengung möglich ist. Ich überlasse der Beurtheilung des Militär-Gouvernements zu Berlin, inwiefern solches durch Herstellung des beschädigten Mauerwerks oder durch Aufrichtung von Holzwerken möglich sein wird, und können dazu die dort befindlichen Ingenieuroffiziere gebraucht werden. Der von dem Gouvernement bisher in allen Theilen seines Wirkungskreises bewiesene rühmliche Eifer für das Beste des Vaterlandes berechtigt Mich zu dem Vertrauen, daß dasselbe auch in Ausführung des heutigen Auftrages mit gleicher Anstrengung und Umsicht verfahren wird.

(gez.) Friedrich Wilhelm."[1]

Als ich mich beim Könige meldete, erhielt ich von ihm noch die Zeit, wie solche oben bemerkt, näher angegeben, sowie es auch meiner Wahl anheim gegeben wurde, ob ich zu der Arbeit Landleute oder Militär verlangte; die verschiedenen Behörden sollten meinen Anforderungen in dieser Hinsicht die nöthige Rücksicht gewähren.

In Spandau angekommen, richtete ich sogleich Alles ins Werk, und sobald ich die nöthigen Absteckungen besorgt hatte, wurde zur Ausführung geschritten. Zur Arbeit zog ich es vor, Soldaten zu nehmen, weil sie an Gehorsam gewöhnt sind, und man vom Lande oft körperlich untaugliche Arbeiter bekömmt. Das Bülow'sche Corps, welches in Berlin und Umgegend stand, stellte die Arbeiter.

Ungeachtet ich mit den nöthigen Vollmachten versehen war, so hatte ich bei meinem Geschäfte doch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die größtentheils in dem Mangel an den nöthigen Gegenständen zum Baue bestanden und in der Kürze der Zeit nicht beschafft werden konnten. Auch machte die Verpflegung der Mannschaften große Schwierigkeiten, sodaß ich einige male die

[1] Vorstehende Cabinets-Ordres sind mir durch die Gefälligkeit des Kriegsministers von Witzleben, als er noch vortragender Generaladjutant des Königs war, aus dem Archive des Militaircabinets in Abschrift mitgetheilt worden.

Vorräthe der Festung in Anspruch nehmen mußte, was meinerseits allerdings mit großer Verantwortlichkeit verknüpft war.

Zu meiner Unterstützung bei diesem Geschäfte fanden sich einige nicht mehr im Dienst befindliche Offiziere, die nicht ohne Sachkunde waren, freiwillig ein, sowie auch ein erfahrener Bauinspector, welcher Letztere mir besonders bei den Blockhausbauten, deren bei dem Lager in ziemlicher Ausdehnung in Anwendung kamen, recht nützlich ward. Auf diese Weise gelang es mir, mich meines Auftrages in der vorgeschriebenen Zeit der Hauptsache nach zu entledigen.

Neue Formation der Armee in vier Armeecorps. Meine Versetzung zum dritten Armeecorps (Bülow).

Während des Waffenstillstandes hatte die Armee eine neue Formation erhalten, hauptsächlich durch das Hinzutreten von mehr als 150,000 Mann Landwehr und anderer neuformirter Truppentheile.

Zufolge dieser Formation wurde die preußische Armee für den nächst bevorstehenden Feldzug, außer den Garden, die ein Corps für sich ausmachten, in vier Armeecorps eingetheilt, wovon das erste Armeecorps der General York; das zweite der General Kleist; das dritte der General Bülow und das vierte [1] der General Graf Tauentzien commandirte.

Das dritte Armeecorps (Bülow) zerfiel in die Brigaden [2] Prinz von Hessen-Homburg, Thümen, Borstell und Kraft; die

---

[1] Das vierte Armeecorps zerfiel in sechs abgesonderte Armeecorps: 1) das Reservecorps bei Berlin, unter General von Dobschütz; 2) das Corps von der Niederelbe, unter General von Puttlitz; 3) das Corps von Magdeburg, unter General von Hirschfeld; 4) das Corps an der Oder, unter General von Wobeser; 5) das Blokadecorps der Festung Küstrin, unter General von Hinrichs, und 6) das Blokadecorps von Stettin, unter General von Plötz.

[2] Es darf nicht vergessen werden, daß die damaligen Brigaden eigentlich Divisionen, aus Infanterie, Cavallerie und Artillerie bestehend, waren, während sonst eine Brigade nur aus einerlei Truppengattung zusammengesetzt zu sein pflegt.

Reservecavallerie führte der General Oppen. Es zählte 41,150 Mann.

In Folge dieser neuen Formation in Armeecorps wurde ich zum General Bülow versetzt, und obgleich der Soldat hingehen muß, wohin er commandirt wird und das Schicksal ihn führt, so wäre ich doch gern bei York verblieben.

Bekanntlich war in Prag im Laufe des Waffenstillstandes ein Congreß zusammengetreten, der nichts geringeres als die Herstellung des Weltfriedens zum Zwecke hatte, wobei Oestreich als Vermittler auftrat, nachdem es, um keiner Partei anzugehören, seine bis dahin noch nicht aufgelöste Verbindung mit Frankreich aufgegeben hatte.

Der Congreß zerschlug sich sehr bald, während man es nicht an Bemühungen fehlen ließ, Oestreich zur Theilnahme an der Allianz gegen Frankreich zu vermögen. Es schien lange unentschieden, bis es sich für den Beitritt erklärte.

Was den Kronprinzen von Schweden betraf, so war es in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit, Schweden zum Kampfe gegen Napoleon heranzuziehen, nicht allein zur Vermehrung der Streitkräfte, sondern hauptsächlich zur Gewährleistung, daß Schweden die kriegerischen Verhältnisse, worin Rußland verwickelt war, zur Wiedergewinnung der vier Jahre zuvor an diese Macht verlorenen Provinzen nicht benutzen möge, wogegen unter anderm auch die Legitimität der Dynastie Bernadotte auf dem schwedischen Thron anerkannt und garantirt wurde.

Außer einem Hülfscorps von 24,000 Mann, welches Schweden stellte, übernahm der Kronprinz auch ein Obercommando, das der Nordarmee, während Schwarzenberg die große böhmische Armee, und Blücher die schlesische Armee commandirte. Da der Kaiser Alexander sich als den Generalissimus des Ganzen betrachtete, so wird es erklärlich sein, warum den Oberbefehl über eine der genannten Armeen kein russischer General bekam.

Die Nordarmee, wovon das Bülow'sche Corps einen Theil ausmachte, bestand aus diesem und dem vierten Armeecorps, aus einem russischen Armeecorps unter General Winzingerode, nebst dem Corps unter General Grafen Woronzow; einem schwedischen Armeecorps unter Feldmarschall Stedingk und einem

combinirten russischen, deutschen, englischen und schwedischen Truppencorps unter General Graf Wallmoden. Alle diese Corps, die die Nordarmee ausmachten, waren zusammen gegen 155,000 Mann stark, mit nahe an 400 Kanonen, wovon jedoch nach Abzug der detachirten Corps von Wallmoden, Hirschfeld, Wobeser, Puttlitz und Hinrichs nur 70—80,000 Mann beisammen blieben.

Die Aufgabe des Kronprinzen von Schweden war eine schwierige. Er hatte zunächst Berlin und die Marken, sowie das damalige nördliche Deutschland, auch die Belagerungen der in feindlichen Händen befindlichen Oderfestungen zu decken, während der Feind mit drei Armeecorps (Bertrand, Reynier, Oudinot) und ein Cavalleriecorps (Sébastiani), zusammen von über 70,000 Mann, bei Dahme und Luckau, 10—12 Meilen von Berlin, einem Cavalleriecorps (Arrighi) von 8000 Mann bei Leipzig, und Davoust mit 30,000 Mann Franzosen und Dänen in Hamburg stand; auch alle Uebergänge über die Elbe von der böhmischen Grenze ab, mit den Festungen Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg in den Händen des Feindes waren.

Im Falle eines Wiederausbruchs der Feindseligkeiten war es offenbar auf Berlin und den Entsatz der Oderfestungen, selbst Danzigs, abgesehen, wie solches auch aus den bekannt gewordenen Originalschreiben Napoleon's an Davoust aus jener Zeit klar hervorgeht, wonach Oudinot mit 80,000 Mann am Tage des Ablaufs des Waffenstillstandes über Luckau nach Berlin, um in drei bis vier Tagen dort zu sein, vordringen sollte, während Davoust mit 30,000 Mann eine Offensivbewegung ebenfalls dahin, unterstützt durch 6000 Mann, die von Magdeburg ausrücken sollten, zu unternehmen angewiesen war.

War Berlin genommen, so sollte ein Corps auf Stettin zur Verfolgung der Schweden geschickt, Stettin und Küstrin entsetzt, und dann auf Danzig marschirt werden, um die Russen zum Rückzuge und zur Trennung von den Oestreichern zu zwingen.

Es befände sich, sagt Napoleon weiter, in der ihm gegenüberstehenden Armee viel schlechtes Gesindel, das ein mal angegriffen und geschlagen, sich zerstreuen wird, z. B. die Landwehr, die hanseatische Legion rc., sodaß ein Feldzug von acht

Tagen, selbst ohne großen Erfolg, doch das feindliche Heer um die Hälfte vermindern würde [1].

Die Nordarmee dagegen hatte folgende Stellungen inne:

Das dritte Armeecorps (Bülow) bei Heinersdorf, woselbst das Hauptquartier des Generals war.

Das vierte Armeecorps (Tauentzien) bei Blankenfelde. Von diesem Corps befand sich Hirschfeld bei Saarmund, Wobeser auf dem Marsche von Beeskow nach Buchholz, Puttlitz auf dem Marsche aus seiner Stellung vor Magdeburg nach Brandenburg, Plötz vor Stettin und Hinrichs vor Küstrin; Dobschütz bei Müncheberg.

Das russische Armeecorps von Winzingerode bei Gütergotz.

Das schwedische Armeecorps bei Ruhlsdorff, woselbst der Kronprinz sein Hauptquartier hatte.

Das Corps von Wallmoden bei Gadebusch zwischen der Stecknitz und der Elbe.

Vom dritten Armeecorps war die Brigade Borstell in und bei Mittenwalde, und die von Thümen im Lager bei Thyrow, mit Besetzung von Wittstock, Kerzendorff, Willmersdorf und Jühnsdorff zur Vertheidigung der Ueberschwemmungslinie der Notte und Nuthe. Oppen mit einem Theile der Reservecavallerie und reitenden Artillerie unter Röhl bei Ludwigsdorff zur Unterstützung der Posten bei Wittstock und Kerzendorff.

Jenseits Berlin, auf den Templower-Bergen, war eine Stellung ausersehen und durch Verschanzungen verstärkt, in welcher man eine Schlacht anzunehmen die Absicht hatte. Von dem Ausgange dieser Schlacht hing das Schicksal Berlins ab.

Wiederbeginn der Feindseligkeiten.

Nachdem der Congreß von Prag eine Annäherung unter den kriegführenden Mächten nicht herbeizuführen vermochte, wurde der Waffenstillstand am 10. August gekündigt. Nach der frühern Bestimmung durften die Feindseligkeiten am 16. wiedereröffnet werden, welches unsererseits geschah, indem mit bedeutenden De-

---

[1] Was an diesem schlechten Gesindel gewesen ist, darüber hat der Erfolg entschieden.

tachements eine Recognoscirung des Feindes und seiner Stellung unternommen wurde. Der Feind wurde auf allen Punkten überrascht, wobei uns mehre Gefangene in die Hände fielen[1].

Hierauf hatte sich der Feind am 18. August, den zweiten Tag nach abgelaufenem Waffenstillstande, bei Baruth und Luckau versammelt, und rückte am 19. von da gegen Trebbin vor, während Gérard mit 17 Bataillonen Infanterie und 6 Escadrons Cavallerie von Magdeburg gegen Berlin ausrückte.

Durch diese Bewegung wurde der General Thümen vorzugsweise mit einem Angriffe bedroht, und es war kein Zweifel mehr, daß der Feind die Ueberschwemmungslinie nicht zu forciren suchen sollte. Bülow schickte hierauf mich zum General Thümen, um ihn bei den zu seiner Vertheidigung nöthigen Anordnungen zu unterstützen. Um mich von allem dahin Gehörigen zu unterrichten, beritt er mit mir die ganze Linie. Meinerseits vermuthend, daß der Feind bei Wittstock und Kerzendorff vorzugsweise durchzudringen suchen würde, vermochte ich den General Thümen diese beiden Punkte stärker zu besetzen, worauf er noch drei Bataillone nach beiden Orten abrücken ließ, was sich auch nachher als zweckmäßig erwies, als der Feind am Nachmittage des 22. seine Angriffe unternahm. Im Gefechte beim Dorfe Wittstock war es, wo unser Oppen, der tapfere Reitergeneral, seiner Cavallerie ein Fest geben wollte, und den damaligen Major von Röhl, nachmals Generalmajor und Artillerieinspecteur, veranlaßte, seine Geschütze, die einen Damm der Länge nach bestrichen und anfänglich den Feind bei jedem Versuche, denselben mit seiner Infanterie zu passiren, zurückgewiesen hatten, dann aber selbst hart bedrängt sich zurückziehen mußten, alle auf ein mal abfahren zu lassen, um den wahrscheinlich schnell folgenden Feind mit seiner Cavallerie zusammenhauen zu können. Röhl machte zwar wiederholte Einwendungen, doch der General Oppen befahl.

Der Feind, durch das Abfahren der Geschütze dreist gemacht, kam sogleich mit einem Schwarm Tirailleurs hinterher gelaufen, um eine diesseits des Dammes gelegene sanft ansteigende Anhöhe zu gewinnen. Als Oppen nun meinte, daß ihrer genug herüber waren, ließ er seine Cavallerie vorrücken, voran

---

[1] Unter Andern ein bairischer Oberst, Graf Seissel d'Aix.

ein Landwehrregiment und hinterher die beiden Dragonerregimenter, das westpreußische und das der Königin. Die Attake der Landwehr ward zurückgewiesen und scheiterte an der Contenance und dem überaus wirksamen Feuer des Feindes. Sie kehrte um, gerieth in Unordnung und warf sich den ihr folgenden Dragonern entgegen, die sich zwar nicht aus der Fassung bringen ließen, doch nicht mehr mit dem Nachdrucke und der Gesammtkraft wirken konnten, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Sie führten zwar mehre Attaken aus, da sich inzwischen der Feind immer mehr verstärkt und als Quarré formirt hatte, mußten sie zuletzt ihr Vorhaben aufgeben und das Feld räumen. Daß sie trotz des Mißlingens ihre Schuldigkeit gethan, zeigt schon der große Verlust, den sie bei dieser Gelegenheit erlitten, besonders an Offizieren, die ihren Leuten mit gutem Beispiele stets voranleuchteten.

Der Fehler, der hierbei begangen wurde und ein so ungünstiges Ergebniß herbeiführte, bestand wol darin, daß der General Oppen die erste Attake durch die Landwehr ausführen ließ, die hier zum ersten male den Feind zu sehen bekam, und mit ihren Waffen noch so wenig umzugehen wußte, daß sie bei der Attake die Lanzen nicht einmal eingelegt haben soll. Für alte kriegserfahrene Cavallerie ist es schon eine der schwierigsten Aufgaben in ein Stand haltendes Infanteriequarré einzubrechen, geschweige denn für eine ganz neu formirte Truppe, bei welcher das Band, welches sie zusammenhalten soll — die Dressur — noch locker ist; guter Wille und Todesverachtung allein reichen hierbei nicht aus.

Die Forcirung unserer Linie bei Wittstock setzte die bei Willmersdorff und Thyrow fechtenden Truppen in die größte Verlegenheit, indem solches hinter ihrer linken Flanke vorgegangen war. Da die Position hinter der Ueberschwemmungslinie nun nicht mehr haltbar war, so mußte solche aufgegeben werden, in Folge dessen der General Thümen sich während der Nacht auf das Corps bei Heinersdorff zurückzog. Unser Marsch führte uns dicht an dem Kampfplatze der Cavallerie vorbei, wo wir die todten Kameraden schon sämmtlich entkleidet[1] liegen sahen. Da

[1] Es ist in der That merkwürdig, wie bald die Gebliebenen auf den Schlachtfeldern entkleidet werden, ohne daß man eigentlich gewahr wird,

es Nacht war, so gelang es, nahe beim Feinde unbemerkt vorbei zu kommen.

In dem bemerkten Gefechte hatte ich die Betrübniß, einen geachteten Kameraden, den Lieutenant von Knebel von der Adjutantur, der früher als Offizier bei meiner Compagnie im Cadettencorps stand, zu verlieren, indem ihm an meiner Seite eine Kanonenkugel den Kopf zerschmetterte.

Schlacht bei Großbeeren.

Nach unserm Eintreffen in der Stellung bei Heinersdorff ließ der General Bülow die vor seiner Front liegenden Dörfer Klein- und Großbeeren stärker besetzen, letzteres mit zwei Bataillonen Infanterie und dem ersten Leibhusaren-Regimente, nebst einer halben Batterie. Dem damaligen Commandeur dieses Regiments, Major von Sandrart, jetzt General der Cavallerie außer Dienst, war die Vertheidigung dieses Dorfes aufgetragen. Kleinbeeren war mit zwei Bataillonen Infanterie besetzt.

Am Nachmittage des 23. wurde Großbeeren nach kurzem Widerstande vom Feinde genommen, worauf derselbe sich auf den dortigen Höhen mit dem rechten Flügel an Großbeeren und mit dem linken an einem Walde aufstellte. Nachdem das von Tauentzien besetzte Blankenfelde schon am Morgen wiederholt, jedoch erfolglos angegriffen war, und das vor der Front des schwedischen Corps belegene Ruhlsdorff nun auch mit einem Angriffe bedroht wurde, erwartete man gemäß der zu Philippsthal bei Saarmund gepflogenen Conferenz, wonach in der Ebene zwischen Berlin und der Ueberschwemmungslinie eine Schlacht angenommen werden solle, eine solche für den folgenden Tag.

Statt dessen wurde jedoch befohlen, daß die Armee in die verschanzte Stellung auf den Templower Bergen bei Berlin zurückgehen solle. Bülow versammelte hierauf sämmtliche Brigadechefs seines Corps bei sich, um ihnen die zur Ausführung dieses Befehls erforderlichen Instructionen zu ertheilen.

---

von wem es geschieht. Ohne Zweifel sind es die Landleute aus der Umgegend, die sich aus Plünderungssucht hiermit abgeben. Aus den nahegelegenen, damals noch sächsischen Ortschaften, waren sogar Bauern mit ihren Wagen gekommen, um Beute darauf zu laden.

Der Beschluß zum Zurückgehen, obgleich er ganz freiwillig war, aber in einem Augenblicke gefaßt, wo die Erwartungen der Nation, die so viele und so große Opfer gebracht hatte, in der höchsten Spannung waren, machte einen ergreifenden Eindruck auf mich. Welche entmuthigende Stimmung im Heere und im Volke mußte es nicht erzeugen, wenn man, kaum des Feindes wieder ansichtig, mit rückgängigen Bewegungen begann, als könnte es auch jetzt nicht anders und besser gehen als vor dem Waffenstillstande.

Die Position von Berlin war allerdings an sich stärker und überdies durch Verschanzungen noch vertheidigungsfähiger gemacht, als es die derzeit innegehabte war. Allein sie hatte auch ihre großen Nachtheile: mit dem Rücken gegen die Stadtmauer von Berlin und den Schafgraben geklemmt, mußte das Unglück unübersehbar sein, wenn wir den Kürzern zogen, und uns, vom Feinde gedrängt und verfolgt, durch die Thore Berlins hätten zurückziehen müssen. Die Stellung auf den Templower Bergen konnte nur für eine Arrièregarde passend sein, wenn man im Angesichte eines verfolgenden Feindes einen Rückzug bis in die Stadt oder noch weiter auszuführen gehabt haben würde.

Wurde dagegen die Schlacht entfernter von Berlin und näher gegen die Ueberschwemmungslinie geliefert, so lief der Feind Gefahr, in selbige hineingeworfen zu werden.

Alles dies fühlend und von dem Gedanken durchdrungen, daß sich bei dem trefflichen Geiste unserer Truppen von einer ungesäumten und überraschenden Offensive die schönsten Resultate erwarten ließen, trat ich im Vorgefühl eines glücklichen Ausganges in das Zimmer des Generals Bülow, wo ich die Brigadechefs noch versammelt fand, in ihn dringend, nicht zurückzugehen, sondern den vor ihm bei Großbeeren stehenden Feind unverzüglich anzugreifen. Der General Bülow hörte mich an, und als ich ihm in kurzen Worten die Gründe meines Vorschlages und die gewisse Aussicht des Gelingens auseinandergesetzt hatte, sagte er: „Reiche kann Recht haben, wir greifen an“, worauf er auf der Stelle die Disposition zum Angriffe, wie sie in den folgenden Zeilen mitgetheilt werden wird, ertheilte[1], mir aber den

[1] Als der General Borstell nach empfangener Disposition zu seiner

Befehl gab, zum Kronprinzen von Schweden nach Ruhlsdorff zu eilen, ihm von dem gefaßten Beschlusse Meldung zu machen, zugleich ihn seinerseits zu einer Diversion in des Feindes linke Flanke zu veranlassen.

Ich fand den Kronprinzen unter der Windmühle bei Ruhlsdorff auf seinem Mantel gelagert. Als ich ihm meine Meldung abstattete, die Aufforderung des Generals Bülow hinsichtlich einer Diversion hinzufügend, gab er zu dem Vorhaben des Generals Bülow insofern seine Zustimmung, als er sagte: „Chacun défend son front!" Was dagegen die Zumuthung einer Diversion betraf, so nahm er unter der Aeußerung: „J'ai l'ennemi devant moi" Anstand, darauf einzugehen. — Doch gegen Ende der Schlacht eilte eine schwedische Batterie unter Oberst von Cardell herbei und leistete wesentliche Dienste.

Etwas unwillig, daß zur Mitwirkung einer Diversion wenig Aussicht war, eilte ich zum Corps zurück, um bei der Schlacht nicht zu fehlen. Obgleich das Corps schon im Vorrücken war, so traf ich bei demselben doch noch ein, ehe der erste Schuß geschah. Die allgemeine vom General Bülow gegebene Disposition zum Angriff war:

„den rechten Flügel des Feindes anzugreifen, das Dorf Großbeeren wieder zu nehmen und, indem der Feind auf diese Weise in die Defiléen zurückgeworfen würde, durch die Durchbrechung seines Centrums die beiden Flügel desselben zum Rückzuge zu nöthigen."

Zu diesem Endzweck sollte die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg den rechten und die Brigade von Kraft den linken Flügel des Treffens bilden, dagegen die Brigade Thümen als Reserve und zur Unterstützung des Angriffs hinter der Brigade Kraft folgen. Jede Brigade sollte in sich zwei Treffen formiren; die den Brigaden zugetheilte Cavallerie hinter dem zweiten Treffen derselben folgen; die Reservecavallerie aber hinter den Flügeln der Linie Platz nehmen. Der General von Bor-

---

Division zurückkehrte, sagte er zu seiner Umgebung: „Wenn Berlin heute gerettet wird, so haben wir es dem Major von Reiche zu verdanken." Diese Worte wurden mir später durch den nachmaligen Generallieutenant von Grabowsky, damals Hauptmann und Adjutant genannten Generals und in dessen Umgebung gegenwärtig, mitgetheilt.

stell erhielt Befehl, mit seiner Brigade über Kleinbeeren zu marschiren, um den feindlichen rechten Flügel zu umgehen. 60 Kanonen sollten als Vordertreffen in einer Linie vor der Front des Angriffs aufgefahren werden [1].

Als die Kanonade schon begonnen hatte, kam vom Kronprinzen noch nachträglich der Befehl zum Angriff.

Der Angriff geschah ganz der Disposition des Generals Bülow gemäß. Der Regen goß in Strömen; die Lunten verlöschten und es mußten die Geschütze mit Zündlichtern abgefeuert werden. So lästig der Regen bei solchen Gelegenheiten sonst zu sein pflegt, so sehr kam er uns zu statten, indem nur wenige Gewehre losgingen, und unsere neuformirten Landwehren, die theilweise noch mit Piken bewaffnet waren und heute zum ersten male ins Feuer kamen, desto entschlossener in den Feind drangen.

In dieser für die preußischen Waffen, und namentlich das Bülow'sche Corps so glorreichen Schlacht, wurden dem Feinde 14 Kanonen, 60 Munitionswagen und 1500 Gefangene abgenommen. Das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt und 2000 Gewehre wurden aufgesammelt, die sofort unter die Landwehr zum Austausch gegen die Piken vertheilt wurden.

Dies war der erste vollständige Sieg, der in dem Befreiungskriege erfochten wurde. Berlin war gerettet. Außerdem war dieser Sieg von hoher Wichtigkeit, indem er unsern Truppen Selbstvertrauen einflößte und ihren Muth hob und neu belebte.

Nach beendigter Schlacht nahm das Corps, nach Zurücklassung eines Theils bei Großbeeren, wiederum die alte Stellung bei Heinersdorff ein, wo es auch den folgenden Tag ver-

---

[1] Das Corps von Bülow bestand aus vier Armeedivisionen — Brigaden —, der dritten, vierten, fünften und sechsten, die von den obengenannten Chefs commandirt wurden; einer Reservecavallerie unter General von Oppen, und einer Artillerie von zehn Batterien zu acht Geschützen, wovon sechs Batterien bei den Divisionen und der Reservecavallerie zugetheilt waren. Die Artillerie commandirte der damalige Oberstlieutenant von Holtzendorff, zuletzt Generallieutenant. Die vier nicht eingetheilten Batterien bildeten die Reserveartillerie unter Major von Röhl, dessen schon früher erwähnt worden.

blieb. Die geschlagene feindliche Armee zog sich auf allen Punkten zurück.

Als die Truppen in ihre Positionen zurückgekehrt waren, ertheilte mir der General Bülow den Befehl, mich zum Kronprinzen von Schweden nach Teltow, wo derselbe sein Nachtlager genommen hatte, zu verfügen, und ihm vorläufig Meldung von dem Verlaufe der Schlacht abzustatten. Es war finstere Nacht, und des Weges unkundig und mit keinem Führer versehen, gerieth ich in morastige Wiesen, aus welchen ich mich wiederholt zu entfernen suchte, dabei aber so desorientirt wurde, daß ich den Versuch mich zurecht zu finden, aufgab und den Tag abzuwarten beschloß. Vom Regen noch ganz durchnäßt, ritt ich nun auf ein in der Entfernung flackerndes Bivouakfeuer zu, um welches ich Landwehrmänner gelagert fand, dicht dabei auch einzelne Häuser erblickte. Es war das Vorwerk Osdorf unweit Heinersdorff.

Hier wollte ich von der Gelegenheit profitiren, mich zu trocknen und auszuruhen. Mein Pferd übergab ich einem Landwehrmanne, der Fourage auftreiben und für das ermüdete und hungrige Thier sorgen sollte, während ich mich beim Feuer niederlegte und, um meine Füße zu erwärmen und zu trocknen, mir die Stiefeln ausziehen ließ. Kaum war dies geschehen, als in der Nähe ein entsetzlicher Lärm entstand und der Ruf: „Fort, fort, die Franzosen kommen!“ erscholl, und sich gleich darauf Pferdegetrappel hören ließ. Man kann sich in meiner Lage meinen Schreck denken. Keine Zeit, zu untersuchen wie und woher der Lärm kam, rief ich nur nach meinem Pferde, und war eiligst bemüht mir die Stiefel wieder anzuziehen. Diese, vom Regen ganz aufgeweicht, wollten sich nicht fügen; endlich gelang es mir mit vieler Mühe einen anzuziehen. Der zweite Stiefel ging gar nicht an; erst riß der Strippen, darauf schnitt ich ein Loch in den Schaft, wie ich aber den Finger einhakte und herzhaft zu ziehen anfing, riß das Loch aus. Nur mit Mühe bekam ich den Fuß aus dem halbangezogenen Stiefel wieder heraus. Inzwischen lamentirte mein Landwehrmann, daß das Pferd sich nicht wolle aufzäumen lassen. Allerdings hatte das Pferd diese Untugend, und einmal unruhig geworden, wie es jetzt der Fall, war alles vergebens, demselben die Candare ins Maul zu bringen. Wohl oder übel setzte ich mich endlich auf das un-

aufgezäumte Pferd, einen Stiefel an dem Fuße, den andern unterm Arm, die Candare in der Hand, und so ging die Reise in der Richtung auf Heinersdorff zu, das Pferd dadurch lenkend, daß ich es mit der Hand gegen den Kopf schlug, nach welcher Seite es wenden sollte.

In diesem Aufzuge traf ich mit einem Offizier zusammen, und wie ich recht zusah, erkannte ich in ihm meinen Freund, den damaligen Hauptmann von Kleist, früher Adjutant des bei Saalfeld **1806** gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand, und **1813** unsererseits beim Kronprinzen von Schweden zur Dienstleistung angestellt[1], der wie ich umherirrte. Wir blieben beisammen, und als wir endlich zu einem Bivouakfeuer gelangten, beschlossen wir hier den Tag abzuwarten.

Uebrigens war der nächtliche Lärm nicht ohne Grund und hätte recht schlimme Folgen haben können. Es war nämlich das zwölfte französische Armeecorps (Oudinot) im Vorrücken gegen unseren rechten Flügel begriffen, als es die Kanonade bei Großbeeren hörte. Der Divisionsgeneral Guilleminot, der, da Oudinot den Oberbefehl über das Ganze führte, an dessen Spitze stand, entschloß sich, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, sogleich nach der Richtung, von woher er das Schießen vernahm, zu marschiren. Seine Tête kam jedoch erst zum Vorschein, als die Schlacht schon entschieden und das siebente Armeecorps in vollem Rückzuge war. Zufällig traf er bei dieser Gelegenheit auf Truppen von uns, die in aller Ruhe auf dem Schlachtfelde lagen, aber, durch die Erscheinung des Feindes überrascht, in Unordnung geriethen und im ersten Augenblicke zurückwichen.

Sie hatten versäumt, sich gegen dergleichen durch Aussetzung von Posten sicher zu stellen, eine Versäumniß, die nur zu oft vorkommt. Gewöhnlich hat aber ein geschlagener Feind zu viel mit sich selbst zu thun, als solche Wagestücke zu unternehmen.

Höchst rührend und wahrhaft herzerhebend war es, als den Morgen nach der Schlacht eine Menge Berliner nach dem Bivouak hingeströmt kamen, ihre tapfern vaterländischen Krieger aufzusuchen und zu begrüßen. Alles, bekannt oder nicht bekannt, umarmte sich, des Händedrückens nahm kein Ende. Ganze Wa-

---

[1] Starb 1838 als pensionirter Generalmajor.

gen voll Lebensmittel und Erfrischungen kamen an und nahmen Blessirte mit nach Berlin zurück; ebenso die schönsten Equipagen die verwundeten Offiziere.

Unerklärbar und wahrhaft empörend war dagegen das Benehmen des berliner Magistrats, indem eine Deputation desselben anlangte und nahe beim General Bülow, ihn kaum bemerkend, vorbeiging, um den Kronprinzen von Schweden aufzusuchen, ihm den Dank der Stadt Berlin für die ihr gewordene Rettung darzubringen.

Wie unberechenbar groß hätte das Ergebniß des Tages von Großbeeren nicht erst werden müssen, wenn die übrigen Corps dem Beispiele Bülow's gefolgt und gleichzeitig gegen den Feind gerückt wären! Wahrscheinlich wäre er einer vollständigen Niederlage nicht entgangen. Indessen wollen wir hierüber mit Niemand richten und wollen zugeben, daß man nach dem Erfolg nicht urtheilen soll. Der Kronprinz hatte, wie schon erwähnt, eine sehr schwierige Stellung und mußte gewiß sehr behutsam zu Werke gehen, um sich keinem échec auszusetzen. Doch hatte das passive Verhalten des Kronprinzen bei dieser Gelegenheit die übeln Folgen, daß das persönliche Verhältniß zwischen ihm und Bülow merklich gestört wurde und den Keim zu den spätern Zerwürfnissen zwischen Beiden legte.

Nachdem der günstige und entscheidende Augenblick, den Angriff allgemein zu machen, ungenutzt vorüber gelassen war, mochte es allerdings zu gewagt sein, den Feind ungestüm zu verfolgen, denn es war nur eines seiner Armeecorps geschlagen, während die beiden andern und das Cavalleriecorps unter Arrighi keinen unmittelbaren Theil an der Schlacht genommen hatten. Doch war es wol nicht nöthig, daß wir den ganzen Tag nach der Schlacht unverrückt stehen blieben und daß unser Vorrücken, nachdem wir uns endlich in Bewegung gesetzt, so bescheiden geschah, daß wir in den nächsten sieben Tagen kaum ebenso viele Meilen zurückgelegt hatten. Dieses langsame Vorgehen sagte unsern Truppen, die vor Begierde brannten, nur immer vorwärts zu bringen, wenig zu, und laut äußerten sie ihre Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des Kronprinzen, dem sie Mangel an Unternehmungsgeist und absichtliche Schonung seiner Schweden vorwarfen. Bei der Aufgabe, die der Kronprinz zu lösen hatte,

schien es aber Grundsatz bei ihm zu sein, nichts aufs Spiel zu setzen und sich darauf zu beschränken, die Stöße abzuwehren, statt dergleichen auszutheilen.

Unsere siegreichen Truppen schwärmten jetzt für ihren tapfern Führer, während unsere höhern Civilbehörden zu Bülow eigentlich wenig Vertrauen hatten, dagegen glaubten sie in dem Benehmen des Kronprinzen einen ebenso klugen, als festen und consequenten Plan zu erkennen, und als Beweis dafür hoben sie hervor, wie er sie jedesmal von seinen Operationen, mit Hinweisung der von ihnen zu treffenden Anordnungen rechtzeitig unterrichtet, und sie dadurch in den Stand gesetzt habe, ihrerseits richtig einzugreifen und für die Schonung des Landes Sorge zu tragen.

Während Andern für die Schlacht Orden und Auszeichnungen zu Theil wurden, fand ich hinreichenden Lohn in meinem Bewußtsein; wo so große und wichtige Dinge in Frage standen wie damals, traten dergleichen äußere Zeichen dagegen überall mehr in den Hintergrund. Der General Bülow hat es übrigens nicht verschwiegen, welchen Dienst ich geleistet habe; denn ich habe noch einen Brief des Generals von Müffling aus Paris vom 16. April 1818, als Erwiderungsschreiben auf meinen Glückwunsch zu dessen Beförderung zum Generallieutenant, in Händen, worin er mir unter andern schmeichelhaften Worten sagt: „Ich werde es nicht vergessen, daß mir der für uns zu früh verstorbene General von Bülow sagte, Sie hätten ihm am Tage von Großbeeren zuerst gerathen, ohne weitere Befehle auf den Feind loszugehen.“[1]

---

[1] Anm. des Herausgebers. Das hier erwähnte Schreiben lautet vollständig: „Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 10. April, durch welches Sie mir Ihre Theilnahme an meiner Beförderung zum Generallieutenant ausdrücken, hat in mir auf eine höchst angenehme Art die Ueberzeugung erneuert, daß es beim Aufsteigen zu höhern Posten immer der schönste Lohn bleibt, wenn man auf die Freundschaft und Achtung seiner Kameraden zählen darf.

Erhalten Sie mir diese Gesinnungen, ich hoffe sie stets zu rechtfertigen.

Sie sind einer von den Männern, auf welche ich in großen und entscheidenden Augenblicken rechne. Ich werde es nicht vergessen, daß mir der für uns zu früh verstorbene General von Bülow sagte, Sie hätten ihm am Tage von Großbeeren zuerst gerathen, ohne weitere Befehle auf den Feind loszugehen.

Der Feind hatte seinen Rückzug bis Wittenberg fortgesetzt, woselbst er unter den Kanonen der Festung am 3. September ein verschanztes Lager bezog. Wir waren ihm mit Vorsicht gefolgt, und als unsere Armeecorps vor Wittenberg angekommen waren, stellten sie sich folgendermaßen auf: Tauentzien bei Seyda auf der Straße nach Luckau, unser Corps bei Marzahne auf der Straße von Wittenberg nach Potsdam, die Schweden und Russen bei Rabenstein auf der Straße von Wittenberg nach Brandenburg rc., das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden war in Rabenstein.

Schlacht von Dennewitz.

Der Marschall Ney war in Wittenberg angekommen und hatte den Oberbefehl über die uns gegenüberstehende feindliche

---

Wenn ich nichts Anderes als diesen Rath von Ihnen kennte, so würde es hinreichen, um mich mit Hochachtung und Freundschaft unabänderlich an Ew. Hochwohlgeboren anzuschließen.

Paris, den 16. April 1818. Müffling."

In Bezug auf das hier berührte Factum ward dem Autor am späten Abend seines Lebens noch eine ihn besonders ehrende und erfreuende Anerkennung zu Theil, indem der Prinz von Preußen bei Gelegenheit der von ihm angeregten vierzigjährigen Gedächtnißfeier des Sieges von Großbeeren an den General von Reiche folgendes Handbillet richtete:

„Ostende, den 21. Aug. 1853.

Nach vierzig Jahren wird am 23. der Sieg von Großbeeren auf eine hoffentlich würdige Art gefeiert werden, wozu ich den Anstoß gab, damit die Residenz zuerst nicht vergesse, daß sie gerettet, dann durch wen sie gerettet wurde, nämlich durch das tapfere Heer.

Wie könnte ich aber des Mannes vergessen, dem im Rathe Bülow's damals das Hauptverdienst gebührt, diese Schlacht zu schlagen! Sie, bester General, sind es, der diese Ehre in Anspruch nehmen muß, und daher wünsche ich Ihnen nun nach 40 Jahren Glück, daß Ihr Name mit der Dankfeier verbunden sein wird.

Die schönste Anerkennung für ihre damaligen Kriegsleistungen zollt Ihnen Ihr eigenes Bewußtsein. Aber nur zu gern spreche ich Ihnen, als Ihr Zögling, diese Anerkennung hiermit auch noch aus, damit Sie sehen, daß ein noch so langer Zeitraum in mir die Erinnerung an Diejenigen nicht erlöschen macht, die in jener denkwürdigen Zeit dem Könige, dem Heere und dem Vaterlande die glorreichsten Dienste leisteten! Möge die Erinnerung an so schöne Tage stets Ihr Alter verschönen und beleben!

Ihr treu ergebener Zögling
Prinz von Preußen."

Armee übernommen; Grund genug, um uns auf große Ereignisse gefaßt zu machen, die auch nicht lange auf sich warten ließen. Denn schon am folgenden Tage, am 5., brach der Feind plötzlich und mit aller Macht aus Wittenberg gegen Tauentzien hervor und es gelang ihm, denselben zu überwältigen und bis gegen Jüterbogk zurückzudrängen. Vielleicht wäre dies nicht sobald gelungen, wenn der General Tauentzien gegenwärtig gewesen wäre, allein er befand sich gerade zu Rabenstein beim Kronprinzen, wo man unbegreiflicherweise von der ganzen Sache nichts erfahren haben mußte; denn wie man erzählte, habe der General Tauentzien, als es schon Nacht geworden, sich nach seinem Hauptqartier Seyda zurückbegeben wollen, als er auf dem Wege dahin unerwartet mit „Qui vive" angerufen sei, und habe er sich nur dadurch einer großen Ungelegenheit entzogen, daß er „Général saxon" geantwortet.

Der General Bülow, als er das Feuer in seiner linken Flanke vernahm, setzte sich sogleich zu Pferde und begab sich mit uns nach dieser Richtung hin. Auf einer Höhe angekommen, von wo man das ganze vorliegende Terrain übersehen konnte, bemerkte man sehr bald, was vorging. Unsere zum Tauentzien'schen Corps gehörenden Truppen in vollem Rückzuge gewahrend, befahl Bülow, daß die dritte und vierte Brigade, die bei Marzahne bivouakirten, zur Unterstützung jener bedrängten Truppen vorrücken sollten. Bevor diese indessen herbeikamen, waren jene schon überwältigt.

Bülow verfügte hierauf, daß die genannten beiden Brigaden bei Wergzahne, bis wohin sie gekommen waren, Halt machen, daß auch die beiden übrigen Brigaden des Corps (wovon die fünfte als Avantgarde die Defileen bei Köpenik und Jahmo besetzt hielt, und die sechste hinter Kroppstädt zu deren Unterstützung stand), sowie die Reservecavallerie und Artillerie sich dort einfinden sollten, worauf er dann während der Nacht mit dem ganzen Armeecorps dem Feinde zur Seite marschiren und ihm am andern Morgen eine Schlacht liefern wollte, mit der Bestimmung, vorläufig bis Kaltenborn zu gehen und dort das Weitere abzuwarten.

Bei eintretender Dämmerung war das Corps bei Wergzahne vereinigt, bis auf die fünfte Brigade. Der Chef derselben, General von Borstell, meinte dem Befehle des Generals Bülow

nicht unbedingt Folge leisten zu können, indem er, wol nur im Gefühle seiner frühern Selbstständigkeit, vorgab, ohne ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen die ihm von diesem überwiesene Stellung nicht verlassen zu dürfen. Der General Bülow sah dies als eine Verletzung des Gehorsams und der militärischen Disciplin an und war außer sich; doch ließ er sich dadurch nicht abhalten, seinen einmal gefaßten Beschluß auszuführen und abzumarschiren [1].

Hierauf gab mir der General Bülow den Befehl, mich nach Rabenstein zu verfügen und dem Kronprinzen von dem Geschehenen Meldung zu machen, sowie denselben womöglich zu veranlassen, ihm — Bülow — mit der ganzen Armee zur Unterstützung zu folgen. Unbekannt mit der Gegend und ohne Wegweiser mußte ich mich unverzüglich auf den Weg begeben, kaum daß ich wegen zunehmender Dunkelheit die Lage der Orte auf der Karte noch erkennen konnte. Um keinen Umweg zu machen, ritt ich nach der mir gemerkten Richtung meist querfeldein und gelangte, nachdem ich auf diese Weise ungefähr zwei Stunden geritten sein mochte, zu einer isolirten Höhe mit einem Gehöfte, in welchem ich das Hauptquartier des Kronprinzen zu finden das Glück hatte [2]. Ich

---

[1] Um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen, wird es hier der Ort sein, der eigenthümlichen Verhältnisse, die in der Stellung des Generals Borstell zum General Bülow hervorgebracht waren, Erwähnung zu thun. Beim Beginn des russisch-französischen Kriegs 1812 führte nämlich Bülow das Generalcommando in Ost- und Westpreußen, während Borstell das in Pommern inne hatte. Beide standen also in denselben selbstständigen Verhältnissen. Dasselbe fand noch bei Ausbruch des Kriegs 1813 bis zum Waffenstillstande statt. Wie bereits erwähnt trat während des Waffenstillstandes eine neue Formation der Armee unter Eintheilung in vier Armeecorps, sämmtlich nach gleichem Zuschnitt und in gleicher Stärke ein, bei welcher Gelegenheit die vom General Borstell bisher selbstständig geführte pommersche Brigade dem dritten Armeecorps zugetheilt und dadurch Borstell von selbst dem General Bülow untergeordnet wurde. Um dem General Borstell dieses veränderte Verhältniß weniger anstößig zu machen, befahl der König, daß derselbe in der Regel detachirt operiren solle; eine gewissermaßen diplomatische Maßregel, die bei militärischen Verhältnissen, wo ein bestimmtes klares Verhältniß nur allein Gültigkeit haben darf, stets vermieden werden sollte. In dem vorliegenden Falle hatte es die Folge, daß der General Borstell sich von Bülow immer loszumachen trachtete.

[2] Gewohnt, mir bei Ortsnamen deren Entstehungsweise möglichst zu er-

traf den Kronprinzen in seiner gewohnten Art ganz angekleidet auf dem Bette liegend; der Kanzler Wetterstedt war bei ihm im Zimmer. Bei meiner Meldung stand der Kronprinz auf und ich mußte mich mit ihm an einen Tisch setzen, auf welchem die Petri'sche Karte von Sachsen ausgebreitet lag. Da ich Augenzeuge von dem Gefechte bei Zahna und Seyda gewesen war, so konnte ich ihm über Alles, was er verlangte, Auskunft geben. Er folgte allen Bewegungen auf der Karte und stellte Muthmaßungen über die möglichen Absichten des Feindes an, insbesondere ob er auf Berlin gehen oder sich nach Torgau wenden würde.

Nach längerm Hin- und Herreden trat ich mit dem zweiten Theil meines Auftrags, die gewünschte Hülfe betreffend, hervor, worauf der Kronprinz erwiderte, daß man sich die Absichten des Feindes erst mehr entwickeln lassen und gewiß sein müsse, ob Das, was der Feind bis jetzt unternommen habe, nicht eine Demonstration sei, ihn (den Kronprinzen) aus seiner Stellung wegzulocken und dann auf Berlin zu gehen. Da seit Großbeeren und dem langsamen Verfolgen des Feindes das Vorurtheil bei uns Wurzel gefaßt hatte, als wolle der Kronprinz seinen frühern Waffengefährten nicht viel anhaben, so mochte ich wol zu lebhaft seine Bedenken zu entkräften und ihn zu einem Entschlusse mehr in Bülow's Sinne zu vermögen gesucht haben, indem er unwillig sagte: „Monsieur, je vous connais déjà, vous êtes toujours comme ça!“[1]. Hierauf rief er Wetterstedt heran, der sich an den Tisch setzen und Papier und Feder zur Hand nehmen mußte. Dann dictirte ihm der Kronprinz, den Blick unverwandt auf die Karte gerichtet, eine Disposition für den General Bülow, worin er ihm alles Das aufgab, was ihm dieser hatte vorschlagen lassen, mit Zugabe Desjenigen, was er für die übrigen Corps hierbei erforderlich erachtete. Wetterstedt machte hier buchstäblich den Secretär.

Der Wahrheit die Ehre kann ich nicht anders sagen, als daß der Kronprinz mir bei dieser Gelegenheit durch seinen Scharfblick,

---

klären, suchte ich Rabenstein, als vom Hochgericht herrührend, auf einer Anhöhe, und sollte mich hier auch nicht irren.

[1] Unfehlbar bezog sich dieses auf einen ähnlichen Fall bei meiner Meldung vor der Schlacht bei Großbeeren.

durch seine gründlichen, besonnenen Reflectionen und durch die Sicherheit und Klarheit seiner Entscheidung eine hohe Achtung und ein unbedingtes Vertrauen in seine Befähigung als oberster Feldherr einflößte

Mich mit meiner wichtigen Depesche auf den Weg machend, orientirte ich mich möglichst nach den Sternen, um nicht den auf Jüterbogk vordringenden feindlichen Colonnen zu nahe zu kommen. Bei solchen Gelegenheiten Niemand bei sich zu haben, den man rechts oder links, um zu spähen, vorschicken kann, ist oft sehr unangenehm; daher kam es mir sehr erwünscht, als ich unterwegs einen Husaren vom zweiten Leibhusarenregimente traf, dem ich befahl, mir zu folgen. Doch als ich mich nach ihm umsah, war er pflichtvergessener Weise zurückgeblieben. Da ich bis Kaltenborn noch weit zurückzulegen hatte, so konnte ich mich nicht aufhalten und ließ den Husaren gehen. Bald nachher gewahrte ich Truppen, bei denen ich eine gewisse Unruhe bemerkte. Vorsichtig ritt ich näher und erkannte Kosacken. Es war der zum Corps gehörige Kosackenpulk des Obersten Bichalow, aus dessen Geberden und abgebrochenen Worten ich bald merkte, daß er mit den Franzosen zusammen gerathen war, wonach meine guten Russen sich noch nicht beruhigt hatten.

Je näher ich meinem Ziele kam, mit desto größerer Vorsicht setzte ich, da ich mich damit auch dem Feinde näherte, meinen Weg fort. Auch gewahrte ich bald Infanterie vor mir im Marsche, aus deren Sprache und Mundart ich zu vernehmen suchte, welch' Geistes Kinder sie sein mochten, und siehe da, es waren Preußen. Hier erfuhr ich, daß das Corps nicht nach Kaltenborn marschiren, sondern bei Eckmannsdorf Halt machen sollte, ungefähr eine halbe Meile diesseits. Mich nun mit meiner Depesche glücklich beim großen Haufen zu wissen, war kein übles Gefühl.

Endlich langte ich mit Tagesanbruch bei Eckmannsdorf an, wo ich die Truppen in einer verdeckten Aufstellung fand.

Als ich dem General Bülow meinen Rapport abstattete, war er auf den Kronprinzen sehr ungehalten, daß er den General Borstell vor Wittenberg, bei Kroppstädt, noch zurückhalte, auch noch Anstand nehme, ihm mit dem Reste der Armee sogleich zu folgen.

Den General Tauentzien erblickte man auf den Anhöhen vor

Jüterbogk, dagegen den Feind bei Seehausen und Naundorff zwischen Zahna und Jüterbogk, ungefähr eine Meile von uns entfernt. Von unserm Dasein schien er noch keine Ahnung gehabt zu haben. Gegen 7 Uhr Morgens setzte er sich in Bewegung gegen Tauentzien. Der General Bülow beschloß hierauf, beim ersten Kanonenschuß, der gegen den General Tauentzien fallen würde, sofort aufzubrechen und den Feind in seiner linken Flanke anzugreifen.

Der General Tauentzien, der den Feind in großer Ueberzahl gegen sich anrücken sah, ließ dem General Bülow sagen, daß er sich nicht würde behaupten können, wenn er ihm nicht zu Hülfe eilte. Der General Bülow ließ ihm dies mit dem Bemerken zusichern: er möchte nur, wenn er sich nicht mehr würde halten können, rechts abmarschiren und sich an ihn anschließen.

Alles war zum Abmarsche bereit und harrte des ersten Kanonenschusses. Mit dem Glockenschlage 11 Uhr ertönte dieser und das Corps setzte sich sofort in Bewegung. Der General Bülow befahl mir hierauf, die Meldung davon an den Kronprinzen aufzusetzen und die Nachsendung des Generals Borstell nochmals dringend in Antrag zu stellen. Ich bediente mich hierzu eines Pergamentblatts, deren ich mehre lose in meiner Schreibtafel bei mir führte. Der General Bülow unterschrieb und ich setzte zur Vorsicht noch die Adresse: „A Son Altesse, le Prince royal de Suède à Marzahne" hinzu, an welchem Orte der Kronprinz sich aufhalten wollte.

Ohne meine Vorsicht konnte zufällig ein großes Mißverständniß entstehen. Als ich nämlich dem Ordonnanzunteroffizier die Meldung übergeben hatte, rief ich ihm im Abreiten den Namen „Marzahne" noch einmal ins Gedächtniß nach. Der Zufall wollte es, daß der Unteroffizier statte Marzahne „nach Zahne" verstand und in Gottesnamen darauf losritt. Unfehlbar würde er hier den Franzosen in die Hände gefallen sein, wenn nicht glücklicherweise ihm ein Förster[1] begegnet wäre und ihn, aus der Adresse

[1] Genannter Förster war ein gewisser Siegner aus Treuenbrietzen, der uns durch seinen Patriotismus und seine Localkenntniß schon mehrfach nützlich geworden war, und in Folge dessen später durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes belohnt ward.

auf dem Meldungsblatte den Irrthum ersehend, zurechtgewiesen hätte. Man ersieht hieraus, wie leicht Mißverständnisse entstehen können, und daß man sich nicht genug in Acht nehmen kann.

Fast zu gleicher Zeit mit dem ersten Kanonenschuß langte ein Feldjäger vom Blücher'schen Hauptquartiere an, der die Nachricht von dem am 26. August an der Katzbach erfochtenen glorreichen Siege überbrachte. Daß eine solche freudige Kunde den Truppen sogleich bekannt gemacht wurde, läßt sich denken. Mit wahrer Begeisterung empfingen sie dieselbe, und ein jubelndes Hurrah wurde den siegenden Waffenbrüdern und dem Helden Blücher gebracht. Neu wurden Muth und Kräfte der Truppen belebt und gestärkt für die kommende Arbeit des Tages.

Je näher wir dem Kanonendonner kamen, desto mehr beschleunigten wir unsere Schritte. Der General Bülow wollte den linken Flügel des Feindes und womöglich ihn zugleich im Rücken angreifen. General Thümen mit der vierten Brigade machte den ersten Angriff, wobei ihn General Kraft mit der sechsten Brigade unterstützte und die dritte Brigade unterm Prinzen von Hessen-Homburg die Reserve bildete. Die Verwendung der letztern war dem Chef des Generalstabes, dem damaligen Obersten, nachherigen General der Infanterie und Kriegsminister von Boyen übertragen; allerdings ein eigenthümliches, wenig zu empfehlendes Verhältniß. Erst nach mehrfach wiederholtem Angriffe gelang es dem General Thümen, den Feind zurückzudrängen; mehre mit Entschlossenheit ausgeführte Cavallerieangriffe vermehrten seine Unordnung.

Mittlerweile war das noch im Marsch begriffene zwölfte feindliche Armeecorps (Oudinot) herangekommen und griff unsern rechten Flügel an. Die Brigade von Kraft mußte in die Linie einrücken; sie hatte einen harten Stand und es mußte ihr von der Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg mehrfach Unterstützung zugesandt werden. Obgleich sie sehr ins Gedränge kam, so wankte sie doch keinen Augenblick. Der Moment war indessen kritisch, die Uebermacht des Feindes groß.

Obgleich noch kein Grund zu einer ernsthaften Besorgniß vorhanden war, so war die Ankunft der Brigade von Borstell, die jetzt eintraf, doch von hoher Wichtigkeit. Um richtig einzugreifen, hatte der General Borstell seinen Generalstabsoffizier, den da-

maligen Hauptmann, jetzigen Generallieutenant und Gouverneur von Danzig, Rüchel-Kleist, vorausgeschickt. Der Zufall wollte, daß ich mit ihm zusammentraf, als er den commandirenden General aufsuchte. Er fragte mich, wo die Brigade hin sollte? Ich erklärte ihm kurz, wie die Schlacht stand und zeigte ihm den Punkt (Göhlsdorf), auf den die Brigade ihren Marsch richten müsse, worauf er zu seinem General zurückeilte und ihn demgemäß führte.

Die Schlacht gewann durch Borstell's Hinzutreten ein entschieden günstiges Ansehen für uns und an einem glücklichen Ausgang derselben war fast nicht mehr zu zweifeln. Dem General Borstell war es nicht genug zu danken, daß er dem Kronprinzen von Schweden, der wollte, daß er sich ihm anschließen sollte, Gegenvorstellungen machte mit den Worten: „Bülow stände im heftigsten Feuer; er halte es für seine Pflicht, zu ihm zur Unterstützung zu eilen; auch habe er den General Bülow davon bereits unterrichtet."

Jetzt traf auch der Kronprinz von Schweden ein und ließ in Schlachtordnung aufmarschiren. Da er jedoch nicht näher kam, vielmehr halten blieb, so wurde der General Bülow auf das höchste aufgebracht und befahl mir, augenblicklich zum Kronprinzen zu reiten, ihm zu melden, daß die Schlacht noch nicht zu Ende sei, ihn auffordernd, daher unverzüglich vorzurücken. „La bataille est gagnée", erwiderte mir der Kronprinz, „j'arrive avec quarante bataillons, dites au général Bulow, qu'il se retire en second ligne!"

Kaum traute ich meinen Ohren, als ich diesen Befehl vernahm; wir, die wir schon über 5000 Mann todt und verwundet hatten, sollten die Früchte unserer fast übermenschlichen Anstrengungen dahin geben und die Ehre des Tages Denen, die bis jetzt nur zugesehen hatten, überlassen: ich war entrüstet!

Niemals würde der General Bülow sich hierzu verstanden haben; dessenungeachtet erlaubte ich mir die Worte des Kronprinzen dahin zu modeln, daß die Bataille gewonnen sei und der Kronprinz mit 40 Bataillonen anrücke, der General Bülow alle ihm noch zu Gebote stehenden Truppen zusammennehmen und den Feind aufs neue angreifen möge.

Hierauf mußte die Brigade von Thümen, die nach Einnahme

der vom Feinde bei Beginn der Schlacht besetzt gehaltenen Höhe rücksichtlich des erlittenen großen Verlustes zum Theil schon aus dem Gefechte gezogen war, wieder vorrücken, sowie auch der noch verwendbare Rest der Brigade von Hessen-Homburg unter Anführung des tapfern Prinzen, ihres Chefs, gegen den Feind geführt wurde.

Hierdurch und durch das Hinzutreten einiger schwedischen Batterien, die der schon erwähnte Hauptmann von Rüchel-Kleist herbeiholte, sowie eines schwedischen Husarenregiments dunkelblau mit gelben Schnüren, nebst eines russischen Jägerregiments und einiger Escadrons Cavallerie von der Brigade des Generals von Manteuffel wurde der Feind auf allen Punkten in die Flucht geschlagen und ein vollständiger Sieg erfochten.

In diesem schönen Momente hätte ich wegen gänzlicher Erschöpfung meiner Pferde bald unthätig bleiben müssen, wenn der Prinz von Hessen-Homburg mir nicht eins von den seinigen gegeben hätte, für welchen gewiß seltenen und vielsagenden Dienst ich ihm stets dankbar bleiben werde.

Diese Schlacht war für unsere Landwehr und neuerrichteten Truppen die eigentliche Feuerprobe: denn bei Großbeeren löschte der Regen das Gewehrfeuer großentheils aus. Sie haben diese Probe als brave Soldaten und wahre Ehrenmänner bestanden, die nicht nachließen, es ihren ältern Kameraden gleich zu thun.

Eine große Belästigung in dieser Schlacht verursachte uns der heftige anhaltende Wind, der uns unaufhörlich Sand und Staub ins Gesicht trieb.

In der Schlacht ereignete sich ein sonderbarer Vorfall. Wir waren nämlich plötzlich von umherschwärmenden polnischen Ulanen umgeben, die durch einen Chocq unserer Cavallerie auseinandergesprengt, bei dem gewaltigen Staube und Pulverdampfe irregeleitet, zwischen unsere Infanterietreffen, wo sich eben der commandirende General befand, gerathen waren und sich nun einen Ausweg zu bahnen suchten. Alsbald entstand eine förmliche Jagd auf diese Ulanen, die sich mit ihren Lanzen, von ihnen mit großer Gewandtheit geführt, verzweiflungsvoll wehrten; doch nur wenige entkamen, was sich nicht ergab, wurde niedergemacht.

Der commandirende General und die wir bei ihm waren, befanden uns in einer eigenthümlichen Lage: auf ein Lanzengefecht

nicht eingerichtet, mußten wir uns zu dem ersten besten Infanteriequarré flüchten, bis wir ihrer los waren.

Der Sieg, wodurch Berlin zum zweiten male gerettet wurde, hatte uns große Opfer gekostet. Nach den amtlichen Angaben hatte das Bülow'sche Corps 24 Offiziere todt und 180 blessirt; an Unteroffizieren und Gemeinen betrug der Verlust 5989 Mann.

Weit ansehnlicher war der Verlust des Feindes, er betrug 14—15,000 Mann. Außerdem eroberten wir einige 50 Kanonen, über 400 Munitions- und andere Wagen und Gewehre in Menge. Es war ein herrlicher Tag, eine wahre Perle in dem Strahlenkranze des preußischen Ruhms!

Alle Truppen ohne Ausnahme wetteiferten in Ausdauer, Tapferkeit und Todesverachtung. Alle haben sich gleiche Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes erworben.

Unglaubliche Waffenthaten wurden an diesem Tage verrichtet. Das pommersche Husarenregiment unter Anführung seines Commandeurs, des damaligen Majors von Thümen, hieb ein bairisches Chevauxlegersregiment nieder und nahm ein feindliches Infanteriequarré trotz der heftigsten Gegenwehr gefangen und eroberte dabei eine Fahne und vier Kanonen.

Das dritte Bataillon des damaligen vierten Reserve-, jetzigen 16. Infanterieregiments, drang mit gefälltem Bajonnett in ein feindliches Quarré Würtemberger, machte ein Theil desselben nieder und nahm den Rest, einen Oberst, 10 Offiziere und 700 Mann gefangen.

Das westpreußische Ulanenregiment führte mehre glückliche Attaken aus, sprengte ein feindliches Quarré auseinander und eroberte drei Geschütze, anderer schönen Waffenthaten und einzelner derartigen Züge nicht zu gedenken.

Als die gefangenen deutschen Offiziere dem General Bülow vorgeführt wurden, richtete er an sie eine kräftige Anrede in den stärksten Ausdrücken, den Kantschu, den er zu Pferde stets führte, in der Hand. Er überlud sie mit Vorwürfen, wie sie als Deutsche gegen Deutsche, die zur Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes die Waffen ergriffen hätten, fechten könnten, jetzt, da ihnen Gelegenheit geworden, sich als wahre Deutsche zu zeigen und die verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen u. dgl. m. Allerdings war darunter gemeint, daß sie zu uns hätten übergehen

sollen; wenn man aber bedenkt, daß der Soldat unter allen Umständen nur seiner Pflicht als solcher Gehör geben soll, so kann man ihn nur bedauern, wenn er sich in einer Lage befindet, wo seine Pflicht mit seinen Gefühlen nicht im Einklange steht.

Nach beendigter Schlacht nahm Bülow sein Hauptquartier in dem Dorfe Oehna unweit Dennewitz, in dessen Nähe das Armeecorps ein Bivouac bezog. Das Tauentzien'sche, sowie das russische und schwedische Armeecorps stellten sich auf den Höhen von Jüterbogk auf, nach welchem Orte der Kronprinz von Schweden sein Hauptquartier legte.

Ohne den Feind zu verfolgen, blieben wir hier drei volle Tage stehen, was Niemand von uns begreifen konnte. Da man bei Großbeeren den geschlagenen Feind schon ein mal hatte ruhig abziehen lassen, so erhöhte sich jetzt gegen den Kronprinzen die ungünstige Stimmung.

Mochte man auch zugeben, daß der Kronprinz nicht wagen durfte, Davoust aus den Augen zu verlieren und sich Napoleon, der ihn gern gefaßt hätte, auf den Hals zu ziehen, so war doch ein kräftiges Nachrücken ohne Gefahr und hätte dem Feinde gewiß noch große Verluste zugefügt, wenn man auch davon absehen will, daß in einem entferntern Sinne dadurch eine mächtige Diversion zu Gunsten der großen böhmischen Armee herbeigeführt sein würde.

Am zweiten Tage nach der Schlacht wurde dem Herrn der Heerschaaren unter einer dreimaligen Salve aus allen Geschützen und kleinen Gewehren ein feierliches Dankgebet dargebracht für den unter seinem mächtigen Beistande und nach seinem Willen erfochtenen herrlichen Sieg.

Nach Absingung des Lobgesanges „Herr Gott dich loben wir!" brachte das dritte Armeecorps dem Könige unserm Herrn ein lautjubelndes dreimaliges Hurrah, sowie auch unseres Feldherrn, des Generals Bülow, in gleicher Weise gedacht wurde.

An Orden und Belohnungen für die gewonnene Schlacht wurde das Corps vielfach bedacht. Unter vielen Andern ward auch mir das Eiserne Kreuz erster Classe zu Theil. Der General Bülow erhielt das Großkreuz des Eisernen Kreuzes und wurde zum Grafen mit dem Zunamen „von Dennewitz" erhoben. Dem Kronprinzen von Schweden als unserm Oberfeldherrn wurde

gleichfalls das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen, obgleich das Eiserne Kreuz statutenmäßig nur Inländern ertheilt werden sollte.

Die dem General Bülow gewordene Auszeichnung brachte zwischen diesem und dem General Tauentzien, der sich zurückgesetzt fühlte, ein großes Zerwürfniß hervor, welches sich sogar bis zu einer Herausforderung zum Zweikampfe steigerte. Glücklicherweise wurde diesem noch vorgebeugt.

Auch der General Borstell machte dem General Bülow die Ehre des Siegs streitig, indem er solche, da die Entscheidung des Tags durch sein Erscheinen auf dem Schlachtfelde herbeigeführt sei, für sich in Anspruch nahm, während Bülow, weil er seiner wiederholten Aufforderung, am Abend des 5. mit ihm abzumarschiren, nicht Folge leistete, ihn vor ein Kriegsgericht stellen wollte.

So geriethen auch Tauentzien und Borstell miteinander in Conflict, der unter anderm bei Gelegenheit eines Diners, das der damalige Herzog von Cumberland, nachheriger König von Hannover, einstens, als er sich noch in Berlin aufhielt, am Jahrestage der Schlacht gab und zu welchem die Generale Tauentzien und Borstell eingeladen waren, hervortrat. Bei Tafel brachte nämlich der Herzog unter andern auch einen Toast auf Borstell als den Sieger von Dennewitz aus, was Tauentzien sehr übel nahm und es besonders dem General Borstell nicht vergessen konnte, daß er diesen Toast nicht abgelehnt, ihn vielmehr angenommen habe.

Nach meiner Ansicht in dieser Angelegenheit hat der General Borstell durch sein Erscheinen mit der Division zum Gewinn der Schlacht allerdings viel beigetragen, und es ist sehr möglich, daß die Schlacht ohne sein Zuthun nicht gewonnen sein würde. Zu einem besondern Verdienste kann ihm dieses aber nicht gerechnet werden, da sein rechtzeitiges Erscheinen und Eingreifen weder eigener Entschluß in Erkennung der Gefahr, noch Folge einer von ihm ausgegangenen Combination gewesen ist, so wenig als dieser Schritt ihm irgend eine Verantwortung hätte zuziehen können. Ohne Anmaßung konnte der General Borstell sich als den Sieger von Dennewitz nicht ansehen.

Ebenso wenig konnte der General Tauentzien die Ehre des

Siegs für sich in Anspruch nehmen, obgleich ihm Jeder zugestehen muß, daß er einen harten Kampf bestanden hat, und zwar so ehrenvoll für ihn, als es in seiner dermaligen Lage nur möglich war. Allein man darf nicht vergessen, daß er den Tag vorher bei Seyda und Zahne bis Jüterbogk zurückgeworfen, hier eine Stellung nahm, in welcher er den Stoß zwar abwartete, eine Zeitlang auch aushielt, ihm aber aller menschlichen Berechnung nach keinenfalls lange hätte widerstehen können. Bülow dagegen handelte auf eigene Verantwortung, es war freier Entschluß von ihm, als er am 5. des Abends gegen Einbruch der Nacht aufbrach und dem Feinde folgte, den Moment abwartend, ihn anzugreifen, wie es geschah. Obgleich Tauentzien älterer General war als Bülow, so stand dieser doch nicht unter seinem Befehle, auch leitete er die Schlacht keineswegs, vielmehr verhielt er sich während derselben ganz passiv, wogegen er sich von Bülow für sein Verhalten Weisungen erbat und solche auch annahm. Die Wahrheit dieser Darstellung kann ich verbürgen und ich glaube, daß hiernach dem General Bülow die Ehre des Siegs von Dennewitz nicht streitig gemacht werden kann, sondern ihm ganz ungetheilt gebührt.

In meiner Erzählung fortfahrend, bemerke ich, daß das Armeecorps am 9. nach dem Lager bei Nonnendorf zwischen Jüterbogk und Dahme rückte, von wo aus es Detachements gegen Torgau entsendete. In den folgenden Tagen wurden die Bewegungen gegen die Elbe fortgesetzt. Der Feind hatte sich auf das linke Ufer dieses Flusses zurückgezogen; die Festungen Magdeburg, Wittenberg und Torgau waren noch in seinem Besitze.

Um zu verhüten, daß der Feind nach erhaltenen Verstärkungen nicht einen erneuerten Versuch gegen Berlin unternehme, wurden die drei genannten Festungen genau beobachtet und die Truppen in steter Bereitschaft gehalten, den Feind anzugreifen, wenn er die Elbe überschreiten sollte.

Nachdem der Feind sich ruhig verhielt und wir bis an die Elbe vorgerückt waren, wo auf dem rechten Ufer Torgau und Wittenberg eingeschlossen und Magdeburg beobachtet ward, hatte man bei Elster, zwischen Wittenberg und Torgau, und bei Roßlau, zwischen Wittenberg und Magdeburg, Brücken über die Elbe geschlagen und Brückenköpfe davor angelegt. Der bei Elster wurde

dem General Bülow und der bei Roßlau den Schweden übertragen, die solche mit einer Avantgarde, die bis Dessau vorrückte, deckten. Außer diesen beiden Brücken wurde insbesondere für den rechten Flügel der Nordarmee noch eine dritte bei Acken geschlagen und dieser Ort als Brückenkopf befestigt.

Bis zum 23. September fiel auf dieser Seite nichts von Erheblichkeit vor. Ein sächsisches Grenadierbataillon unter dem Major von Bünau, später General in preußischen Diensten, ging zu uns über; die Ersten, die sich hierzu entschlossen hatten. Hiernach schien es mit der französischen Herrlichkeit im Abnehmen: denn soviel ist wahr, auf wessen Seite die Macht ist, der hat auch Freunde und Bundesgenossen; kehrt ihm das Glück den Rücken, so hat auch die Freundschaft ein Ende. Es ist eine alte Wahrheit, die immer neu bleibt: „Wer Viel hat, dem wird Viel gegeben, wer Wenig hat, dem wird auch Das noch genommen."

Bombardement von Wittenberg.

Es mußte uns sehr viel daran gelegen sein, einen festen Platz an der Elbe zu haben, zugleich dem Feinde den uns bedrohlichsten Uebergangspunkt zu entreißen. Dies war Wittenberg[1].

Nachdem aus Spandau und Berlin einige Stücke schweren Geschützes beim Armeecorps eingetroffen waren, wurde gleich darauf am 24. September Nachmittags der Feind aus den Vorstädten Wittenbergs vertrieben und in die Festung zurückgeworfen,

---

[1] In Bezug hierauf sagte der Kronprinz in seiner Disposition vom 14. September: „Da die Armee nicht die Elbe passiren kann, wenn sie nicht irgend einen festen Punkt auf einem dieser Ufer im Besitze hat, so überträgt Se. königl. Hoheit dem General von Bülow dieses wichtige Unternehmen, das so entscheidenden Einfluß auf die Bewegungen der Armee und ihre Thätigkeit hat, und beauftragt denselben, aus Berlin und Spandau so viel schweres Geschütz herbeizuschaffen, als zur schnellsten Eroberung dieses Platzes nothwendig ist; denn so lange noch der Feind im Besitze des Brückenkopfes von Torgau und der Festung Wittenberg ist, so lange ist auch Berlin niemals außer Gefahr, und die zu ihrem Schutze bestimmte Nordarmee nicht im Stande sich weiter zu entfernen." Aus dieser Stelle geht hervor, mit welcher Vorsicht der Kronprinz zu Werke ging, was uns damals, die wir nur vorwärts wollten, wenig zusagte, und uns in dem Glauben bestärkte, daß der Kronprinz zugleich seine Schweden zu schonen suche.

und in der darauffolgenden Nacht die Tranchéen mit einer Parallele gegen die Schloßfront der Festung eröffnet, wobei man eine vor derselben fortlaufende flache Vertiefung benutzte[1]. Gleichzeitig wurden drei Batterien angelegt: eine preußische zu zwei schweren Haubitzen; eine russische zu vier Einhörnern, eine Art langer Haubitzen mit erweiterter Mündung, und eine englische Batterie congrèvescher Brandraketen, ein Geschütz, welches uns bis dahin noch nicht zu Gesicht gekommen war. Ein Hauptmann Bogue von der englischen Artillerie commandirte sie.

Der General Bülow gab mir den Auftrag, mit dem englischen Commandeur zusammenzutreten und Alles, was derselbe zur Anlage und Deckung der Batterie oder sonst begehre, herbeischaffen und in Ausführung bringen zu lassen. Zunächst verlangte er einen Schutzwall von 12 Fuß Höhe. Indem er die Tragweite der Raketen zu 3000 Schritt angab, machte ich ihm bemerklich, daß es auf einer solchen Entfernung von der Festung eines Schutzwalles gar nicht bedürfen würde; wenn man aber einen solchen geben wolle, könne man auch näher hinangehen. Er trat dieser Meinung bei und wir gingen bis ungefähr 1200 Schritt an die Festung hinan.

Mittlerweile nahm das Bombardement seinen Anfang. Unsere Brandkugeln zündeten an mehren Orten der Stadt. Bei der geringen Ausdehnung derselben gingen einige Granaten über selbige weg und eine fiel sogar auf die Elbbrücke, that uns aber nicht den Gefallen, sie zu zerstören. Die Raketen griffen ungeachtet die Brustwehr für sie noch unvollendet war, mit ein, leisteten aber wenig. Meistentheils gingen sie zu kurz und man war genöthigt, noch ein paar Hundert Schritte weiter vorzugehen. Eine Brustwehr wurde nicht weiter verlangt, wäre auch überflüssig gewesen, da von der Festung aus nicht geschossen wurde.

Nicht allein durch die geringe Tragweite, sondern auch im Uebrigen entsprachen die Raketen unsern Erwartungen nicht. Sie folgten nicht immer der Bahn ihrer anfänglichen Richtung, einige gingen sogar gerade in die Höhe und setzten die Bedienungsmannschaft und wer in der Nähe war in Gefahr. Die Erscheinung, wenn die Raketen losgehen, hat etwas Dämonisches, besonders

---

[1] Die Flügel der Parallele waren durch Fleschen gesichert.

bei Nachtzeit; das Getöse, wenn sie die Luft durchschneiden, trägt viel dazu bei, und der lange feurige Schweif gibt ihnen das Ansehen fliegender Drachen.

Nach der Versicherung des Capitäns sollten sie gegen Cavallerie von außerordentlicher Wirkung sein, was man sich leicht denken kann, und man sollte glauben, daß die Pferde dagegen kaum Stand zu halten vermögen.

Am 26. wurde das Bombardement einstweilen eingestellt, dagegen begann es am folgenden Tage Abends 9 Uhr von neuem und dauerte bis zum andern Morgen 4 Uhr ununterbrochen fort.

An mehren Stellen in der Stadt brannte es, auch der Thurm der Schloßkirche gerieth in Brand und ward bis auf den Grund zerstört, welches bei der finstern Nacht ein schauerlich-schönes Schauspiel gab. Traurig war es, gegen eine deutsche Stadt Verwüstungen der Art anrichten zu müssen. Aus der Festung wurde auch dieses mal, wie am ersten Tage des Bombardements, gar nicht geschossen.

Um die Communication des Feindes mit Wittenberg zu unterbrechen, wurde versucht, die dortige Elbbrücke zu zerstören. Zu diesem Ende ließ der Kronprinz den durch seine vielfachen Projecte bekannten Hauptmann Neander[1] von der Artillerie aus Berlin kommen. Derselbe ließ auch einige Brandmaschinen anfertigen, die so eingerichtet waren, daß sie beim Anfahren an harte Gegenstände explodiren sollten. Sie entsprachen jedoch den Anforderungen nicht, eine einzige explodirte, als sie unterwegs gegen das Ufer stieß; die übrigen Maschinen ließen nichts von sich merken, auch habe ich nicht vernommen, was aus ihnen geworden ist.

So wichtig uns der Besitz von Wittenberg gewesen sein würde, einen ebenso großen Werth legte der Feind auf die Behauptung dieses Platzes. Um die Belagerung zu stören und die Aufhebung derselben herbeizuführen, vielleicht auch zu eigener Sicherheit, unterließ er nicht, gegen die Brücken bei Elster und Roßlau Unternehmungen auszuführen.

---

[1] Derselbe, dessen ich schon bei einer frühern Gelegenheit erwähnte, als ich mit ihm in Verbindung stand.

Nach der Schlacht bei Dennewitz hatte der Marschall Ney sich über Torgau nach Eilenburg an der Mulde zurückgezogen und war daselbst bis zum 24. September verblieben, an welchem und dem folgenden Tage er das vierte Armeecorps (Bertrand) gegen Wartenburg, gegenüber von Elster, detachirt und mit dem siebenten Corps (Reynier) [1] eine Stellung zwischen Schmiedeberg und Kemberg, nach Wittenberg zu, einnahm, von wo aus er den 27. gegen Dessau vorrückte, die Schweden von da vertrieb und solche am folgenden Tage nöthigte, sich in den Brückenkopf von Roßlau zurückzuziehen, wo sie alle fernern Angriffe abwiesen und auf diese Weise die Brücke erhielten.

Die Bewegungen des feindlichen vierten Armeecorps gegen Wartenburg veranlaßten den Kronprinzen von Schweden, die Brücke bei Elster in der Nacht vom 25. zum 26. September abbrechen zu lassen, mit dem Befehle, das Material theils zu versenken, theils anderweit zu bergen. Diese Maßregel erregte bei uns großen Unwillen, indem es uns nur darin bestärkte, daß der Kronprinz auf alle Offensivoperationen verzichten wolle.

Bei den großen Fragen, die zur Entscheidung vorlagen, und deren Entwickelung sich mit starken Schritten näherte, konnte es Bülow und uns Allen, die wir wußten, daß Preußens Existenz auf dem Spiele stand, wol nicht verargt werden, wenn es unser sehnlichster Wunsch war, dabei thätig mitzuwirken. War bei allem dem die Unternehmung auf Wittenberg und die Blokade und Beobachtung von Torgau und Magdeburg nicht von sehr untergeordneter Wichtigkeit, besonders wenn man die Stärke der gegenseitigen Streitkräfte in Erwägung zieht?

Die Nordarmee zählte beim Beginne der Feindseligkeiten nach dem Waffenstillstande 154,000 Mann, nämlich:

Bülow	41,300	=
Tauentzien	38,700	=
Winzingerode	10,000	=
Woronzoff	12,000	=
Schweden	24,000	=
Wallmoden	28,000	=
	154,000	Mann.

[1] Das zwölfte Corps (Oudinot) war in Folge der bei Dennewitz erlittenen Verluste aufgelöst und unter das vierte und siebente Corps vertheilt.

Rechnet man hiervon die 28,000 Mann von Wallmoden, die an der Niederelbe standen, und 4000 Mann zu Streifcorps unter Czernischeff, außerdem 8000 Todte und undienstfähig Gewordene, Vermißte 2c., im Ganzen 40,000 Mann ab, so behielt der Kronprinz noch 114,000 Mann an der Mittelelbe von Torgau, Wittenberg bis Magdeburg zur Verfügung.

Nach Zurücklassung von etwa 34,000 Mann, um die Besatzungen der drei ebengenannten Festungen im Zaume zu halten, waren noch 70,000 Mann zu den Operationen im freien Felde übrig, mit welchen daher die Elbe überschritten werden konnte. Dieses mit Blücher's Uebergang in Uebereinstimmung gebracht, würde Ney außer Stand gesetzt haben, sich dem zu widersetzen. Viel Menschenblut wäre erspart worden!

Die Aufstellung der Nordarmee an der Elbe war in dieser Zeit folgende:

das Bülow'sche (dritte) Armeecorps vor Wittenberg; ein Detachement bei Elster;

das Tauentzien'sche (vierte):

- die Division Puttlitz vor Magdeburg,
- die Division Hirschfeld auf dem Marsche von Wittenberg nach Magdeburg zur Ablösung der Division Puttlitz, mußte auf Befehl des Kronprinzen aber bei dem Dorfe Grimme Halt machen,
- die Division Wobeser bei Uebigau,
- die Division Dobschütz als Reserve bei Liebenwerda;

das schwedische Armeecorps bei Coswig und Roßlau, den dortigen Brückenkopf besetzt haltend;

das russische Armeecorps von Winzingerode, Acken gegenüber, diesen Ort als Brückenkopf besetzt haltend; die Cavallerie auf dem linken Ufer der Elbe;

das Streifcorps unter Czernischeff auf dem Marsche nach Kassel;

Wallmoden und Tettenborn fochten an der Niederelbe.

Am 28. erhielt der General Bülow vom Kronprinzen Befehl, die Brücke bei Elster wieder herstellen und den Brückenkopf beendigen zu lassen, mehr um dem Feinde Besorgnisse zu

---

Das Cavalleriecorps unter dem Herzoge von Padua (Arrighi) war in Leipzig zurückgelassen.

erwecken, als selbst Gebrauch davon zu machen. Das Heraufholen der beim unlängst erfolgten Abbruche der Brücke versenkten Fahrzeuge hielt sehr auf, und da es außerdem an allem Nöthigen zur Herstellung der Brücke fehlte, so wurde der Bau erst am 2. October beendigt.

Gegen Wittenberg geschahen ungefähr 2000 Wurf, ohne daß ein sonderlicher Erfolg bewirkt worden wäre. Bei einem fortgesetzten Bombardement war kein günstigeres Ergebniß abzusehen, und da man bei dem Mangel an Belagerungsbedürfnissen nicht daran denken konnte, zu einer förmlichen Belagerung überzugehen, so beschränkte man sich auf eine bloße Blokade.

Lange vor einer Festung unthätig und müßig stehen zu müssen, sagt den Truppen überhaupt wenig zu, die den Dienst vor Festungen und den Festungskrieg im Allgemeinen wenig lieben, auch nicht darauf eingeübt sind.

Bekanntlich hatte sich Blücher, welcher den Feind vor sich hertrieb und ihn zum Rückzug über die Elbe zwang, zur selben Zeit mit der schlesischen Armee der Nordarmee genähert. Er setzte sich jetzt mit Tauentzien und unserm Armeecorps in Verbindung. Ein neues frisches Leben ging uns auf und erfüllte uns mit Hoffnungen zu baldigen neuen Thaten.

Blücher's Uebergang über die Elbe, desgleichen der von der Nordarmee.

Nachdem Blücher bei Elster die Elbe überschritten hatte, sollte das Treffen bei Wartenburg, welches am 3. October durch das preußische Armeecorps unter York auf eine so glänzende und ruhmvolle Weise erkämpft und ausgeführt wurde, unsere Hoffnungen auch bald in Erfüllung bringen. Unter erschwerendern Umständen hat wol nicht leicht ein Brückenbau, im Angesichte des Feindes, bei Unzulänglichkeit und schwieriger Beschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse und gestört durch einen überraschenden feindlichen Angriff, stattgefunden, als der bei Elster in den Tagen vom 29. September bis 2. October [1].

---

[1] Bei dieser Gelegenheit wurde es abermals sehr fühlbar, wie nothwendig im Felde Brückenequipagen sind, die Beweglichkeit genug haben,

Der Uebergang an sich war wegen des eingehenden Bogens, den die Elbe dort bildet, nicht schwierig, desto mehr war es aber die Vertreibung des Feindes aus seiner äußerst starken Stellung bei dem Dorfe Wartenburg nach geschehenem Uebergange. Die erfolgte Ueberwältigung des Feindes in dieser Stellung, deren beide Flügel sich an die Elbe lehnten und deren Front durch ein fast inpraktikables sumpfiges Terrain gedeckt war, gereichte unserm ersten Armeecorps zur höchsten Ehre und ist eine so glänzende Waffenthat, daß sie in der Kriegsgeschichte kaum ihres Gleichen hat. Der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz focht hier mit ausgezeichneter Umsicht und Tapferkeit und erwarb sich dadurch einen hohen militärischen Ruhm. Der General York wurde als York von Wartenburg in den Grafenstand erhoben.

Groß waren die Opfer, mit welchen dieser Uebergang erkauft wurde. Das Armeecorps verlor an diesem Tage beinahe 70 Offiziere und 2000 Mann an Todten und Verwundeten.

Von Seiten des Bülow'schen Corps wurde der Uebergang durch den Bau der Brücke, ein Detachement von einem Grenadierbataillon, sechs Musketiercompagnien, einer zwölfpfündigen und einer sechspfündigen reitenden Batterie unterstützt.

Es läßt sich denken, mit welchem Frohlocken und welch freudigem Gefühle wir Zeugen der heldenmüthigen That unserer treuen Waffengefährten waren. Desto größer war unser Unwille über den Kronprinzen, der müßiger Zuschauer blieb und in seiner Lethargie verharrte. Bülow war außer sich. Jetzt blieb uns nur die einzige Hoffnung, daß Blücher uns mit über die Elbe hinüberziehen würde.

So sollte es auch sein. Winzingerode's leichte Cavalerie ging, nachdem Ney sich in Folge von Blücher's Uebergang über die Elbe gegen Leipzig zurückgezogen hatte, bis Bitterfeld, Düben und Delitzsch vor, worauf am 4. October die Schweden bei Roßlau und die Russen bei Acken, wir dagegen, sowie die Reservedivision

---

um den Truppen überall folgen zu können. Dies ist leider fast nie der Fall, vielmehr müssen die Pontontrains meistentheils zurückgelassen werden, und werden dadurch oft mehr eine Last, als eine Hülfe. Selbst die russischen Leinwandpontons hatten Blücher nicht folgen können und trafen erst am Abend des 2. October am Uebergangspunkte ein.

Dobschütz des Tauentzien'schen Corps den Tag darauf bei erstgenanntem Orte die Elbe passirten, die Division Thümen vor Wittenberg zurücklassend.

Vom Tauentzien'schen Corps hielt Puttlitz Magdeburg und Wobeser Torgau blokirt, sowie Hirschfeld die Brücken bei Acken und Roßlau besetzte, auf deren Behauptung sehr viel ankam, da sie auf unserer Verbindungslinie mit Berlin lagen. Diese Maßregel war um so nothwendiger, als der Gouverneur von Magdeburg nach aufgefangenen Briefen von Napoleon die Weisung hatte, daß er mit 6000 Mann von seiner Besatzung gegen gedachte Brücke vorrücken und sich ihrer bemächtigen sollte, sobald wir über die Saale gehen würden.

Diese drohende Nachricht machte den Kronprinzen bei seiner Bedächtigkeit für seine Verbindung mit Berlin nicht wenig besorgt, und es ist sehr zweifelhaft, ob er über die Elbe gegangen sein würde, wenn ihm diese Nachricht früher zugekommen wäre; allein Blücher zog ihn mit sich fort.

Nach Blücher's Uebergang über die Elbe kam es zur Sprache, den ersten Schreck zu benutzen, und Wittenberg durch Sturm zu nehmen. Man war hiermit zwar im Ganzen einverstanden, meinte jedoch, daß diese Unternehmung durch die Schweden und Russen, da sie an den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz nur wenig Theil genommen hätten, ausgeführt werden müsse. Dieser Meinung konnte ich nicht ganz beitreten. Uns war die Belagerung von Wittenberg übertragen, Preußen war bei dem Besitze von Wittenberg am meisten interessirt, und Preußen mußte der Welt zeigen, daß es den Krieg als den seinigen ansah. Es war diese Unternehmung für uns eine Art Ehrensache, die wir uns nicht nehmen lassen durften, insofern der sofortige Besitz Wittenbergs überall als eine Nothwendigkeit anerkannt wurde. Ich verfocht meine Ansicht mit Heftigkeit, wie ich überhaupt bei solchen Dingen leicht in Eifer gerieth. Leider kam ich hierüber mit dem Chef des Generalstabes in ein gespanntes Verhältniß, welches sich jedoch schon auf dem nächsten Schlachtfelde wieder besser gestaltete, wenn auch nicht ganz ausglich.

Beide Armeen waren nunmehr vereint, gewissermaßen verschwistert, da sie von nun an Hand in Hand gehen und sich einander beistehen mußten. Die Charaktere beider Feldherren

waren aber nichts weniger als mit einander in Einklang. Der eine kühn, unternehmend, kräftigen Willens, keine Schwierigkeit kennend, stets den Zweck vor Augen, Alles wagend, überall Vorfechter, ein ächter Marschall Vorwärts. Der andere von Allem diesen das Gegentheil.

In den Tagen des 3., 4. und 5. October, als Blücher bei Wartenburg (Elster) und die Nordarmee bei Acken und Roßlau über die Elbe gingen, befand sich die große böhmische Armee, noch nicht aus dem Erzgebirge hervorgetreten, in einer Entfernung von 20—25 Meilen von den Uebergangspunkten, dazwischen Napoleon mit seiner ganzen Macht, im Stande, sich nach Gefallen auf die voneinander getrennten Heere der Verbündeten zu werfen.

Die meiste Gefahr in dieser Beziehung drohte unfehlbar unsern beiden Armeen, der schlesischen und der Nordarmee, indem Napoleon wohl wußte, daß er von der sich bedächtig nähernden böhmischen Armee weniger zu befürchten haben würde als von uns.

So wandte denn auch Napoleon, der in den Tagen unseres Ueberganges über die Elbe in Dresden war, sich schon den 6. October nach Wurzen an der Mulde, drei Meilen östlich von Leipzig, und zwar mit dem größten Theil seiner Armee.

Blücher war bis Düben vorgerückt, wo er sein Hauptquartier genommen hatte, der Kronprinz hatte das seinige in Zehbitz, Bülow in Jeßnitz, Tauentzien in Hinsdorf, die Russen und Schweden bei Radegast, die Avantgarde bei Bitterfeld und Delitzsch. So stand die Nordarmee mit den Hauptkräften nur noch 5—6 Meilen von Leipzig.

Napoleon suchte die Schlacht. Ein weiteres Vorrücken von unserer Seite war Das, was Napoleon wollte. Blücher und der Kronprinz waren hingegen dahin übereingekommen, einer Schlacht mit Napoleon überall auszuweichen, indem sie es für das Vorrücken der böhmischen Armee als wünschenswerth erkannten, Napoleon hinter sich herzuziehen. Ein Ausweichen konnte auf zweierlei Art geschehen, entweder daß man über die Elbe zurückging, wo man drei Uebergangspunkte hatte, bei Wartenburg, bei Roßlau und bei Acken, oder indem man die Saale überschritt, die Verbindung mit der Elbe und Berlin ganz aufgebend. Ueber die Elbe zurückzugehen, würde Blücher nie und nimmermehr gethan haben, daher vorkommenden Falls ihm nur noch der an-

dere Ausweg übrigblieb, während es in der Natur und Handlungsweise des Kronprinzen lag, auch von ihm bevorwortet wurde, erstgedachten Ausweg, die Elbe, zu wählen. Wenn der Kronprinz dessenungeachtet, nachdem er ein dergleichen Manöver, als den Regeln des Krieges zuwiderlaufend, erklärt hatte, dennoch sogleich bereit war, erforderlichen Falls mit über die Saale zu gehen, so konnte dieses nur als eine Art Ironie angesehen werden, indem er voraussetzen mochte, daß es hierzu nicht kommen würde.

Es war am 9. October, als wir noch unsere bisherige Aufstellung inne hatten und Blücher in Folge der mit dem Kronprinzen getroffenen Verabredung, über die Saale zu gehen, von Düben auf der Straße nach Jeßnitz kaum abgegangen war, als der Feind ganz unerwartet vor Düben anlangte, und es hätte nicht viel gefehlt, daß Blücher in die größte Gefahr gerathen, vielleicht gar vom Feinde eingeholt worden wäre. Wir in Jeßnitz waren nicht wenig überrascht, als dieses unerwartetete Erscheinen des Feindes erfolgte. Das Zusammentreffen von Mißverständnissen, unterlassene Meldungen und nicht überkommene Marschordres machten es möglich, daß man von der Annäherung des Feindes nicht rechtzeitig unterrichtet war.

Der Landstrich zwischen der Elbe und Mulde wurde nun völlig preisgegeben, und am 10. waren Blücher und die Nordarmee auf dem linken Ufer der Mulde, zwischen dieser und der Saale eng concentrirt. Blücher hatte sein Hauptquartier zu Zörbig, wo auch Bülow das seinige hatte; der Kronprinz zu Radegast. Die Schweden standen zwischen Gröbzig und Löbejün, die Russen bei Radegast. Tauentzien marschirte nach Dessau zurück, um die Elbübergänge und in Verbindung mit Thümen Berlin zu decken, wenn die Bewegungen des Feindes solches nöthig machen sollten. Napoleon stand in Düben. Die böhmische Armee war bis Altenburg und Penig vorgerückt.

Napoleon's Unternehmung gegen die Nord- und schlesische Armee.

Die Lage Napoleon's fing an, für ihn sehr ungünstig zu werden; nur ein verzweifelter Coup konnte ihn aus derselben befreien.

Bis dahin schwebte Napoleon über die Bewegungen Blüchers und des Kronprinzen in steter Ungewißheit. Indem er, wahrscheinlich durch den Rückmarsch Tauentzien's verleitet, annahm, daß beide Armeen über die Elbe zurückgegangen sein müßten, war er darauf bedacht, ihnen die Rückkehr auf das linke Ufer zu verwehren, Wittenberg zu entsetzen und das Kriegstheater auf das rechte Ufer der Elbe zu verlegen, vielleicht auch nur eine Demonstration zu machen und dadurch die Allürten zu falschen Maßregeln zu verleiten.

Es war am **11.** und **12.** October, als der Feind sich weiter gegen die Elbe in Bewegung setzte und mit fünf Armeecorps (dem dritten, vierten, sechsten, siebenten und elften), einem Cavaleriecorps (Sébastiani) und drei Cavaleriedivisionen (Dombrowsky, Defrance und Chastel) gegen Wittenberg, Roßlau, Acken und Wartenburg vorrückte, während zu ihrer Unterstützung eine besondere Reserve weiter rückwärts aufgestellt war; die auf Wittenberg dirigirten Colonnen gingen durch diesen Ort über die Elbe und zwangen den General Thümen, die Blokade aufzuheben, der sich fechtend behufs Vereinigung mit Tauentzien gegen Koswig zurückzog. Der Feind folgte und drängte immer weiter gegen Roßlau vor, um sich von dieser Seite der dortigen Elbbrücke zu bemächtigen. Die auf dem linken Elbufer gegen Roßlau dirigirten Colonnen zwangen den General Tauentzien, sich von Dessau zurückzuziehen, welches anfangs bis hinter die Mulde geschah, jedoch bis zum Brückenkopfe der Elbbrücke fortgesetzt werden mußte. Als indessen der Feind auf dem rechten Elbufer mit überlegenen Kräften gegen diese Brücke vordrang und der General Thümen ihn nicht mehr aufzuhalten vermochte, ging Tauentzien über die Elbe zurück, seinen Rückzug in Vereinigung mit Thümen, vom Feinde verfolgt, über Zerbst fortsetzend.

Von Roßlau drang der Feind auf dem rechten Elbufer gegen die Brücke bei Acken vor und warf die außerhalb aufgestellten Posten zurück. Der General Hirschfeld, der in Acken commandirte, ließ zu seiner Sicherheit, da sich auf dem rechten Ufer keine Brückenschanze befand, das an dieses Ufer anstoßende Brückenende abbrechen.

Hiermit in Verbindung drang eine feindliche Colonne von Dessau aus gegen Acken vor, wo sie in der Nacht eintraf, den

Ort mit Granaten bewarf und dadurch die Besatzung allarmirte. Obgleich sich von dieser Seite keinen Angriff vermuthend, war sie doch auf ihrer Huth und hatte die ihnen angewiesenen Posten in kurzer Zeit besetzt und war bereit, den Feind zu empfangen. Dieser zog aber noch vor Tagesanbruch wieder ab.

Der Kronprinz, weniger unternehmend als Blücher und die Deckung Berlins vor Augen, war demselben nur ungern über die Elbe und, wie sich leicht denken läßt, noch weniger gern gegen die Saale gefolgt. Als nun eine so ansehnliche feindliche Macht gegen die Elbe vorrückte, wurde er doch, obgleich er Tauentzien hatte zurückgehen lassen, für Berlin besorgt und entschloß sich, ungesäumt über die Elbe zurückzugehen. Demzufolge brach die Nordarmee am 13. von der Saale nach Köthen auf, wo sie ein Bivouac bezog und mit dem Frühesten sich gegen Acken in Bewegung setzen sollte, um dort die Elbe zu passiren.

In Köthen erfuhr man das Nähere, was vorgegangen war, was im ersten Augenblicke nicht verfehlte, Eindruck zu machen. Zu einer bloßen Diversion erschien die feindliche Macht, die sich gegen die Elbe in Bewegung gesetzt hatte, zu bedeutend. Als nun die Meldung einging, daß Hirschfeld die Brücke bei Acken habe abbrechen lassen und solches die Rückkehr über die Elbe, die der Kronprinz für nothwendig hielt, sehr erschwert haben würde, so wurde ich schleunigst nach Acken gesandt, um von der Brücke noch zu retten, was da war (man wußte noch nicht, daß bloß das an das jenseitige Ufer anstoßende Brückenende abgebrochen war). Gegen Abend traf ich dort ein, und nachdem ich das Erforderliche besorgt und mich nach dem Amtshofe, wo der General Hirschfeld lag, begeben hatte, erschien mitten in der Nacht der Feind und begann sein vorhin bemerktes Bombardement. Eine Granate fiel gerade auf den Hof und platzte, was viel Wirrwar gab. Von meinem Strohlager aufspringend, will ich mir das Fußzeug anziehen, da ist es nicht da; ich rufe nach meinem Diener, werde nicht gehört. Wohl oder übel muß ich mich barfuß aufmachen, über den Hof durch dick und dünn, bis ich endlich nach vielem Rufen meinen Diener finde, der mit dem Satteln und Aufzäumen der Pferde beschäftigt ist. Der Mensch hatte die Stiefeln, um sie zu putzen, mit nach dem Stalle genommen. Die Unvorsichtigkeit, im Felde nicht stets seinen ganzen Anzug

bei sich zu behalten, kann sehr unangenehme Verlegenheiten nach sich ziehen.

Die Brigade von Hessen-Homburg war bestimmt, übergesetzt zu werden, um den Herstellungsbau der Brücke zu decken. Man bedurfte ihrer aber nicht, da, wie bereits gemeldet, der Feind sich wieder entfernt hatte.

Ich erlaubte mir, den General Hirschfeld darauf aufmerksam zu machen, wie es nöthig sei, dem Kronprinzen den nächtlichen Besuch des Feindes zu melden. Dieser General war ein eigenthümlicher Mann; und da ich ihn hierin kannte, auch wußte, daß er sich nichts vorschreiben lassen wollte, wie er es zu nennen pflegte, so richtete ich meine Bemerkung möglichst danach ein, erhielt dennoch eine verneinende Antwort, nicht daß er es mir übel genommen hätte, sondern weil man den Kronprinzen nicht daran gewöhnen müsse, ihm Alles zu melden.

Da meine Mission beendigt war, so kehrte ich zu meinem Corps zurück.

Tauentzien und Thümen eilen bis Berlin zurück.

Der kräftige Widerstand, welchen Thümen bei seinem Rückzuge von Wittenberg die Elbe hinab gegen den ihn verfolgenden Feind leistete, kam dem General Tauentzien sehr zu Gute, indem Dieser dadurch Zeit gewann, seinen Rückzug bei Roßlau über die Elbe zu bewerkstelligen. Indessen konnte jener Rückzug sehr gefahrbringend werden, indem er die große und nächste Straße von Wittenberg nach Berlin ganz offen ließ und dem Feinde gestattete, ohne irgend einen Widerstand vor den Thoren Berlins zu erscheinen. Tauentzien, vermuthend, daß solches geschehe, und den Zeitverlust vermeidend, sich von der Seite die nöthige Aufklärung über die Bewegungen des Feindes zu verschaffen, dachte nur daran, dem Feinde nach Berlin zuvorzukommen. Als er am 15. October dort eintraf, mochte er sehr verwundert sein, von einer Annäherung des Feindes nichts gewahr zu werden, überhaupt die größte Sorglosigkeit und Ruhe daselbst anzutreffen. Sein unerwartetes Erscheinen mußte daher die Stadt in die größte Bestürzung setzen, bis man endlich gewahr wurde, daß nirgends eine Gefahr der Art vorhanden war.

Nun war Alles, wie man leicht denken kann, gegen Tauentzien aufs höchste erbittert, zumal seine Truppen in einem kläglichen Zustande in Berlin angekommen waren. Die Mißbilligung eines so eiligen und übereilten Rückzugs theilten Behörden und Jedermann. Als das General-Gouvernement den General Tauentzien deshalb zur Rede stellte, antwortete dieser scheinbar ganz unbefangen, daß es seinen Truppen an Fußbekleidung fehle, die er sich holen wolle.

Der Feind war dem General Tauentzien nur eine Strecke über Zerbst hinaus bis zum Dorfe Deetz auf der Straße nach Zörbig gefolgt und dann umgekehrt.

Auch die Straße, die von Wittenberg nach Berlin gerade zuführt, war, obgleich Tauentzien es befürchtet hatte, vom Feinde nicht betreten worden.

Napoleon's Niederlage bei Leipzig. Ende der Fremdherrschaft.

Nachdem es Napoleon nicht hatte gelingen wollen, weder die schlesische noch die Nordarmee zur Annahme einer Schlacht zu bringen, und der König von Neapel, der gegen die große böhmische Armee, Leipzig im Rücken, aufgestellt war, von dieser hart gedrängt wurde, so entschloß Napoleon sich, am 14. mit allen seinen vereinten Streitkräften von Düben nach Leipzig umzukehren und hoffte der böhmischen Armee eine entscheidende Schlacht zu liefern, noch ehe die schlesische und die Nordarmee herangerückt sein könnten.

In Folge dessen hatte der Feind das rechte Ufer der Elbe geräumt und war auch von Dessau abgezogen, sodaß auch für Acken und den dortigen Uebergang nichts mehr zu besorgen war, daher die Division des Prinzen von Hessen-Homburg, die noch auf dem Marsche nach Acken sich befand, wieder nach Köthen umkehren konnte.

Der vorausgesetzte Abbruch der Brücke bei Acken und der mit dadurch verhinderte Uebergang der Nordarmee auf das rechte Ufer der Elbe war in seinen Folgen sehr wichtig: denn es ist fast als gewiß anzunehmen, daß der Kronprinz, wenn er einmal über die Elbe gegangen sein würde, nicht gewagt haben dürfte, wieder zurückzugehen.

Von dem völligen Abmarsche Napoleon's in der Richtung auf Leipzig wurde der Kronprinz erst am Abend des 14. October unterrichtet, sodaß der Feind einen Vorsprung von 24 Stunden vor uns gewann. Unser Abmarsch fand daher erst am nächstfolgenden Tage, am 15., statt und sollte der erhaltenen Disposition gemäß gleich bis Halle, $4^3/_4$ Meilen gegangen werden, als mit einem male, da wir schon auf dem Marsche waren, der unerwartete Befehl anlangte, daß nur bis zum Petersberge, $1^3/_4$ Meilen von Halle, marschirt und dort eine Aufstellung gegen Leipzig genommen werden solle, demzufolge unser Corps sich mit dem rechten Flügel an den Petersberg und den linken Flügel in der Richtung auf Radegast aufstellen mußte.

Alle waren über diesen Aufenthalt mit Recht entrüstet, da man wußte, daß mit dem morgenden Tage die Schlacht beginnen sollte und auf die Mitwirkung der Nordarmee dabei gerechnet werde, die bei der Entfernung von über sechs Meilen von Leipzig aber unmöglich war. Von allen Seiten wurde in den Kronprinzen gedrungen, weit er zumarschiren, alles umsonst; dem Kaiser Alexander antwortete er, daß die Truppen von den sehr schlechten Wegen zu sehr angegriffen wären.

Aus diesem Benehmen des Kronprinzen ging deutlich genug hervor, daß es nicht in seiner Absicht lag, an der Schlacht selbst thätigen Antheil zu nehmen, wie solches auch aus seiner Disposition für den Marsch in die Stellung am Petersberge bei Halle mit Mehrem hervorgeht, indem es darin heißt: „Da es möglich ist, daß es morgen (16.) in der Gegend von Leipzig zur Schlacht kommt, so muß die Armee schlagfertig sein, um entweder die Hauptarmee zu unterstützen oder, wenn sie siegreich ist, dem Feinde hinterher noch den möglichsten Abbruch zu thun.“

Es war also von Hause aus nur auf eine Nebenrolle abgesehen, vielleicht mit der Absicht, erst dann zu erscheinen, wenn es darauf ankommt, den Ausschlag zu geben und die Ehre des Siegs für sich zu gewinnen.

Die Lage, in der sich Napoleon nunmehr befand, verschlimmerte sich mit jedem Augenblicke. Es rückten immer neue Kräfte zu dem bevorstehenden entscheidenden Kampfe gegen ihn an; er war auf allen Seiten von überlegenen Feinden umstellt und in seinem Rücken streiften Parteigänger; Baiern hatte ihn verlassen

und war zu seinen Feinden übergetreten; die übrigen Rheinbündner warteten nur auf die Gelegenheit, ein Gleiches zu thun. Seine Macht war gebrochen, sein Nimbus gefallen. Die Morgenröthe deutscher Freiheit stieg hochröthend am Horizonte unserer Hoffnungen empor.

Dennoch athmete man noch nicht frei; mit dem Löwen ist man nicht eher fertig, bis er todt ist. Konnte doch sein Genius wiederkehren, und was vermag nicht die Kraft eines alleinigen Willens in der Verzweiflung!

Die Stärke der Verbündeten, auf die bei der Katastrophe zu rechnen war, in welcher das Schicksal der Reiche entschieden werden sollte, kann ungefähr folgendermaßen angenommen werden:

I. Das böhmische Kriegsheer, unterm kaiserlich östreichischen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg.

a) Oestreicher:

Erstes Armeecorps Feldzeugmeister Graf Colloredo.
Zweites " General Graf Meerveld.
Drittes " Feldzeugmeister Graf Giulay.
Viertes " General Graf Klenau.
Erste leichte Division Feldmarschalllieutenant Fürst Liechtenstein.
Reservecorps General Erbprinz von Hessen-Homburg.
70,000 Mann.

b) Russen und Preußen unter dem russischen General Grafen Barclay de Tolly

Corps des Generals Grafen Wittgenstein	18,000 Mann,
Zweites preußisches Armeecorps Generallieutenant von Kleist	23,000 "
Reservecorps unterm Großfürsten Constantin und General Miloradowitsch .	25,000 "
	66,000 Mann

Das böhmische Heer 136,000 Mann.

II. Russische Reservearmee (polnische Armee) unter dem General von Bennigsen.

Avantgarde unter Generallieutenant Grafen Stroganoff	4000 Mann,
Infanterie Generallieutenant Doctorow	23,000 "
Latus	27,000 Mann.

Transport	27,000 Mann.
Cavallerie, Generallieutenant Thaplitz. .	5000 "
Zweite östreichische leichte Division, Feldmarschallieutenant Graf Bubna . . .	8000 "
	40,000 Mann.

III. Nordarmee unterm Kronprinzen von Schweden, Karl Johann.

Drittes preußisches Armeecorps, Generallieutenant von Bülow	25,000 Mann
(hatte eine Brigade, Thümen, auf dem rechten Elbufer zurückgelassen)	
Russisches Corps, General von Winzingerode	25,000 "
Schwedische Armee, Feldmarschall Graf Stedingk	18,000 "
	68,000 Mann.

IV. Schlesische Armee unterm General der Cavallerie von Blücher.

Erstes preußisches Armeecorps, Generallieutenant von York.	21,000 Mann.
Russisches Corps, General Graf Langeron	25,000 "
Russisches Corps, General von Sacken .	10,000 "
	56,000 Mann.

Die Stärke der Alliirten betrug demnach:

300,000 Mann

mit über 1000 Geschützen und 50—60,000 Mann Reiterei.

Die Stärke der französischen Armee war ungefähr folgende:

Alte Garde		(Mortier).	4000 Mann.
Junge "		(Oudinot).	20,000 "
Garde-Cavallerie		(Nansouty) . .	5000 "
Zweites Armeecorps		(Victor) . .	15,000 "
Drittes	"	(Ney) . . .	18,000 "
Viertes	"	(Bertrand) .	15,000 "
Fünftes	"	(Lauriston) .	10,000 "
Sechstes	"	(Marmont) .	20,000 "
Siebentes	"	(Reynier) . .	12,000 "
Achtes	"	(Poniatowsky)	10,000 "
		Latus	129,000 Mann.

Transport	129,000	Mann.
Neuntes Armeecorps (Augereau) .	10,000	"
Elftes " (Macdonald) .	15,000	"
Fünf Cavalleriecorps	22,000	"
Zusammen	176,000	Mann

mit etwa 700 Geschützen und über 25,000 Mann Reiterei.

Bevor angegeben wird, wie diese ungeheure Masse Truppen von beinahe einer halben Million vertheilt und aufgestellt war, will ich versuchen, ein möglichst treues Bild des Schlachtfeldes zu entwerfen.

Beschreibung des Schlachtfeldes.

Das Schlachtfeld, auf welchem die Befreiung Deutschlands so ruhmvoll erkämpft und die Macht des Löwen, der allen bestehenden Reichen den Untergang gedroht hatte, niedergeworfen wurde, wird von der Pleiße, der Elster und der Parthe durchschnitten, an deren Zusammenfluß die Stadt Leipzig auf dem rechten Ufer der Pleiße liegt.

Die Pleiße und die Elster fließen gemeinschaftlich in einem sumpfigen, ungangbaren, mit Wald, Buschwerk und Gesträuchen durchschnittenen Wiesengrunde von etwa $^1/_2$ Meile Breite, durch welchen nur eine Straße, die von Leipzig nach Frankfurt, führt. Die Pleiße hat eine Breite von etwa 50 Schritten; die Elster ist ziemlich ebenso breit. Die Parthe, ihren Lauf in südwestlicher Richtung gegen die von Süden kommende Pleiße nehmend, ist an sich weit weniger bedeutend als die beiden andern Flüsse, hat jedoch theilweise sumpfige, mit Schilf und Gesträuchen besetzte, ziemlich steile Ufer, und ist daher nicht ohne militärische Bedeutung.

Sie theilt das Terrain auf dem rechten Ufer der Pleiße, die unterhalb Leipzig eine nordwestliche Richtung nimmt, in zwei ziemlich gleiche Abschnitte, den nördlichen, zwischen der Pleiße und dem rechten Ufer der Parthe, und den östlichen, zwischen der Pleiße und dem linken Ufer der Parthe. In diesem letztern Abschnitte hatte Napoleon seine Aufstellung und ist derselbe als das eigentliche Schlachtfeld anzusehen, in welchem die Stadt Leipzig als das Reduit zu betrachten ist.

Das Terrain um Leipzig ist als eine Ebene anzusehen, die gegen Leipzig und die genannten Gewässer eine sanfte Abdachung hat. Die wenigen Hügel in dieser Gegend verdienen kaum den Namen als solche und werden nur in dem Munde der Bewohner der anliegenden Ortschaften zu Bergen.

Außer einigen Anhöhen bei Taucha, abwärts an der Parthe, kommen nur die Hochebene bei Breitenfeld, nördlich von Leipzig, der Kolmberg bei Libertwolkwitz, die Anhöhe (der Monarchenhügel) bei Meusdorf [1], der Steinberg bei Holzhausen und der Thonberg [2] zwischen Leipzig und Probstheida in Betracht.

Leipzig ist der Vereinigungspunkt einer Menge Straßen. Nördlich führen von hier aus Straßen nach Torgau, nach Wittenberg, nach Dessau, nach Magdeburg und nach Halle; östlich und südlich zwischen der Parthe und Pleiße gehen die Straßen nach Dresden, nach Grimma, nach Chemnitz, nach Zwenkau und Böhmen; westlich der Pleiße und Elster die Straßen nach Altenburg, nach Zeitz, nach Naumburg und nach Merseburg.

Von Leipzig aus trifft man in einem Umkreise von ungefähr drei Stunden die durch die Schlacht besonders nahmhaft gewordenen Ortschaften: im nördlichen Terrainabschnitte Lindenthal, Wiederitzsch; näher an Leipzig Möckern, Eutritzsch, Mockau, zuletzt Gohlis; im östlichen Abschnitte in erster Linie Taucha, Holzhausen, Liebertwolkwitz, Wachau, Markkleeberg; dahinter Paunsdorf, Zweinaundorf, Meusdorf, Döfen, Dölitz; noch weiter zurück Sellerhausen, Stötteritz, Probstheida, Connewitz; zuletzt Straßenhäuser und Reudnitz; auf dem linken Ufer der Pleiße und Elster der Kuhthurm und Lindenau.

---

[1] Auf dieser Anhöhe haben die drei Monarchen den größten Theil der Schlacht zugebracht, und von dort aus den Gang derselben beobachtet und geleitet. Zum Andenken hat diese Anhöhe die Benennung „Monarchenhügel" bekommen. Auf derselben befindet sich auch das Mausoleum des Fürsten Schwarzenberg, der später zu Leipzig starb. Die Familie desselben hat jedoch die Leiche in das Familienbegräbniß nach Böhmen bringen lassen.

[2] Von dieser Anhöhe hat Napoleon die Schlacht seinerseits geleitet.

Aufstellung der gegenseitigen Armeen.

Diese war am Morgen des 16. October:

I. Bei den Alliirten.

Das dritte östreichische Armeecorps (Giulay) und die erste leichte Division, sowie das Streifcorps vom Generallieutenant Thielemann[1] standen auf dem linken Ufer der Elster bei Kleinzschocher. Eine Division (östreichische) Murray war auf dem Marsche nach Weißenfels.

Das zweite östreichische Armeecorps (Meerveld) und das Reservecorps (Erbprinz von Hessen-Homburg) stand zwischen der Elster und Pleiße, bei Pröbel und Zöbigker.

Das russische Armeecorps (Wittgenstein) und das zweite preußische (Kleist), mit Ausnahme der Brigade Zieten, standen bei Gröbern, Gossa und Störmthal.

Das vierte östreichische Armeecorps (Klenau) und die Brigade Zieten vom zweiten preußischen Armeecorps standen bei Großpösna; auf dem äußersten rechten Flügel bei Seiffertshain 2000 Kosaken unter Hetman Platow.

Die preußischen und russischen Garden und drei russische Kürassierdivisionen, unter Großfürst Konstantin, bei Magdeborn.

Die Nordarmee und die polnische Armee, sowie das erste östreichsche Armeecorps (Colloredo) waren noch nicht bei Leipzig eingetroffen, davon befand sich das erste östreichische Armeecorps noch im Marsche jenseits Borna, und die polnische Armee (Bennigsen) bei Colditz. Die schlesische Armee stand bei Schkeuditz, die Avantgarde derselben gegen Lindenthal. Die Division St.-Priest vom Langeron'schen Armeecorps stand bei Gundorf auf dem linken Ufer der Luppe. Die drei Monarchen waren in Rötha, von wo der König von Preußen und der Kaiser von Rußland noch denselben Tag nach dem Schlachtfelde abgingen.

II. Der feindlichen Armee.

Das siebente Armeecorps (Reynier) war am 16. noch auf

[1] Früher in sächsischen Diensten, trat im Monat Mai 1813 mit dem damaligen Obersten Aster, jetzt preußischer General der Infanterie, zu den Alliirten über.

dem Marsche von Düben nach Eilenburg. Vom dritten Armeecorps (Ney) nahm nur die Division Delmas, am 16., Theil an der Schlacht, daher die französische Armee am 16. October etwa 150,000 Mann stark gewesen sein mag, die am Morgen des 16. folgendermaßen aufgestellt waren:

Das vierte Armeecorps (Bertrand) in Lindenau, Plagwitz und Leutsch.

Das achte Armeecorps (Poniatowsky) bei Connewitz, Lößnig und Dölitz.

Das neunte Armeecorps (Augereau) bei Markkleeberg.

Das zweite Armeecorps (Victor) und der größte Theil der Cavallerie bei Wachau.

Das fünfte Armeecorps (Lauriston) bei Libertwolkwitz.

Die vier letztgenannten Armeecorps commandirte der König von Neapel, dessen Hauptquartier in Wachau war.

Das elfte Armeecorps (Macdonald) bei Holzhausen.

Das sechste Armeecorps (Marmont), das dritte Reitercorps (Arrighi) und die polnische Division Dombrowsky bei Lindenthal und Möckern.

Die Garden und Cavalleriereserven standen bei Probstheida und Stötteritz. Napoleon's Hauptquartier war in Reudnitz.

Schlacht bei Möckern und Wachau; Treffen bei Connewitz und Lindenau.

Bekanntlich fand am 16. die äußerst blutige Schlacht bei Möckern vor Leipzig statt, in welcher unser Blücher einen glorreichen Sieg erfocht. Gleichzeitig wurden harte Kämpfe bei Wachau, Connewitz und Lindenau gefochten, in welchem einen (Connewitz) der östreichische General Graf Meerveld das Unglück hatte, in Gefangenschaft zu gerathen.

Blücher's Sieg war für die vaterländischen Truppen (York) mit großen Opfern verknüpft gewesen. Von 21,000 Combattanten, womit sie in die Schlacht gingen, blieben 6000 Mann todt und verwundet, darunter auffallend viele Offiziere höhern Ranges. An Trophäen fielen unsern Kriegern in die Hände: 1 Adler, 2 Fahnen, 43 Geschütze, viele Munitionswagen und über 2000 Gefangene.

Das Langeron'sche Corps verlor **1500** Mann, erbeutete **11** Geschütze und machte **800** Gefangene.

Sacken erschien erst auf dem Schlachtfelde als es schon dunkel war, konnte daher keinen unmittelbaren Theil am Kampfe nehmen.

Stellung am Abend des 16. October.

Am Abend nach der Schlacht verblieb das York'sche Corps auf dem Schlachtfelde, wo es übernachtete; hinter demselben als zweites Treffen das Sacken'sche Corps. Das Langeron'sche Corps stellte sich bei Großwiederitsch auf, wohin auch Blücher's Hauptquartier kam. In der Stellung der übrigen Corps hatte sich im Laufe des Tages wenig geändert.

Die französische Armee stand am Abend des **16.** folgendermaßen:

Das achte Corps (Poniatowsky) mit dem vierten Cavalleriecorps (Kellermann) bei Dösen; die Division Sémélé vom neunten Corps (Augereau) und Curial von der alten Garde rechts gegen Markkleeberg.

Die Division Souham vom dritten Corps (Ney) bei Dölitz.

Das zweite Corps (Victor) zwischen Auenhayn und Wachau: dahinter Oudinot mit der jungen Garde; das fünfte Corps (Lauriston) und die Division Ricard vom dritten Corps zwischen Gossa und Libertwolkwitz. Mortier mit einem Theil der Garde vor Liebertwolkwitz.

Das elfte Corps (Macdonald), die Division Charpentier in Niederholz bei Liebertwolkwitz; die Division Ledru hinter Seifertshayn; die Division Gérard mit dem zweiten Cavalleriecorps (Sébastiani) bei Klein-Pößnau; die Division Marchand auf dem Kolmberge zwischen Libertwolkwitz und Seifertshayn.

Das erste und fünfte Cavalleriecorps (Latour-Maubourg und Milhaud) hinter Liebertwolkwitz.

Die Corps, die sich gegen Blücher geschlagen hatten, an der Parthe.

Napoleon und die alte Garde bei der Schäferei Meusdorf zwischen Wachau und Probsthaida.

Die Schlacht bei Möckern gab ein Vorspiel, auf welch' verzweifelte Gegenwehr man sich gefaßt zu machen habe. Waren

die Alliirten auch fast um das Doppelte überlegen, so hatte der Feind doch den Vortheil einer Beisammenhaltung der Kräfte und die Benutzung deckender Terraingegenstände voraus.

Anrücken der Nordarmee.

Während bei Leipzig schon Blut in Strömen floß, brachen wir erst Nachmittags vom Petersberge nach Landsberg auf, wo wir erst spät Abends anlangten.

Als wir diesen Marsch antraten, und es ausgemacht war, daß der Feind seine Kräfte bei Leipzig concentrirt habe, auch eine allgemeine Schlacht nahe bevorstand, so glaubte der Kronprinz doch noch den Feind hinter sich zu haben, indem Detachements gegen Dessau, Acken, sogar gegen Bernburg ausgesandt wurden, und der Marsch erst angetreten wurde, als diese Detachements mit der Nachricht zurückkehrten, daß vom Feinde dort nichts zu sehen sei.

Nun erst machte der Kronprinz Anstalten, seine Schritte etwas zu beeilen, indem wir von Landsberg Nachts 2 Uhr aufbrachen und bis Breitenfeld vorgingen, wo wir am **17.** Morgens 8 Uhr eintrafen. Wir nahmen unsere Aufstellung zwischen den beiden Straßen, die von Landsberg und Delitzsch nach Leipzig führen, auf der Wahlstadt, wo beinahe **200** Jahre zuvor der große Schwedenkönig Gustav Adolf den bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Tilly auf das Haupt schlug.

Bei Breitenfeld trafen wir wieder mit Blücher zusammen, was uns eine große Freude gewährte. Zwischen ihm und dem Kronprinzen fand bald nach unserm Einrücken eine Conferenz statt, in welcher beide Feldherren übereinkamen, sich aneinander anzuschließen und in Gemeinschaft operiren zu wollen; doch wollte der Kronprinz, sein Auge von der Elbe nicht abwendend, beim Angriffe sich die Defensivstellung nördlich von Leipzig zwischen der Parthe und Pleiße vorbehalten, und als Blücher dies verweigerte, so erklärte der Kronpring, nur unter der Bedingung auf dem linken Partheufer zu operiren, wenn er durch ein Corps von **30,000** Mann der schlesischen Armee verstärkt werde, in welches Verlangen Blücher willigte, und das Langeron'sche Corps bei Großwiederitsch dem Kronprinzen zur Verfügung ge-

stellt wurde. Blücher verblieb bei diesem Corps, sich dem Kronprinzen gewissermaßen unterordnend. Er that es aber um ihn festzuhalten und vorwärts zu bringen, und dann auch auf Langeron, der nicht immer sehr bereit war, in Blücher's Weise zu handeln, nöthigenfalls einzuwirken.

Schlacht bei Leipzig am 18. October.

Da der 16. genugsam dargethan hatte, daß bei der weitläuftigen Ausdehnung der Truppen unangenehme Chancen eintreten könnten, denen man sich nicht aussetzen wollte, so wurde festgesetzt, daß die Schlacht für den 17. eingestellt, wenigstens kein Angriff von Seiten der Alliirten unternommen werden solle. Man glaubte den General Bennigsen, der mit der polnischen Armee von Dresden her, nach Zurücklassung eines Corps unter Tolstoy, im Anmarsch war, abwarten zu müssen, umsomehr, als er im Laufe des Tages eintreffen mußte. Die Schlacht wurde daher bis zum 18. ausgesetzt und Morgens 7 Uhr sollte der Angriff auf allen Seiten beginnen.

Erwartungsvoll und in wahrhaft feierlicher Stimmung sah man, zum Sterben bereit, erfüllt von Muth und Hoffnung, und im Vertrauen auf Gott, der Stunde entgegen, wo im blutigen Kampfe das Schicksal von Europa entschieden werden sollte. Es war eine regnige Nacht; beinahe Fünfhunderttausend Krieger waren auf einem engen Raume versammelt; hochgeröthet war der Himmel wohin man den Blick wendete, von einer unzähligen Menge von Wachtfeuern, dahinter finstere Nacht.

Der unvergeßliche 18. October brach an! Das Signal zum Aufbruche ertönte und bald standen unsere Kriegerhaufen geordnet „mit Gott für König und Vaterland" gegen den Feind anzurücken.

Stellung des Feindes zur Schlacht.

Der Feind hatte sich mit seiner Hauptmacht 1—1½ Stunde östlich von Leipzig, diesen Platz im Rücken, zwischen der Pleiße und Parthe aufgestellt, mit dem rechten Flügel bei Dölitz und Dösen an der Pleiße und mit dem linken Flügel bei Paunsdorf,

die Uebergänge über die Parthe in der linken Flanke, sowie auch Taucha vor dem linken Flügel besetzt haltend. Vor dem Centrum lagen Holzhausen, und vor dem rechten Flügel Wachau in erster Linie, Liebertwolkwitz war aufgegeben. Die Reserven standen zwischen Stötteritz und dem Thonberge, von welchem aus Napoleon die Gegenschlacht leitete.

Angriffsbewegungen der Alliirten.

Die böhmische Armee unter Schwarzenberg rückte in vier Colonnen vor:

Die erste, einige 60,000 Mann, unterm Erbprinzen von Hessen-Homburg sollte Dösen und Lößnig angreifen, und eine Division zwischen der Pleiße und Elster auf Connewitz vorgehen lassen.

Die zweite, ungefähr ebenso stark als die erste, unter Barclay de Tolly, sollte Wachau und Liebertwolkwitz, welches man besetzt glaubte, angreifen und dann auf Probsthaida dringen.

Die dritte, 70,000 Mann unter Bennigsen, sollte gegen Zuckelhausen und Holzhausen vordringen, mit Umgehung des feindlichen linken Flügels.

Die vierte, ungefähr 20,000 Mann unter Giulay, sollte auf Lindenau, im Rücken des Feindes, vorgehen.

Die schlesische Armee, die Corps von York und von Sacken (25,000 Mann), bildete die fünfte Angriffscolonne und war bestimmt, gegen die Parthe vorzudringen, und sich der Uebergänge derselben in der feindlichen linken Flanke zu bemächtigen.

Die Nordarmee und das Langeron'sche Corps formirten die sechste Angriffscolonne, 85,000 Mann, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen, und waren bestimmt, sich gegen Taucha zu wenden, dort über die Parthe zu gehen und gegen Paunsdorf, den linken Flügel des Feindes, vorzudringen und sich dann nach Sellerhausen zu dirigiren.

Demzufolge brachen wir aus unserer Stellung bei Breitenfeld gegen 8 Uhr Morgens auf, unsern Marsch gegen die Parthe richtend, die wir, unser Corps bei Taucha, das russische Corps weiter unterhalb bei Grasdorf, die schwedische Armee bei Plaußig und das Langeron'sche Corps bei Mockau passirten.

Während dieses Ueberganges wäre bald eine Störung eingetreten, indem uns die unerwartete Nachricht zukam, daß sich bei Eilenburg in unserm Rücken ein feindliches Corps befinde, und von da in Anmarsch sei. Es war möglich, daß St.-Cyr, der mit dem ersten und vierzehnten Corps Dresden hielt, die gegen ihn aufgestellten Truppen überwältigt und zurückgeworfen, sich vielleicht mit der Besatzung von Torgau vereinigt habe und gegen uns operire, oder daß gedachte Besatzung eine Diversion in unserm Rücken unternehme: allein beides war nicht der Fall, vielmehr waren es bairische Truppen, die sich von der französischen Armee bereits getrennt hatten und von den dortigen Landleuten noch zu unsern Feinden gezählt wurden.

Unser Armeecorps, welches von der Nordarmee den äußersten linken Flügel hatte, rückte hierauf gegen Paunsdorf, auf der leipzig-wurzener Straße vor, welchen Ort wir vom Feinde besetzt fanden, obgleich er schon einmal von den Oestreichern unter dem General Bubna erobert, nachher aber wieder verloren gegangen war. Paunsdorf gerieth hierbei in Brand.

Inzwischen hatte Langeron seinen Uebergang bei Mockau erzwungen und den ihm entgegenstehenden Feind genöthigt, sich gegen Schönefeld zurückzuziehen. Unsere rechte Flanke war hierdurch mehr gedeckt und wir schritten nun zum Angriff von Sellerhausen und Stüntz, welche beide Orte sehr hartnäckig vertheidigt wurden. Bei diesem Angriffe wirkte die englische Raketenbatterie des Hauptmann Bogue mit, welcher brave Offizier bei dieser Gelegenheit blieb. Nach mehrmals wiederholten Angriffen gelang es endlich, den Feind aus diesen Orten zu vertreiben und uns darin festzusetzen.

Ein Bataillon Infanterie, welches uns rechter Hand entgegenkam, machte uns einen Augenblick stutzen. Da es immer näher kam, dabei die Gewehre immer im Arm behielt, doch auch für alliirte Truppen nicht erkannt werden konnte, indem es die Poupons der Czakos nach französischer Art oben auf dem Ueberzuge trug, so befahl mir der General Bülow, diese Erscheinung näher aufzuklären. Ihnen, sie gehörig ins Auge fassend, entgegenreitend, bemerkte ich, daß ihre Gewehre keine Bajonette hatten, welches ich als ein friedliches Merkmal ansah. Es waren sächsische Truppen, die zu uns übergingen. Ueber-

haupt verließ an diesem Tage fast das ganze sächsische Militär die feindlichen Reihen, und man hat es gesehen, daß das Geschütz, welches eben seine Kugeln auf uns schleuderte, unmittelbar darauf gegen den eben verlassenen Feind gebraucht wurde. Dem Beispiele der Sachsen waren auch Württemberger und Badener gefolgt. Hiermit war der Rheinbund factisch aufgelöst; Deutsche kehrten zu ihren deutschen Brüdern zurück; die Herrlichkeit Napoleon's hatte ihr Ende erreicht.

Die Nacht nach diesem heißen Tage blieben wir in Paunsdorf. Alle Häuser lagen voll, meist Verwundete; kaum daß der General Bülow ein Zimmer für sich erhielt. Ein Paar Stunden, die ich der Ruhe widmen konnte, brachte ich auf dem Stroh in einer Scheune zu, die an dem einen Ende brannte. Im Kriege, wo das Menschenleben so niedrig im Course steht, achtet man es wenig und geht oft leichtsinnig damit um.

Der Feind beginnt seinen Rückzug.

Einige Stunden vor Tagesanbruch versammelten wir uns beim General Bülow. Der Graf Hardenberg kam von Blücher und brachte die Nachricht, daß Napoleon im Rückzuge begriffen sei, indem man die ganze Nacht auf dem Ranstädter Steinwege fortwährend Truppenbewegungen und Transporte von Fuhrwerken wahrgenommen habe.

Dies war eine sehr erfreuliche Nachricht: denn da der Feind am Abend des 18. nur bis Connewitz, Probstheida, Stötteritz, Crottendorf, Volkmarsdorf und Reudnitz zurückgegangen war, mithin noch eine zusammenhängende, mit den Flügeln gut angelehnte Stellung einnahm, so mußten wir glauben, daß die Schlacht noch nicht vollständig entschieden sei. Der Feind hatte diese Stellung jedoch im Laufe der Nacht verlassen, und um solches zu maskiren, nur schwache Detachements zurückgelassen.

Daß er dagegen Leipzig halten und nicht freiwillig verlassen würde, bevor er nicht alles fortgeschafft und in Sicherheit gebracht habe, ließ sich denken, daher wir uns noch auf einen letzten Act gefaßt machen mußten. Die verschiedenen Colonnen unserer Armee hatten während der Nacht die Punkte besetzt gehalten, bis wohin sie Abends vorher vorgedrungen waren, etwa $^3/_4$ Stun-

den von Leipzig. Unser Corps hatte die Nacht zwischen Sellerhausen und Paunsdorf bivouakirt und ging des Morgens um 6 Uhr gegen die vom feindlichen Nachtrupp noch besetzten Dörfer Volkmarsdorf und Reudnitz vor, die sie, ohne erheblichen Widerstand zu finden, nahmen. Die feindlichen Truppen eilten, Leipzig zu erreichen, und wir stellten uns, weitere Befehle erwartend, bei Reudnitz und auf beiden Seiten der grimmaer Chaussee auf.

Ueberläufer erzählten uns, daß die Verwirrung in der Stadt wahrhaft grenzenlos sei und eine gänzliche Auflösung bevorstehe. Unser hiernach so natürliches Verlangen, gegen die Stadt vorzubringen und uns durch den Sturm in den Besitz der zahllosen Trophäen zu setzen, sollte sich alsbald erfüllen, denn gleich darauf kam der Kronprinz geritten, ein zahlreiches Gefolge hinter sich, und gab den Befehl zum Sturm. Mit Begeisterung empfingen die Truppen diesen Befehl und muthig schritten sie vorwärts.

Sturm auf Leipzig. Ortsbeschreibung.

Eine Schilderung von der Oertlichkeit dieser hartbedrängten und geängstigten Stadt wird zum besseren Verständniß der nachfolgenden Erzählung nicht undienlich sein.

Die Stadt Leipzig, in der Gestalt eines verschobenen Vierecks, dessen Seiten den vier Weltgegenden zugekehrt sind, hat einen Umfang von ungefähr 5500 Schritten, und war zur Zeit, als die Schlacht vorfiel, noch mit Ueberresten alter Festungswerke, Wall, Mauern und Gräben versehen. Auf der südöstlichen Spitze des Umfanges befindet sich die ehemalige Citadelle Pleißenburg, auf welcher die Sternwarte liegt, die nach allen Seiten eine weite Aussicht gewährt.

Gleichlaufend mit der Westseite der Stadt fließt die Pleiße, die etwa 600 Schritt unterhalb die Parthe aufnimmt, welche vor der Nordseite der Stadt vorbeifließt.

Die Stadt hat vier Hauptthore; auf der Ostseite das Grimmaische, auf der Südseite das Peters-, auf der Westseite das Frankfurter und auf der Nordseite das Hallesche Thor; außerdem drei Nebenthore, das Moritzthor (auf der Südseite), das Schloßthor und das Thomasthor, beide auf der Westseite; außerdem mehre Pforten und Pförtchen. Vor den meisten Thoren be-

finden sich geräumige freie Plätze, vor dem Grimmaischen das Rondel, vor dem Moritzthore der Roßplatz, auf demselben der Gasthof zum Könige von Preußen, in welchem Napoleon die letzte Nacht in Leipzig zugebracht hat; vor dem Petersthore der Königsplatz, und nahe beim Frankfurter Thore der Fleischerplatz.[1]

Die Vorstädte, die Leipzig in einer Entfernung von einigen 100 Schritten auf allen Seiten umschließen, sind sehr ansehnlich und haben in der Schlacht eine wesentliche Rolle gespielt, indem ihr Umfang durch Mauern, Lehmwände, Hecken, Gräben u. dgl. nach dem Felde zu eingefaßt war. Die Ausgänge der Vorstädte sind durch Barrièren und Thore (äußere Thore) geschlossen. Vor der Südseite das Münzthor (ein Nebenthor) zunächst der Pleiße, das Zeitzer Thor, das Windmühlenthor und das Sandthor (ein Nebenthor); vor der Ostseite das Hospitalthor, das Dresdner-, auch Grimmaische Thor, und das Garten- oder Hinterthor; vor der Nordseite das Gerberthor, und vor der Westseite das Rosenthalthor (ein Nebenthor) und das Frankfurter, auch Ranstädter Thor.

Als beachtenswerth können auch die im äußern Umfange belegenen mit Mauern umfaßten und vorspringenden Kirchhöfe, namentlich zwischen dem Hospital- und Grimmaischen Thore; das Schützenhaus vor dem Gartenthore; das Vorwerk Pfaffendorf an der Einmündung der Parthe in die Pleiße; die von der Elster und Pleiße umschlossene Waldung Rosenthal, und der Kuhthurm an der äußersten Brücke auf dem Ranstädter Damm, sowie auch der ehemalige Richter'sche, später Reichenbach'sche Garten genannt werden.

Der örtlichen Beschaffenheit nach war Leipzig nur auf der Ost- und Südseite, weniger auf der Nordseite, auf der Westseite (abgesehen von der hier im Uebrigen vorliegenden Unzulässigkeit) dagegen so gut wie gar nicht angreifbar. Demgemäß waren auch die Anordnungen getroffen.

Was nun den Sturm selbst betrifft, so war dem Kronprinzen die obere Leitung dabei übertragen. Der Angriff geschah in vier Hauptcolonnen: die erste Colonne bildete die böhmische Armee. Sie näherte sich von der Südseite gegen das Windmühlen-

---

[1] Anm. des Herausgebers. Obwol seit jener Zeit sich die Namen und Lagen der hier genannten Thore und Plätze theilweise geändert haben, schien es uns doch am Ort, die frühern Namen beizubehalten, umsomehr als der nur einigermaßen mit der Oertlichkeit Vertraute sich leicht orientiren kann.

oder äußere Petersthor und bestand aus dem östreichischen Corps von Colloredo, dem russischen von Wittgenstein und dem preußischen von Kleist.

Die zweite Colonne bildete die polnische Armee. Sie rückte über Stötteritz gegen das Hospitalthor vor.

Die dritte Colonne bildete die Nordarmee, an ihrer Spitze die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg, unterstützt durch die Brigade von Borstell und gefolgt von einigen schwedischen Bataillonen. Sie rückte gegen das äußere Grimmaische Thor vor.

Die vierte Colonne bildete die schlesische Armee, Langeron und Sacken. Sie rückte gegen die Hallesche Vorstadt in zwei Abtheilungen vor, die eine (Sacken) gegen das äußere Hallesche Thor, die andere (Langeron) gegen den Anschluß der Grimmaischen Vorstadt an die Parthe, die Angriffe zu beiden Seiten unterstützend.

Von allen Seiten waren Geschütze gegen die Stadt aufgefahren, und von 9 Uhr Morgens an wurden Granaten und Kanonenkugeln gegen dieselbe geschleudert.

Die Thore waren verpalissadirt, die Mauern der äußern Gärten vor dem Peters- und dem Grimmaischen Thore und des (Johannis-) Kirchhofes zwischen diesem und dem Hospitalthore, sowie die Mauern der innern Stadt waren mit Schießlöchern versehen.

Der vorspringende, mit Mauern umgebene Kirchhof flankirte die beiden anstoßenden Thore. Sein Besitz erschien um so wesentlicher, als man von da aus in die Vorstadt einzudringen hoffen durfte. Man beschloß daher die vordere Mauer einzuschießen. Unsere Geschütze wurden hierzu zu leicht gehalten, daher Bennigsen seine (russischen) Geschütze vorbringen ließ. Es gelang jedoch nicht, die Mauer niederzulegen, indem sie zu schwach war und die Kugeln durchgingen.

Unter diesen sehr erschwerenden Umständen mußte also der Sturm unmittelbar auf die Thore selbst unternommen werden. Während der Prinz von Hessen-Homburg das Grimmaische Thor angriff, zog sich die Brigade Borstell rechts heraus, von einer andern Stelle einzudringen, oder das nächstgelegene Thor in den Rücken zu nehmen. Die Brigade von Kraft bildete die Reserve.

Am Grimmaischen Thore büßten wir viele Menschen ein, der

Prinz von Hessen-Homburg selbst wurde durch eine Gewehrkugel in der Schulter verwundet und mußte zurückgebracht werden. Der Kronprinz von Schweden, unter dessen Augen dieser Angriff geschah, ließ einige Bataillone Schweden vorrücken, bei welcher Gelegenheit der Commandeur eines schwedischen Jägerbataillons blieb, der von seinen Landsleuten als ein sehr braver Offizier viel bedauert wurde.

Das dritte Bataillon des dritten ostpreußischen Landwehrregiments (von der Brigade Hessen-Homburg) unter Major Friccius [1], zeichnete sich bei dieser Gelegenheit sehr aus, und ihm gebührt das Verdienst, das Thor erbrochen zu haben und zuerst in Leipzig eingedrungen zu sein.

Der General Borstell machte dies dem Bataillon streitig und behauptete, daß seine Truppen zuerst in Leipzig eingedrungen seien. Soviel steht fest, daß er ebenfalls den Eingang in Leipzig erkämpft hat, ob dieses aber gleichzeitig, früher oder später war, als von der Brigade von Hessen-Homburg, kann nicht mit Bestimmtheit entschieden werden. In Augenblicken, die so rasch auf einander folgen, und wo bei den neben einander im Kampfe verwickelten Truppentheilen fast kein Zwischenraum, der nicht von Fechtenden angefüllt ist, kommt leicht eine solche Meinungsverschiedenheit, und zwar am leichtesten bei Personen, die sich nicht in einer Lage befunden haben, wo sie das Ganze übersehen konnten. Doch daß die beiden Angriffe sich einander unterstützt haben, wird nicht in Abrede gestellt werden können.

Die erste gegen das Petersthor vordringende Colonne kam nicht zum Sturm, da die Stadt bereits überwältigt war, als sie im Begriff stand, denselben zu unternehmen. Der Feind, der das Hospitalthor vertheidigte, mußte die Vertheidigung aufgeben, als das Grimmaische Thor genommen war, und die zweite Colonne konnte jetzt auch eindringen.

Nun mußte auch der Feind das Hallesche Thor verlassen und der vierten Colonne das Eindringen gestatten.

Der Feind war jetzt auf allen Seiten bis in die innere Stadt zurückgeworfen. Lebhaft wurde er verfolgt, in den Stra-

[1] Beim Ausbruche des Befreiungskrieges Oberlandesgerichtsrath in Preußen, gegenwärtig Generalauditeur der Armee.

ßen, überall wo er sich noch zur Wehr setzen wollte, entstand ein furchtbares Gemetzel; was nicht die Gewehre wegwarf, wurde schonungslos niedergemacht. Ueber 1000 Todte ließ der Feind hierbei auf dem Platze. Umsonst suchte er sich an den innern Thoren noch zu halten, doch von den Zurückweichenden mit fortgezogen, hörte auch der Widerstand hier bald auf, es war 12 Uhr Mittags.

Jetzt trat für die feindliche Armee eine furchtbare Katastrophe ein. Alles drängte nach dem Ranstädter (Frankfurter) Thore, dem einzigen Ausweg um sich zu retten, doch die Brücke über die Pleiße war gesprengt. Die nachfolgenden schoben die vordersten, die, nicht weichen könnend, in den Fluß gedrängt wurden und ertranken. Denen, die durch den Reichenbach'schen Garten zu entkommen suchten, wo Napoleon eine Nothbrücke über die dort vorbeifließende Elster, wie man sagte zu seinem eigenen Gebrauche, hatte schlagen lassen, erging es nicht besser, indem die Brücke zu schwach war und einbrach. Unter den hier Verunglückten befand sich auch der erst seit zwei Tagen zum französischen Marschall ernannte Fürst Poniatowsky. Ein einfaches steinernes Denkmal, welches ihm der gefangene polnische General Roczniecky hat setzen lassen, bezeichnet die Stelle, wo dieser tapfere heldenmüthige Fürst, der Stolz seiner Nation, den Tod in den Wellen fand.

Alles was nun noch in der Stadt war, und nicht fortkommen konnte, Menschen, Pferde, Geschütze, Fuhrwerke u. s. w. fiel den Siegern in die Hände: 20,000 Gefangene, 300 Geschütze und gegen 1000 Munitions- und andere Wagen; 50,000 Mann waren todt und verwundet, sodaß von den 176,000 Mann, die den 16. früh beim Beginne der Kämpfe um und in Leipzig vorhanden waren, nur ungefähr 90,000 Mann den Rückzug nach dem Rheine antraten.

Unter den Gebliebenen waren ein Marschall (Poniatowsky), vier Divisionsgeneräle (Dumoustier, Vial, Rochambeau und Delmas), sowie mehre Brigadegenerale. Die Marschälle Ney und Marmont, sechs Divisions- und eine große Anzahl Brigadegenerale waren verwundet; der König von Sachsen, zwei Corpscommandeure, Lauriston und Reynier, sowie 13 andere Generale geriethen in Gefangenschaft.

Es war ein wahrhaft rührender Anblick, als Reynier als Gefangener vor den Kronprinzen gebracht wurde, Dieser seinen alten Freund und Waffengefährten erkannte und Beide sich in die Arme fielen. Der Kronprinz ließ ihm seinen Degen wiedergeben und setzte ihn auf der Stelle in Freiheit.

Der Verlust von Seiten der Alliirten betrug an Preußen über 15,000 Mann, an Russen 22,000, an Oestreichern 8000 und an Schweden 300 Mann, zusammen 45,300 Mann todt und blessirt.

Die preußischen Blessirten, die transportfähig waren, wurden nach Halle und die der Oestreicher nach Altenburg geschafft, dennoch waren in Leipzig zehn Tage nach der Schlacht noch über 30,000 Blessirte vorhanden.

Napoleon hatte, wie bereits erwähnt, die Nacht vom 18. auf den 19. in dem Gasthofe zum Könige von Preußen zugebracht. Am Morgen des 19. besuchte er noch den König von Sachsen, ihm den Rath ertheilend, sich mit den Alliirten möglichst zu arrangiren, und ritt nach einem halbstündigen Aufenthalte mit dem Könige von Neapel vom Marktplatze, wo der König von Sachsen das Haus Nr. 1 bewohnte, den Weg nach dem innern Ranstädter Thore, welches aber so verfahren und von Truppen versperrt war, daß er nicht durchkommen konnte und umzukehren gezwungen war, worauf er sich durch das Petersthor, längs der Promenade an der Pleiße über den Fleischerplatz nach dem äußern Ranstädter Thore wandte. Bald nachdem er die Pleiße passirt hatte, ward die Brücke gesprengt.

Einzug der Monarchen in Leipzig.

Mittags 1 Uhr, eine Stunde nach Erstürmung der Stadt, hielten die hohen Monarchen, unser König und die beiden Kaiser von Rußland und von Oestreich, nebst dem Kronprinzen von Schweden und einem äußerst zahlreichen Gefolge von Generalen, hohen Offizieren, Ordonnanzen und dem ganzen Schwarme von Reitknechten mit den Handpferden ihren Einzug durch das Grimmaische Thor nach dem Marktplatze, die Hainstraße hinunter nach dem Ranstädter Thore. Jubelruf von allen Seiten, aus allen Fenstern, ertönte uns entgegen, das Wehen mit den Taschen-

tüchern nahm kein Ende. Als Befreier wurden wir begrüßt und empfangen. Thränen der Rührung traten mir, wie gewiß einem Jeden, in die Augen, und das stolze Gefühl des Siegers hob die Brust empor. Deutschland war frei, die Fremdherrschaft hatte ihr Ende erreicht.

Als der Zug den Fleischerplatz erreichte, fielen vom jenseitigen Ufer der Pleiße Kleingewehrschüsse und Granatwürfe. Es hatten sich längs dieses Ufers noch einzelne feindliche Tirailleure aufgehalten. Natürlich kam der Zug ins Stocken, Alles suchte die Monarchen zurückzuhalten und zum Umkehren zu bewegen; Geschütz und Truppen sollten vorgeholt werden, um den Feind gegenüber zu vertreiben, das eine wie das andere war aber keine Kleinigkeit, indem die Straße durch die zahlreiche Suite zu Pferde dicht angefüllt war und sich rückwärts zusammendrängte, um die Monarchen aus der Schußlinie zu bringen. Dies gelang mit vieler Mühe, und bald hörte das Schießen von selbst auf.

Im vollen Trabe kamen nun die gerufenen Geschütze durch die Straßen dumpfdröhnend angeeilt, und wurden auf dem Fleischerplatze aufgestellt.

Bei dem Vorbringen dieser Geschütze stellten sich dem Auge schauderhafte, das menschliche Gefühl wahrhaft empörende Scenen dar. In den Straßen lagen noch viele Blessirte, die nicht fortgeschafft waren, von welchen schon beim Einzuge von den Pferden Mehre zertreten, völlig zerstampft waren, und was nun noch lag und Leben hatte, wurde von den Geschützen ohne Erbarmen überfahren und gerädert. Wie der Soldat zum Tiger, zum wahrhaft wilden Thiere werden kann, habe ich hierbei gesehen und erfahren.

O Ihr, die ihr aus eitler Ruhmsucht und Kampfeslust den Krieg herbeiwünscht, seid nur erst einmal Zeuge von dem Elende und den Verwüstungen, die derselbe über Menschen und Gegenden bringt, und ihr werdet bald einsehen, wie frivol Euer Verlangen war. Der Krieg an sich ist ein Frevel und Unrecht an der Menschheit, und nur wo die höchsten Güter auf dem Spiele stehen, gewinnt er seine Berechtigung, ja wird hier zur Nothwendigkeit, zu einer heiligen Sache.

So war in jener denkwürdigen Zeit der Befreiungskrieg ein heiliger Krieg, daher das überschwänglich selige Gefühl, als wir

uns, mit dankerfülltem Herzen gegen Gott, als Sieger begrüßten und die Hände drückten. Es war ein Gottesgericht, welches auf Leipzigs Fluren der Fremdherrschaft ein Ende machte und über die Freiheit Deutschlands und Preußens entschied.

Napoleon wollte sich nach der erlittenen Niederlage, die er nicht ableugnen konnte, dennoch nicht als besiegt erkennen, vielmehr log er der Welt vor, daß er solche, wie er in seinem damaligen Bulletin sagte, nur dem Uebergange der Sachsen und der zu zeitig erfolgten Sprengung der Brücke am Ranstädter Steinwege zuzuschreiben habe.

Blücher, der durch sein kräftiges Mitwirken bei der Schlacht unleugbar zum Gewinn derselben am meisten beigetragen hat, wurde vom Könige zum General-Feldmarschall erhoben. Das Volk nannte ihn sehr bezeichnend den Marschall Vorwärts. Bis in die untersten Grade hinunter wurden Orden, Ehrenzeichen und Beförderungen zuerkannt. Mir wurde bei dieser Gelegenheit der russische St.-Georgen Orden 4. Classe und der schwedische Schwertorden zu Theil.

Viele Bekannte und Freunde hatte ich unter den Gebliebenen zu betrauern. Besonders hart trifft kein solcher Verlust, wenn man einen geliebten Freund vor seinen Augen fallen sieht. So erging es mir bei Leipzig mit einem geachteten, mir befreundeten Manne, einem Landrath von Oertzen, der als Volontäroffizier (Major) den Krieg in dem Gefolge des Generals Bülow mitmachte. In dem Augenblicke als ich mit ihm sprach, traf ihn eine Kanonenkugel an die linke Schulter, und er fiel, ohne auch nur das mindeste Lebenszeichen von sich zu geben, vom Pferde; gewiß ein schöner, beneidenswerther Tod! Zu derselben Zeit verlor ich einen andern, mir sehr befreundeten Kameraden, den Oberstlieutenant von Gleißenberg, Commandeur eines Füsilierbataillons, der tödtlich verwundet niederstürzte. Ich hatte Gelegenheit, ihn zur nächsten Verbandstelle zu bringen, allein er war nicht zu retten und gab bald seinen Geist auf.

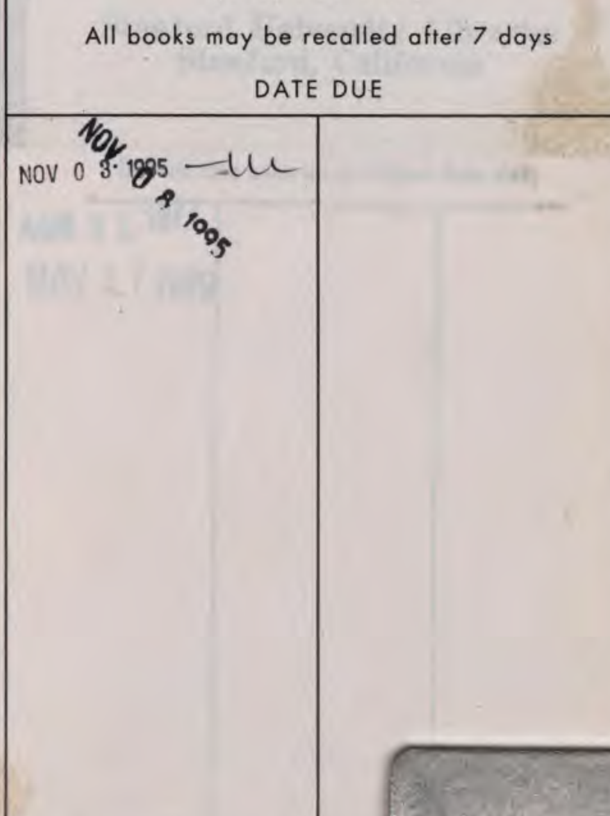
Ende des ersten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.








NOV 0 3 1995
NOV 0 8 1995

